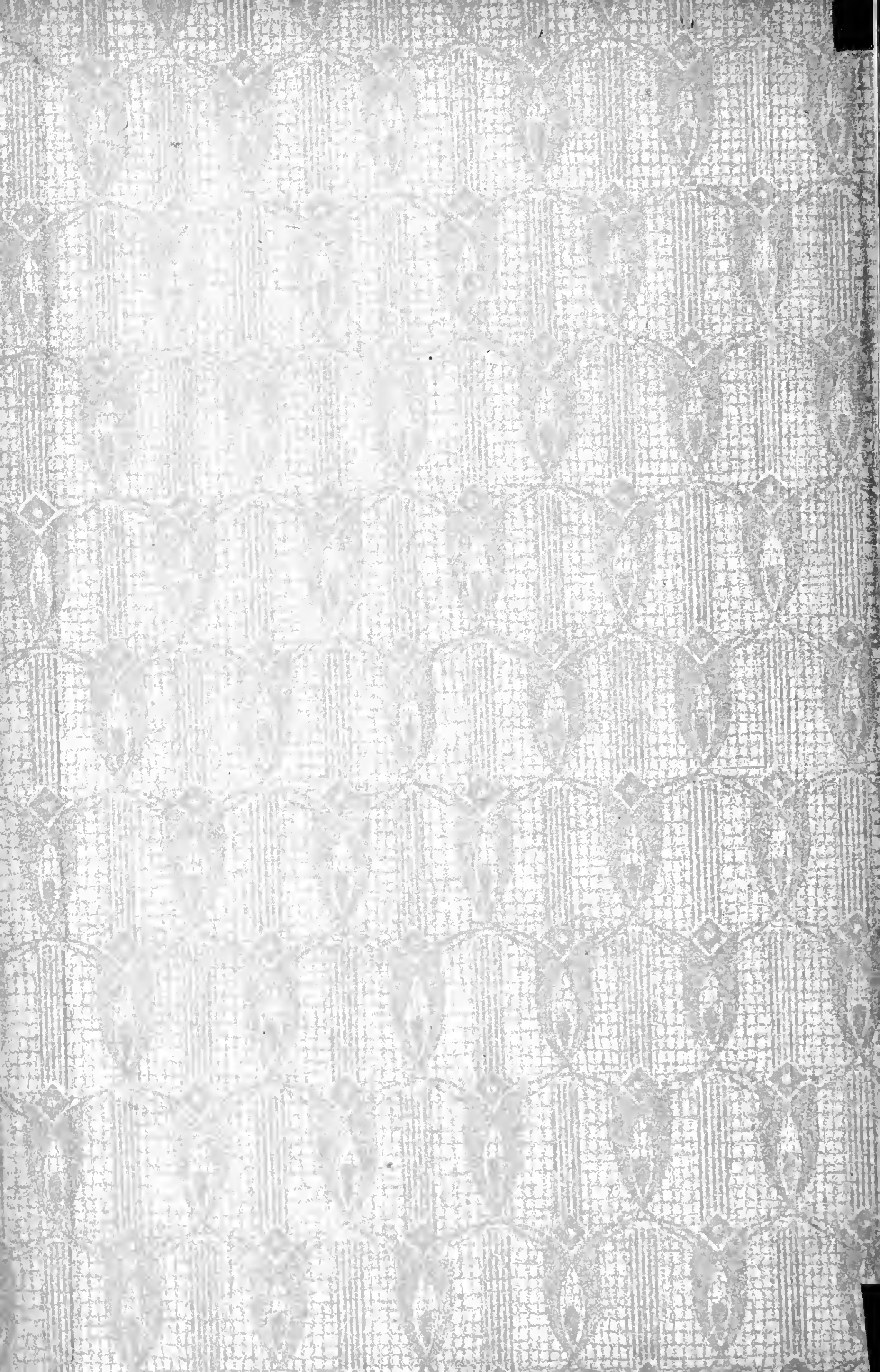
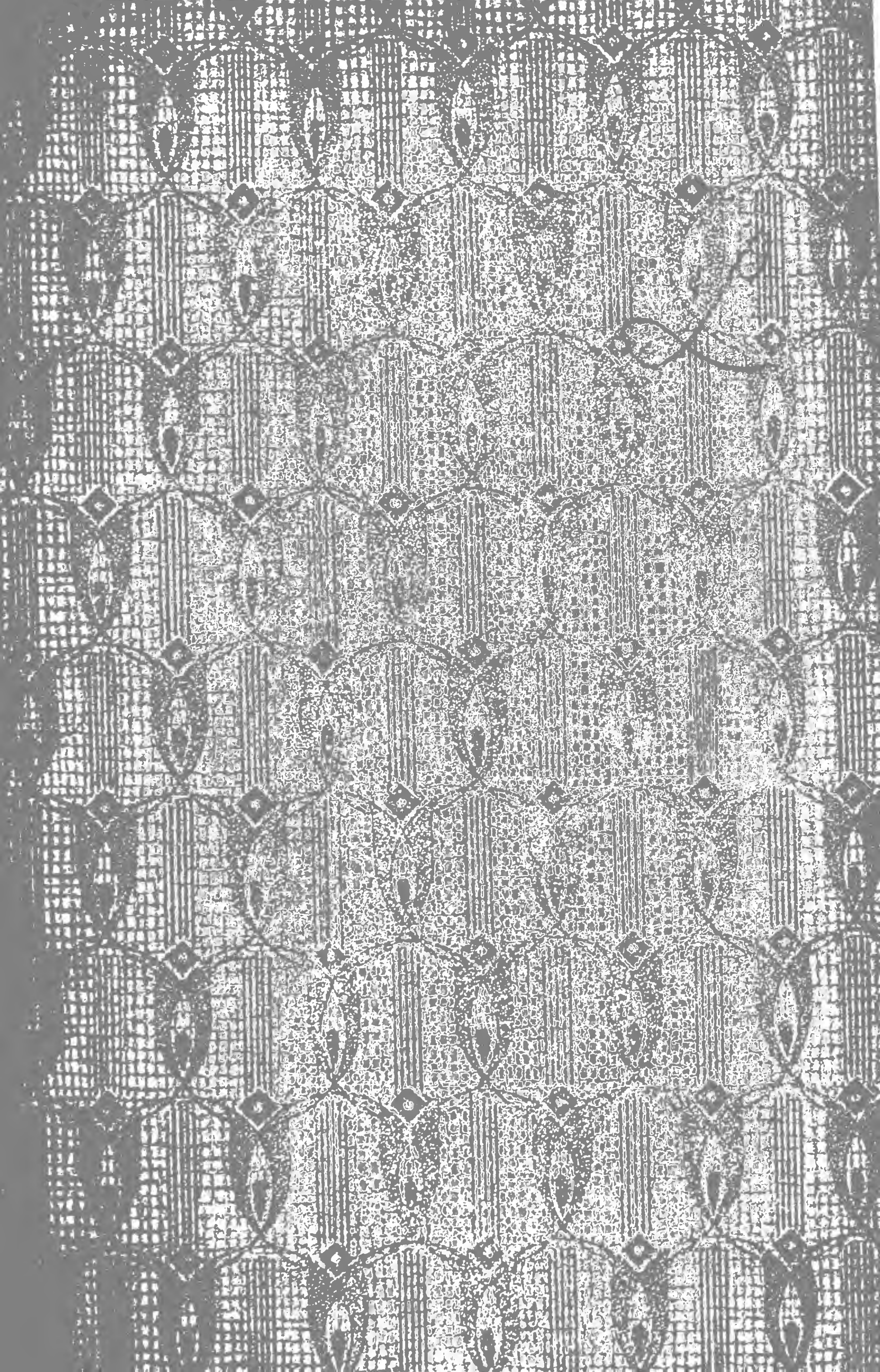
Hugo Zöller

Die Deutschen im Brasilischen Urwald





S. Leopoldo.

Die Deutschen

im

Brasilischen Urwald

Von

Hugo Zöller

I. Band

Mit Illustrationen und einer von Dr. Henry Lange gezeichneten Karte

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann

1883



Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Herrn **August Neven-Du Mont,**

dem Inhaber der Kölnischen Zeitung und Urheber dieser Reise

in dankbarer Verehrung gewidmet von dem

Verfasser.

Vorrede.

Der Auftrag zu einem Besuche fremder Erdteile, nach vereinbarter Reiseroute freilich, im übrigen aber ins Blaue hinein mit aller denkbaren Freiheit — ein solches Unternehmen wird den meisten Leuten, namentlich jungen Männern, welche die dreißig noch nicht überschritten haben, als der Inbegriff alles Glückes erscheinen. Und doch vermag der Schreiber dieser Zeilen zu versichern, daß, als aufs neue eine solche Aufgabe an ihn herantrat, Bedenken und Zweifel zunächst seine Freude überwogen, nicht der etwanigen Gefahren wegen — denn diese sind geringer als die Leser von Reiseschilderungen es sich vorstellen —, auch nicht mit Rücksicht auf die allerdings recht harten Strapazen, wohl aber im Hinblick auf die Verantwortlichkeit, die daraus entsteht, wenn man ein kleines Vermögen an flüssigen Mitteln in nützliche Leistungen umsetzen soll, Leistungen, die stets in gewissem Grade problematisch sind, die noch Wochen und Monate nach der Abreise als beängstigendes Gespenst in der Luft zu schweben pflegen. Ein reisender Schriftsteller arbeitet nicht gleich einem reisenden Kaufmanne, der mit klaren Ziffern sich selbst und andern beweisen kann: „das und das habe ich geleistet"; sein Erfolg hängt nicht bloß von Fleiß ab, von Gesundheit und all den gewöhnlichen Zu-

fälligkeiten des Lebens, sondern Laune und Stimmung, jene schwer berechenbaren Faktoren, spielen dabei eine größere Rolle als in irgend einem anderen Lebensberuf.

Um beschreiben zu können, muß man vor allen Dingen „sehen", und das ist eine Kunst, die nicht jedem gegeben ist, die, wo sie nicht angeboren war, erlernt sein will, die aber auch bei ein und demselben Menschen nicht zu allen Zeiten in ein und demselben Umfange vorhanden ist. Und eine Sache für sich, eine zweite Art von Kunst besteht darin, das Gesehene auszuwählen, zu sichten und zu beschreiben. Manche Leute stellen es sich als außerordentlich leicht vor, eine Sache in Worten malend wiederzugeben — ebenso wie gerade die ungeübten Kinder sich in ihren ersten Zeichenversuchen an die schwierigsten Gegenstände heranwagen und später über ihr eigenes Mißgeschick erstaunt sind —, und je leichter, je natürlicher den Uneingeweihten eine Erzählung dünkt, desto besser ist sie jedenfalls dem Autor gelungen. Es ist genau die Geschichte jenes Marmorblocks, aus dem man bloß die Statue herauszuhauen braucht. Das aber wissen wohl die wenigsten Leute, daß, je einfacher, je natürlicher die Statue, die Erzählung, desto länger der Weg, auf dem dies erreicht wurde. Stellt ein Bildhauer das Marmorporträt eines schönen Weibes aus, so glaubt man wohl, er habe das Original gut getroffen. Das aber ist nicht richtig; jene Statue ist das ureigenste Kind seines Genies. Das Edle, das Wahre, das Zutreffende will nicht kopiert, es will stets von neuem erzeugt sein. Wäre das nicht der Fall, so könnte man auch jene in Pompeji gefundenen Abdrücke menschlicher Körper, die an Naturwahrheit nichts zn wünschen übrig lassen, als Statuen bezeichnen. Es ist aber nicht so und eine noch so gute Photographie des Siebengebirges leistet — um ein Beispiel anzuführen — niemals dasselbe wie die einfache Kreidezeichnung eines wahren und wirklichen Künstlers. Das Rätsel besteht darin, daß der Abguß, die Photographie bloß die Form wiedergibt, der Künstler aber den Geist, und der Geist ist es doch, der uns schließlich am meisten reizt. An

dieser Klippe scheitern diejenigen Leute, welche, wenn sie eine Schilderung, eine Novelle oder einen Leitartikel lesen, dabei denken: „das ist ja so einfach, das könnten wir ganz gewiß ebenso machen.“ Der Stoff will nicht bloß durch Ohr und Hand aufs Papier wandern, er will durchgeistigt und wiedererzeugt werden, dazu aber gehört etwas mehr als der bloße Besitz von Ohr und Hand.

Nun besitzt vielleicht jeder Schriftsteller seine eigene Ansicht über die Art, wie man Aufsätze schreiben muß; einige allgemeine Gesichtspunkte dürften aber doch auch für einen größeren Leserkreis nicht ohne Interesse sein. Zunächst also — um auf den besonderen Fall eines Reisenden zurückzukommen — würden die einzelnen Eindrücke zu schroff und unvermittelt dastehen, wenn man sie ohne weiteres wiedergeben wollte. In der Werkstätte der Phantasie aber runden sie sich ab, verknüpfen sich miteinander und klären sich durch allerlei Verstandesschlüsse. Dauert dieser Prozeß zu lange, so verflachen sich die Eindrücke und blassen ab. Man thut also am besten, so unbequem dies auch sein mag, täglich Notizen niederzuschreiben und diese später auszuarbeiten. So entsteht das beste Bild einer Sache, welches durch schriftliche Aufzeichnung überhaupt möglich ist.

Weswegen, so bin ich häufig gefragt worden, rühren die meisten Werke über fremde Länder von Durchreisenden, nicht aber von Leuten her, die längere Zeit in den betreffenden Gegenden gelebt haben? Die Antwort wird meiner Ansicht nach dahin lauten müssen, daß die ersteren besser beobachten, weil ihnen die Sachen noch nicht allzu vertraut sind. Der Neuhinzugekommene sieht — vorausgesetzt, daß er überhaupt das Talent besitzt zu sehen — recht viel, was dem Altangesessenen als etwas Alltägliches gar nicht mehr auffällt. Nun wird allerdings der Neuhinzugekommene die Altangesessenen nur selten durch seine Schilderungen befriedigen. Wenn man über Amerika schreibt, so ist es schwer, die Amerikaner, wenn man Indien durchreist, die Indier zufriedenzustellen. Las ich bei früheren Gelegenheiten den Leuten meine Arbeiten

vor, so pflegten sie zu bemerken, das sei ja alles ganz richtig und hübsch — aber ich erzähle bloß die bekanntesten Geschichten, die zwar noch niemals in Büchern aufgezeichnet worden seien, die aber im Lande selbst jedes Kind tagtäglich vor Augen habe. Die meisten meinten, ich müsse nach Absonderlichkeiten suchen, und verstanden es nicht, wenn ich ihnen auseinanderzusetzen suchte, daß meine Berichte durchaus keine Raritätensammlung darstellen sollten. In ähnlichem Sinne habe ich so ziemlich alle meine Vorgänger, Trollope, Gerstäcker und wie sie heißen mögen, tadeln hören, und zwar meines Erachtens zum überwiegenden Teil mit Unrecht.

Ein anderer und ebenso verbreiteter Vorwurf ist der, daß die Herren Schriftsteller, namentlich solche, die über fremde Erdteile und ihre Wunder berichten, es mit der Wahrheit nicht allzu genau zu nehmen pflegten. Die betreffenden Tadler vergessen aber, daß man durchaus nicht zu schwindeln braucht, um über Länder, wo ohnehin die Fülle des Neuen überwältigt, interessant zu erzählen, daß, wer trotzdem lügen wollte, sehr bald mit der Welt und sich selbst zerfallen würde, und — was nicht zum wenigsten in Betracht kommt — daß im Grunde mehr Talent dazu gehört um interessant aufzuschneiden, als interessant die Wahrheit zu sagen. Weit häufiger sind schon die unabsichtlichen Täuschungen, aber auch mit diesen steht es nicht so schlimm. Wenn man Ernstes will und beabsichtigt, begeht man vielleicht einmal diesen oder jenen Irrtum, trifft schließlich aber doch immer das Richtige.

Abgesehen von jener, wie mir scheint, selbstverständlichen Wahrheitsliebe, ist es eine Pflicht des Schriftstellers, nicht, wie das leider unglaublich häufig geschieht, aus alten Büchern zusammenzuschreiben, denn was für Wert könnten solche Arbeiten haben, welche bloß dazu beitragen, die Köpfe der Leser zu verwirren! Ein Schriftsteller, der die Geschichte des Augenblicks schreiben will, sollte mit der Ausarbeitung seiner Notizen nicht zögern, er sollte Eindrücke niederschreiben und keine gelehrten Abhand-

lungen. Da kommt aber häufig die allzu gründliche Natur des Deutschen in die Quere. Man verschiebt diese oder jene Arbeit, weil man noch dieses oder jenes Material hinzufügen möchte, und schließlich sieht man sich vor einem Stoff von solchem Umfang, daß die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes ihn nimmermehr bewältigen könnte. Das ist auch mir oft genug vorgekommen und ich habe dagegen bloß ein Mittel kennen gelernt, das zwar ein bißchen brutal, aber jedenfalls wirksam ist. Man wirft die ganze Geschichte in den Ofen und schreibt aus dem Gedächtnis nieder, was noch übrig ist.

Und nun zu einem andern Punkte. Wer als Schriftsteller fremde Länder durchreist und fremde Völker schildert, der sollte, meine ich, so denken und sich betragen, als ob er im Dienste der Nation stände, denn ihm vor allem liegt es ob, in freierer Weise, als dies anderen Sterblichen erlaubt ist, für die Wahrheit einzutreten, oder gar in besondern Fällen mit kühner Hand dem Zeitgeist seine Bahnen vorzuzeichnen. Der Kaufmann hat seine Sonderinteressen; der Mund des Beamten, des Offiziers ist verschlossen. Sie sind streng gebunden an die vielleicht als verkehrt erkannten Befehle, die ihnen von oben her zukommen. Der Schriftsteller allein genießt die Möglichkeit einer freien und unbefangenen Beurteilung, wie sie sonst nur den höchststehenden Staatsmännern zu teil wird. Weiß er diese Möglichkeit zu benutzen, meint er es ernst, steht er frei da nach jeder Richtung, und ist er von Herzen Patriot, so mögen seine Macht, sein Einfluß, sein Wirkungskreis sich sehr wohl mit denjenigen eines Staatsmannes messen. Eine noble Litteratur kann viel für den Staat und die Nation thun, namentlich auch was das Verhältnis zu anderen Völkern anbelangt. Sympathie und Antipathie sind Geschwisterkinder; sie gleichen den Schalen einer Wage, die häufig schon ein einzelnes Haar auf die andere Seite neigt. Und anderseits sind Takt und Verschwiegenheit Erfordernisse, die recht wohl mit der Wahrheit Hand in Hand gehen, die, wie kaum etwas Anderes, Vertrauen und Zuneigung gewinnen. Kein

Schriftsteller sollte um eines kurzen Erfolges willen ihm geschenktes Vertrauen mißbrauchen und damit höhere Ziele preisgeben. Daraus aber folgt hinwiederum, daß der Leser mannigfach zwischen den Zeilen dieses oder jenes wird erraten müssen, wo Fragen delikater Natur, Angelegenheiten, die bei allzu deutlicher Erwähnung Mißtrauen erwecken könnten, in Betracht kommen.

Köln, im November 1882.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Portugal, das Stammland von Brasilien.

(Im Fluge durch West-Europa. — Paris, das riesige Kinderspielzeug. — Das Bergland der Basken. — Spanien feiert seinen größten Dichter. — Lissabon und der Tejo. — Porzellanhäuser und Papageien — Cintra, das Baden-Baden von Portugal. — Wasserdurchrauschte Waldberge. — Portugal schläft. — Fidalgos und aristokratische Bettler. — Dom Fernando und Dom Luis. — An Bord des Orénoque. — Wir fahren mitten durch den kanarischen Archipel. — Eine kreolische Reisegesellschaft. — Das grüne Vorgebirge und die Schwimmer von Dakar. — „Sie sind so schwarz, man merkt es ja kaum, daß sie nackt sind.")

Mein erstes Reiseziel war Paris. Wieder einmal befand ich mich in jener Stadt der Städte, die mit ihren Asphalttrottoirs, ihren wohlgeputzten artigen Pferdchen, ihrer praktischen Häuserschablone, ihrem vielgestaltigen und doch so glatt sich abspielenden, weil alteingelebten Verkehr einem riesigen Kinderspielzeug gleicht, aufgebaut zum Nutzen der Bewohner und zum Behagen jener Fremden, die man mit allen Mitteln der Kunst und Natur herbeizuziehen bestrebt ist.

Ist es auch nicht meine Aufgabe, in einem Buche über Brasilien Frankreichs Hauptstadt zu beschreiben, so mögen doch ein paar verlorene Bemerkungen gestattet sein, da ja manche Leser es lieben, einen Reisenden auf Schritt und Tritt zu begleiten. So will ich auch das Vergnügen

nicht verhehlen, welches ich empfand, als die fast luxuriösen und in zwei Etagen erbauten Festungswerke vor mir aufdämmerten, als ich mich wenige Stunden später in jenes Gewoge stürzte, das dem einzelnen bei aller denkbaren Bequemlichkeit alle denkbare Freiheit läßt, weil sich eben niemand unaufgefordert um ihn bekümmert. Es mag schönere Städte geben als Paris, aber gewiß keine einzige, die auf die große Menge der heutzutage lebenden Menschen einen größern Zauber ausübt. Woher das, habe ich mich häufig gefragt, fragte ich mich namentlich diesmal, als beginnende Hitze und mangelnde Reinlichkeit im kleinen die Atmosphäre der Hauptstadt zu verpesten begannen. Die Gründe, so glaube ich, sind in den zahlreichen bürgerlichen Tugenden der Franzosen zu suchen, in ihrem außerordentlichen Geschick für alle Dinge, die sich auf materiellen Lebensgenuß beziehen, in den großen Geldmitteln, die man aufgewandt hat und noch immer aufwendet, um Paris in seiner Stellung als Fremdenstadt zu befestigen, sowie vor allem in dem Umstand, daß man nach echt großstädtischer Manier die Fremden, und mag ihr Gebaren noch so auffallend sein, thun und sein läßt, was sie wollen, ohne sie anzustarren oder sonst zu belästigen.

Was im besondern den materiellen Lebensgenuß anbelangt, so spielt namentlich die Küche im französischen Nationalcharakter eine Rolle, welche alle Lebensverhältnisse weit stärker als in irgend einem anderen Lande beeinflußt. Die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse ist hier zur Kunst erhoben, und mag man seiner eigenen Natur gemäß noch so wenig Lukull sein, so wird man doch nicht umhin können, Freude zu empfinden an jener artigen Art, in der auch der bescheidenste Imbiß geboten wird. Immer und immer wieder, so häufig ich auch nach Paris kam, habe ich mich erfreut an jenem praktischen Institut der Duvalschen Speisehäuser, die über die ganze Stadt zerstreut, bei größter Reellität und elegantester Ausstattung für die größte wie kleinste Börse geschaffen zu sein scheinen, jenem Institut, das, soviel mir bekannt,

noch in keiner deutschen Stadt seinesgleichen gefunden. Und dabei kann man in Paris so billig leben, wie es kaum in Berlin, am Niederrhein aber gewiß nicht, möglich ist.

In einem Punkte freilich waren meine diesmaligen Pariser Eindrücke verschieden von denjenigen früherer Jahre: vielleicht täuschte ich mich, vielleicht beobachtete ich nicht scharf genug; genug, ich vermochte von jener Urbanität, von jener Verfeinerung des Geschmackes, wie sie sich beim dichtgedrängten Zusammenleben hochzivilisierter Menschen, also namentlich in Hauptstädten herausbildet, die gesuchten Spuren nur schwer zu entdecken. Die Damen liefen mit Hütchen herum, die in hundertfältiger Verschiedenheit, aber alle gleich geschmacklosen Blumengärten aufgeputzt waren, im Bois de Boulogne gab es, vielleicht der kühlen Witterung wegen, nur wenige Equipagen, aber das alles war es doch nicht recht eigentlich, was mir mißfiel — es fehlte etwas, ein unnennbares Etwas, das in der Luft liegt, das man nicht beschreiben kann, das aber, glaube ich, die Geister befeuert und die höchste Urbanität erst im Gefolge hat — es fehlte vielleicht nicht die Lust, wohl aber die Manier zu glänzen, und ich fragte mich unwillkürlich, ob Paris noch immer ebenso aussehen würde, wenn einmal wieder ein stolzer Königs- oder Kaiserhof hier erschiene. Um jene Urbanität ist es ja eine eigentümliche Sache, auch Berlin hat die seinige (sie ist leider etwas scharf und säurehaltig), und vielleicht würde man im übrigen Deutschland ein halbes Hundert weiterer Urbanitätszentren finden, aber von ihnen allen hat kein einziges jemals eine ähnliche Bedeutung besessen, wie Paris, hat kein einziges in ähnlichem Grade die gesellschaftliche Richtung der ganzen Menschheit beeinflußt.

Vielleicht war meine Bewunderung für Paris um dessentwillen eine Kleinigkeit abgeblaßt, weil auch andere Orte sich inzwischen gewisser Neuerungen befleißigt hatten. Als ich auf dem Balkon des Foyers der großen Oper stand, da fand ich auch heute noch die Avenue de l'Opera mit ihrer endlosen Allee elektrischer Laternen, so schön wie

nur etwas, was ich von städtischer Pracht jemals zuvor gesehen; hinzureißen vermochte mich dieser Anblick aber doch nicht mehr wie damals, als man in Deutschland von elektrischer Beleuchtung größeren Stiles bloß sprach, ohne sie zu kennen. Und was nun die Leistungen der Oper, der „großen“ Oper par excellence, anbelangt, so entzückten sie mich nicht mehr als bei früheren Gelegenheiten: die Dekorationen waren fein und geschmackvoll, das Zusammenspiel vortrefflich, das Ballett ausgezeichnet, die Stimmen der einzelnen Sänger aber gingen kaum über das an einer deutschen Provinzialbühne ersten Ranges gewohnte Maß hinaus, und alles in allem gewann man bei weitem nicht jenen imposanten Eindruck, wie bei einer Galavorstellung im Berliner Opernhause. Warum, um noch einer Kleinigkeit zu gedenken, während der ganzen Vorstellung so ziemlich eine halbe Kompanie Soldaten das Treppenhaus bewacht, ist mir niemals klar geworden: ich glaube, es geschieht im Sinne eines luxuriösen Prunkes. Und doch eignen sich gewiß keine Uniformen schlechter dazu, als gerade die französischen, die jedesmal, daß man aufs neue ins Land kommt, um einige Prozent schlotteriger auszusehen scheinen. Und dabei fiel es mir diesmal als besondere Eigentümlichkeit auf, wie das häßliche Rot der krappgefärbten Beinkleider sich neuerdings mehr und mehr auch in den Toiletten der Damen breit macht. Sollte etwa die Vorliebe für diese und gerade für diese Farbe eine besondere Seite des französischen Nationalcharakters darstellen? Die wenigen Tage meines Aufenthalts benutzte ich dazu, um in die frühlingsduftenden Hügelparks von Versailles, von Saint Cloud, Sceaux und Saint Germain hinauszupilgern, zu all jenen reizenden Oertchen, die an gemütlicher künstlerischer Anmut, an frischer Lebensfreude im Stile des vorigen Jahrhunderts ihresgleichen nicht kennen.

Ueber alles dies weiß ich nichts Besonderes, noch Ungesagtes zu berichten; ein seltsam trauriges Gefühl der Vergänglichkeit rief jedoch jenes riesenhafte Feld, der Champ de Mars, hervor, zu dem ich vor kaum drei Jahren sechs

Monate lang tagtäglich hinausgepilgert war. Dort, wo damals die bläulichen Riesenkuppeln des Glas- und Eisenpalastes sich himmelhoch emporwölbten, dort waltete jetzt die Unordnung in einem schmutzigen Chaos von Erdlöchern, von Sandhaufen und breiigen Kot-Ansammlungen. Das Ganze ist einstweilen noch eine melancholische Wüste, deren Eintönigkeit uns die Umgebung des gegenüberliegenden Trocadero-Palastes in um so glänzenderen Farben erscheinen läßt. Aus diesem Palaste, der ja seiner Zeit ebenfalls zur Ausstellung gehörte, hat man einen Konzertsaal gemacht, der 60 000 Personen faßt und dessen Sitzplätze im Winter seltsamerweise von unten her durch Dampf geheizt werden.

So viel über Paris. Die Eisenbahnfahrt nach Bordeaux bietet an keiner Stelle auch nur jene reizende Berg- und Hügelszenerie des Wallonenlandes, wie sie uns auf der Fahrt durch Belgien begleitet: Saatfelder, ab und zu einmal etwas dichter oder dünner, Weinberge und Pappeln im Ueberfluß, im ganzen mehr geschniegelte als urwüchsige Natur, alles das kündet das reichangebaute Land an, dessen intensive Kultur selbst auf dem Hochplateau zwischen Loire und Garonne nur wenig erlahmt. In Bordeaux stieg ich in einem kleinen Gasthofe ab, dem „Hotel du Perigord", in dem ich ein Bett von solchen Breitenmaßen und solcher Vortrefflichkeit erhielt, wie kein einziger Gasthof in Köln, und ich glaube, auch keiner in Berlin ein ähnliches besitzt. Dem entsprechend war der herrliche Wein (für einen Frank die Flasche); als ich aber am folgenden Morgen mein als Eilgut vorausgesandtes Gepäck zur Dampferagentur besorgen lassen wollte, bekam ich von den Vorzügen des Landes einen weniger angenehmen Eindruck. Auf meine Bemerkung, daß ich einige Bücher mit mir führe, erklärte man, daß alsdann „Monsieur l'Inspecteur des Livres" erscheinen müsse, der auf der anderen Seite des Flusses wohne und augenblicklich verreist sei. Vor Büchern schien man im allgemeinen ein gewisses Grauen zu empfinden, erklärte, daß deren Zollabfertigung sich un-

möglich in einem und schwerlich in zwei Tagen würde vollziehen lassen, und gab mir schließlich die besten Ratschläge, wie ich mit dem Herrn Buch-Inspektor noch am selben Tage wenigstens eine Unterredung haben könnte. Ich will die zahlreichen Schwierigkeiten, die ich noch zu überwinden hatte, hier nicht näher aufzählen: von einem gestrengen Herrn sandte man mich zum andern, bald war der eine beim Dejeuner, bald der andere beim Diner, und in diesen wichtigen Staatsaktionen läßt natürlich kein Franzose sich stören. Am dritten Tage endlich erreichte ich mein Ziel. Und warum das alles — weil sich unter meinen Büchern vielleicht revolutionäre Schriften hätten befinden können. Daß der brillenbewaffnete Unterbeamte, der schließlich an Stelle seines großen Vorgesetzten das Werk vornahm, auch nur vom Titel der ihm vorgezeigten Bände das Geringste verstanden habe, das getraue ich mir an Eidesstatt zu verneinen. Der Form des Gesetzes aber war genügt, und mit diesen Formen nimmt man es, zumal wenn Zollangelegenheiten in Betracht kommen, auf französischem Boden strenger als in irgend einem andern Lande. Auch zeigen sich die Wirkungen der hohen Zölle auf Schritt und Tritt; demjenigen, der Sinn und Verständnis für dergleichen Dinge besitzt, wird es bald auffallen, wie ausschließlich französische Waren im Lande verbraucht werden; von ausländischem Fabrikat ist kaum hier und dort die Rede, während einem doch bei uns, sobald man in einen Laden tritt, sofort die Lobanpreisung zu Ohren kommt, dieses oder jenes sei französischen oder englischen Ursprungs. Und augenscheinlich steht sich Frankreich auf dem eingeschlagenen Wege recht gut. Wenn es selbst bloß Modewaren, Wein und Liqueure ausführte, so würden doch allein schon diese drei hauptsächlichsten Ausfuhrgegenstände die Einfuhr der Rohstoffe decken.

Meinen gezwungenen Aufenthalt in Bordeaux benutzte ich dazu, die Ufer der Garonne kennen zu lernen, die mich mit ihrer wald- und villenumkleideten Umgebung von Hügeln aufs lebhafteste an die ebenso liebliche Bai

von Kiel erinnerten. Die Stadt selbst bemüht sich, gleich all ihren Schwestern in der Provinz, ein klein Paris zu sein, man kann aber kaum behaupten, daß vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Lyon und Marseille eine einzige in ähnlichem Grade selbst eine hauptstädtische Rolle spiele, wie dies bei uns mit ein paar Dutzend mittelgroßer Residenz- und Provinzialstädten der Fall ist. Bordeaux ist zweifellos um ein bedeutendes reicher als Köln; rechnet man dazu das lebhafte und liebenswürdige Temperament des Südfranzosen (der vom Nordfranzosen gewiß nicht minder verschieden ist wie der Süddeutsche vom Norddeutschen), so sollte man doch meinen, daß das städtische Getriebe die deutlichen Spuren solch günstiger Umstände aufweisen müßte. Dem aber ist nicht so, und in Bezug auf Theater, Konzerte und ähnliches dürfte die reiche Garonnestadt denn doch weit hinter unsrer rheinischen Metropole zurückstehen. Ich wohnte einer Vorstellung von Romeo und Julie und einer andern des Freischütz bei. Beide waren nicht übel, auch war in keiner ein bemerkenswerter Unterschied von unsern Bühnengepflogenheiten zu bemerken (ausgenommen etwa, daß Max sich krapprote Hosen angelegt hatte), auffallend aber war mir die Kühle des Publikums, welches die, freilich ein bißchen mechanisch und seelenlos vorgetragenen Melodien gewiß nicht verstand und sich bloß nach Dekorationen der Wolfsschlucht zu stürmischem Beifall verstieg.

Europa hört hinter den Pyrenäen auf; Unreinlichkeit und allerlei fremdartige Eindrücke empfangen uns, wenn auch nicht so fremdartig wie beim ersten Eintritt in den Orient. Unter allen Nationen Europas bietet mit Ausnahme der türkischen das spanische Volk die meisten Eigentümlichkeiten und Abweichungen von unsern Lebensformen dar. Ob aber diese Eigentümlichkeiten und Abweichungen so interessant sind, wie sie meistens dargestellt werden, dürfte eine andere Frage sein. Spaniens Kultur ist ganz eigentümlicher Art; es gleicht einem Schüler, der wegen Krankheit oder aus sonstigen Gründen ein paar Jahre lang den Unterricht versäumt hat, dann

aber ohne weiteres mit seinen Altersgenossen wieder Stich halten soll. Eisenbahnen, Telegraphen, religiöse Ungläubigkeit und unverdaute politische Ideen haben Eingang gefunden, die Grundlagen der bürgerlichen, der Herzens- und Gemütsbildung aber sind mittelalterlich. Auch haben jene Sprünge der Entwicklung wenn nicht alle, so doch viele liebenswürdige Seiten des Nationalcharakters hinweggewischt. Neben der sprichwörtlich gewordenen zeremoniösen Höflichkeit des spanischen Aristokraten, neben dem auffallend anständigen Betragen der niederen Volksklassen begegnet man, und zwar heutzutage mehr denn je, bei Eisenbahnbeamten, Polizisten u. s. w. der plumpsten Rohheit, bei Kellnern und sonstigen dienstbaren Geistern der unverschämtesten Prellerei, die sich nicht einmal wie in Italien in ein scherzhaft-liebenswürdiges Gewand zu kleiden weiß. Der große Unterschied gegen Frankreich fällt sofort im Eisenbahnwesen auf. Während der Betrieb bei unsern Nachbarn jenseit der Vogesen vielleicht infolge einer schärferen Trennung zwischen Lokal- und Schnellverkehr fast noch glatter als bei uns, d. h. mit geringerem Aufwande von Haltepunkten, Beamtengeschrei und ähnlichem von statten geht, scheint der erste Grundsatz in Spanien der zu sein, daß die Zeit nur die Hälfte des im übrigen Europa eingebürgerten Wertes besitze.

Die Szenerie ist zu beiden Seiten der Grenze, d. h. um Biarritz und Irun herum, recht hübsch, aber doch, da man längs des Meeres dahinfahrend von der Pyrenäenkette bloß einige niedrige Ausläufer zu Gesicht bekommt, nichts weniger als großartig. Anders im nördlichen Spanien auf der langen Fahrt durch die frühlingsduftenden, waldigen und wasserreichen Berglande der Basken, in denen die Tunnels, die Viadukte und kühnen Brückenkonstruktionen nimmer enden, in denen jeder Berg aus den Zeiten der langwierigen Karlistenkriege seine eigene Geschichte besitzt und das Volk schon in seiner Kleidung und physischen Beschaffenheit eine große Verschiedenheit vom landläufigen Typus des übrigen Spaniens bekundet. Recht langweilig sind die darauffolgenden Hochebenen

Kastiliens mit ihrem Felsgewirr, ihren endlosen Heiden und spärlichem Anbau, ebenso langweilig die Steinwüste des Eskorial, die kurz vor der Ankunft in Madrid daraus hervorragt. Meine Erfahrungen während eines früheren einjährigen Aufenthalts auf spanischem Boden hatten mich mit der abstoßenden Umgebung der meisten spanischen Städte vertraut gemacht. In Betreff Madrids aber fand ich meine schlimmsten Erwartungen verwirklicht: trostloser mag wohl in keiner Hauptstadt Europas die Ankunft sich gestalten. Ein elender Bahnhof und durch wirbelnden Staub ein trostloses echt spanisches Gefährt, welches uns zur Stadt bringt: So war die Ankunft, der auch in der Folge vieles entsprach. Das Bild, welches Madrid meiner Phantasie übergab, war nichts weniger denn großartig und an Interesse gar nicht zu vergleichen mit demjenigen, welches ich noch von Sevilla, von Cordova, Granada und Cadiz in meiner Seele trug.

Die Calderon-Festlichkeiten hatten gerade begonnen; gleich Schulknaben über ihre Uniformen sich freuend, marschierte das Militär in kleinen Abteilungen unter Pfeifenklang und Trommelwirbel durch die Straßen, der einförmige königliche Palast war mit Blumensträußen geschmückt, von allen Balkonen wehten rotgelbe Guirlanden, auf dem unscheinbaren Hauptplatze der Puerta del Sol wimmelte es von Menschenkindern, unter denen das weibliche Element bei weitem überwog, und in einem halben Dutzend Gasthöfen vermochte ich kein Zimmer mehr aufzutreiben. Im siebenten bot man mir auf dem zweiten Stock ein solches für 50 Peseten täglich an, und ich war froh, als ich endlich für 16 Peseten (für Wohnung, Licht, Bedienung, Dejeuner, Diner und Landwein) im vierten Stock ein Unterkommen erhielt. Dergleichen Preise sind durch die natürlichen Verhältnisse, namentlich im Hinblick auf die Billigkeit aller Lebensbedürfnisse, nicht im geringsten gerechtfertigt; sie erklären sich bloß aus der unglaublichen Indolenz des Volkes, das den Gewerbebetrieb noch immer in gewissem Grade als entehrend betrachtet und die gewinnreichsten Geschäfte den Fremden,

so besonders das Gasthofswesen den Italienern und Franzosen überläßt.

Was nun jene Festlichkeiten anbelangt, von denen die Spanier selbst wahrlich nicht gering dachten, so hatte man einerseits das nicht eben reichhaltige Programm auf so viele Wochen ausgedehnt, daß für jeden einzelnen Tag nicht viel übrig blieb, und anderseits hatte ich das vielleicht zufällige Unglück, während der Tage meiner Anwesenheit, und obwohl es die hauptsächlichsten Festtage waren, nichts Erwähnenswertes herausfinden zu können. Trotzdem das Volk sich mit unglaublicher Beweglichkeit in den Straßen drängte, schien das Fest einen spezifisch höfischen Charakter zu tragen; die fremden Besucher, die in großer Anzahl, namentlich aus Frankreich und Portugal, herübergekommen waren, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht; anstatt den Festlichkeiten beizuwohnen, unternahmen sie Ausflüge nach Aranjuez und Toledo, und alles in allem dürfte man behaupten, daß nicht sonderlich viel los war — jetzt ebenso, wie es vor Jahresfrist bei der Camoëns-Feier in Lissabon der Fall gewesen sein soll. Ich sah den sogenannten historischen Zug, aber er vermochte sich an prächtiger Ausstattung nicht mit einem deutschen Karnevalszug zweiten Ranges zu messen, und der Umstand, daß man mir im Gedränge mit scharfem Messer die Hosentasche zerschnitt in der vergeblichen Bemühung, zu meiner Börse zu gelangen, vermehrte nicht gerade mein Behagen. Am besten gefiel mir die vortreffliche Haltung des Militärs, namentlich das Polizei- und Elitekorps der Guardias Civiles, in ihren kleidsamen Uniformen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Schade nur, daß man für einen Teil der Armee die geschmacklosen roten Beinkleider übernommen hat, eine Neuerung, die im Lande selbst nach und nach zu mißfallen beginnt in dem Grade, daß man bei dem obenerwähnten historischen Zug versuchsweise einige Leute mit neuem dunklen Hosenmodell (à la prusiana) mitmarschieren ließ. Unter den Zuschauern des Zuges fiel mir die große Menge der Priester auf, die sich recht frei mit ihrer

weiblichen Umgebung unterhielten. Mönche und Nonnen gibt's ja in Spanien kaum mehr, seitdem die verschiedenen Revolutionen so tüchtig mit den Klöstern aufgeräumt haben; betreffs der gegenwärtigen Richtung bei Hofe aber möge eine kleine Notiz zur Richtschnur dienen, die Notiz nämlich, daß von den Staatseinkünften 75 Millionen Peseten in die Taschen der Geistlichkeit wandern, während 1 1/4 Millionen, und selbst diese bloß in dem Umfange, wie die persönlichen Bedürfnisse einiger höheren Machthaber dies gestatten, für Unterrichtszwecke verwandt werden.

Es gibt in Spanien eine Art von offiziellem Fahrplan, gleich unserem Postkursbuch, genannt „Guia oficial de los caminos de hierro". In diesem höchst nützlichen Handbuch war die Abfahrtszeit des Abendzuges nach Badajoz auf drei verschiedenen Seiten jedesmal zu einer anderen Stunde angesetzt; gleicherweise gingen die Angaben über den Preis der Billets auseinander, und als ich mich trotz der großen Entfernung (6 km von meiner Wohnung) am Bahnhofe erkundigte, ergab es sich, daß keine einzige dieser Ziffern mit der Wirklichkeit übereinstimmte; die Leute schlugen ein Buch nach dem andern auf, entschuldigten sich und erklärten mir zur Beruhigung, daß derselbe Irrtum schon seit drei Jahren in derselben Form durch die allmonatlichen Neu-Ausgaben des Handbuches weitergelaufen sei. Am Abend meiner Abreise war für Geld und gute Worte kein Wagen aufzutreiben, ebenso wie ich am Tage für einige notwendige Einkäufe keinen geöffneten Laden gefunden, die Calderon-Feier hielt alle Geister gefangen, und froh war ich, als mich schließlich ein mit sechs Maultieren bespannter Karren zum Bahnhof hinausbrachte. Dort aber hatte ich Queue zu bilden, und da einige Dutzend Passagiere dritter oder vierter Klasse vor mir an Ort und Stelle waren, da der Billeteur zu der Ausgabe einer jeden Fahrkarte mehrere Minuten gebrauchte, so hätte ich nach einstündigem Warten doch noch beinahe den Zug verfehlt. Und dann ging es mit unübertrefflicher Langsamkeit über die nur wenig angebaute Hochebene der Mancha, über die

Sierra Morena, die bei weitem nicht so lieblich ist, wie die waldigen Gebirge Nordspaniens.

Die ganze Strecke von Köln nach Lissabon beträgt, so wie sie gegenwärtig ist, d. h. mit allen Winkeln und Bogen, 2732 km, also ungefähr 4 1/2mal so viel als die Entfernung von Köln nach Berlin. Die Eisenbahnfahrt aber dauert, von dem Aufenthalt abgesehen, vier Nächte und drei Tage, und es ist nicht eben ein tröstlicher Umstand, zu wissen, daß die Schnelligkeit der Züge immer mehr abnimmt, je weiter man sich vom Herzen Europas entfernt. Eine einfache Rechnung zeigt nämlich, daß jede 100 km auf der deutschen Strecke in 1 Stunde 46 Minuten, auf der französischen in 2 Stunden, auf der spanischen in 3 Stunden 27 Minuten und auf der portugiesischen in 4 Stunden 19 Minuten zurückgelegt werden. Neuerdings ist eine kürzere Bahn zwischen Madrid und Lissabon im Bau, welche die Fahrzeit um 8 Stunden vermindern wird. Des weiteren aber ist zwischen Lissabon und Paris eine Verbindung über Porto in Aussicht genommen, durch welche vielleicht der Landweg zu jener Südwestecke Europas wieder in Aufnahme kommen wird, während beispielsweise von Southampton, also von England aus, gegenwärtig wohl jedermann die bloß dreitägige Dampferfahrt nach Lissabon vorzieht. Waggons und Koupees fand ich in Spanien den französischen Vorbildern nicht ganz unähnlich und jedenfalls besser als in Portugal; die Bahnhöfe aber waren in beiden Ländern gleich schlecht und in Spanien die Preise der Bahnhofs-Restaurants übermäßig hoch (eine Tasse Kaffee beispielsweise 3 Realen gleich 60 Pfennig). Daß man dort neuerdings überhaupt etwas zur Stärkung erhält, daß an den größeren Stationen sogar fertige Mahlzeiten des Ankommenden harren, ist jedoch immerhin eine lobenswerte Neuerung.

Was die Szenerie anbelangt, so folgt auf die Sierra Morena eine vom Guadiana bewässerte Ebene, nicht jedoch ohne daß fortwährend und ringsumher Gebirge den Horizont abschlössen. Die ganze Pyrenäen-Halbinsel ist ja

im höchsten Grade gebirgig, weit mehr noch als das südliche und mittlere Deutschland. Silbergraue Oelbäume, in der Ebene gepflanzter Wein, spärlich-dünne und niedrige Getreidefelder, Aloen und Kakteen — d. h. diejenigen beiden Gewächse, welche auf den landschaftlichen Charakter Südeuropas und Nordafrikas am meisten einwirken —, Menschenwohnungen, deren Material unbehauene Steinblöcke bilden, große Schweine- und Schafherden, Esel und Maultiere die Menge, die Bauern im Felde gerade wie bei uns, nur ihre Wagen mit Maultieren bespannt anstatt mit Pferden und Ochsen, dazu Heideland, Dutzende und aber Dutzende von Bergerhebungen, die mit ewig grünem, aber etwas düsterem Buschwerk bestanden sind, hier und da auch wohl einmal ein Bach, ein kleiner Flußlauf — so ist die Szenerie, die namentlich durch die Fremdartigkeit der Gebirgslinien und die lebendigeren Farben schon wenig mehr an das mittlere Europa erinnert, ohne darum jedoch auch nur im entferntesten einen Vergleich mit den malerischen Landschaften Italiens aushalten zu können. Die Hitze wurde um die Mitte des Tages (die Fahrt von Madrid nach Lissabon dauert zwei Nächte und einen Tag) etwas lästig, aber doch kaum mehr als während eines heißen Sommertages in Deutschland. So passierten wir die berühmten Quecksilber-Bergwerke von Almaden, wir passierten Medellin, den unscheinbaren Heimatsort des heroischen Eroberers von Mexiko, nicht zu vergessen Merida mit seinem majestätischen Aquädukt, mit seinen Häuserfundamenten und sonstigen Resten aus der Römerzeit, das wahre Trier der pyrenäischen Halbinsel.

In Badajoz, der spanischen Grenzfestung, empfangen uns portugiesische Eisenbahnbeamte in Käppi und einer Art von braunem Schlafrock. Warum ein einstündiger Aufenthalt beliebt wurde, ehe man in die bereitstehenden portugiesischen Eisenbahnwagen hinübersteigen durfte, wurde mir nicht recht klar. Von jetzt ab übertrafen Waggons und Stationen die spanischen wo möglich noch an Unsauberkeit. Die erste Klasse war bedeutend weniger gut

gehalten als bei uns die zweite, die zweite weit schlechter als unsere dritte und die dritte gleich unserer vierten. Mich dünkte es freilich nach kurzem, als ob die ausgesuchte Höflichkeit der Bahnbeamten die Verschlechterung mehr als aufwöge. Denselben Eindruck empfing ich später auf dem Bahnhofs-Restaurant zu Entroncamento, wo von der Unhöflichkeit, der Trägheit und Uebervorteilungssucht, welche die glorreichen Freiheitsideen der letzten Jahrzehnte im modernen Spanien großgezogen haben, nicht das Geringste mehr zu finden war. Zu Reisegefährten bekam ich ein neuvermähltes Paar, dem ich die Gefälligkeit erwies, trotz wirbelnden Staubes in der herrlichen mondhellen Nacht zuweilen längere Zeit aus dem Fenster zu schauen, eine Gefälligkeit, für die meine Begleiter sich so dankbar erwiesen, daß sie später durchaus und höchsteigenhändig mein Gepäck zur Droschke befördern wollten. Und als ich dann die mir überreichte Karte des Herrn anblickte, da bekam ich die erste leise Ahnung von der Kompliziertheit portugiesischer Namen. Die ganze Geschichte maß auf drei Zeilen der Länge nach mindestens 5 Zoll.

Die Strecke von der portugiesischen Grenzfestung Elvas bis Lissabon, die wir mit unglaublicher Langsamkeit durchmaßen, war bergig-hügelig und mit Korn, Wein und lichten Oelbaum-Hainen bestanden, wie ich sie, nebenbei bemerkt, nirgendwo sonst gleich üppig gesehen habe. Die Bauart der portugiesischen Bahnen scheint übrigens ein schnelleres Fahren zu verbieten. Auf der Strecke Lissabon-Porto (337 km), zu der der schnellste Zug jetzt 12 Stunden benötigt, so daß also 100 km in 3 Stunden 34 Minuten zurückgelegt werden, will man jetzt einen Schnellzug einrichten, der bloß 9 Stunden gebrauchen soll, aber einerseits kann selbst dies sich nicht mit den Leistungen mitteleuropäischer Bahnen messen und anderseits zweifelt man an der Ausführbarkeit.

Einige Stunden vor der Ankunft in Lissabon erblickt man Portugals größten Fluß — den Tajo, wie die Spanier, Tejo, wie die Portugiesen ihn nennen —, der in diesem Teil seines Laufes (nicht aber bei Lissabon) ein

ungeheurer Kanal mit ganz ebenen Ufern zu sein scheint. Im Gegensatz dazu ist Lissabons nächste Umgebung sowie auch der Baugrund der Stadt selbst durchweg hügelig und selbst bergig. Oelbäume und Weinreben, letztere teils wie in Oberitalien auf Lattenlauben horizontal sich ausbreitend, teils kurzbeschnittene Sträucher an Pfählen, dazu Kaktushecken und Aloen, Oleander und Akazien, das etwa sind die Gewächse, die den Hauptbestand der etwas verwilderten Gärten bilden. Die Fischerboote (Fragattas genannt), wie sie zu Hunderten auf den Sandufern des Tejo lagern, führen einen buntbemalten Kiel gleich venezianischen Gondeln, die Schiffer tragen die phrygisch-neapolitanische Mütze, kurz, man wird in mancher Hinsicht an Italien erinnert. In einem Punkte freilich mußte ich meine Erwartungen herabstimmen. Die Lage Lissabons hatte ich mir schöner vorgestellt, ich hatte etwas Außerordentliches erwartet, wo ich bloß etwas Hübsches fand und kaum etwas Malerisches. Die Häuser von Lissabon haben mitteleuropäische Pfannendächer von einem häßlichen Mattbraun, sie sind noch nicht flachdachig, wie die Gebäude in Cadiz und Sevilla. Dafür aber sind sie gleich diesen weiß angestrichen, ein Weiß freilich, das weder an Schnee noch an Marmor, sondern weit eher an die Toga eines altrömischen Kandidaten erinnert, dem seine Gegner etwas hart zu Leibe gerückt sind. Eigenartig und, so viel ich weiß, in keiner andern Stadt zu finden, sind bloß die zahlreichen Porzellanhäuser, d. h. Gebäude, deren Außenwände mit jenen in geometrischen Linien blau und weiß gezeichneten Fayence-Platten bekleidet sind, wie man sie in Spanien und auch wohl in Deutschland zur inneren Ausstattung der Küche, namentlich um den Herd herum verwendet.

Die Anklänge an Spanien sind zahllos, so, um nur ein Beispiel anzuführen, mit Bezug auf die echt südliche Eigentümlichkeit, daß nahezu jedes Fenster auf einen Balkon hinausführt. Und dennoch besteht zwischen Lissabon und allen mir bekannten spanischen Städten ein tiefgreifender Unterschied, der sich schwerer beschreiben als

fühlen läßt. An Unsauberkeit fehlt es in Lissabon ebensowenig, wie in Madrid und Sevilla, die Straßen aber sind sorgfältig gepflastert, die breiten Trottoirs ganz allerliebst aus kleinen flachen Steinchen in verschiedener Zeichnung zusammengesetzt, die Läden sind reichhaltiger ausgestatttet und vor allem scheint die ehrsame kaufmännische Bevölkerung sich weit mehr einer nützlichen Thätigkeit, als jenem sinnlosen Plaudern, Kokettieren und Politisieren zu widmen, wie es in jeder spanischen Stadt die natürlichsten Bedürfnisse des Lebens überwuchert. Lissabon gleicht in der That in mancher Beziehung unsern Hansestädten. Vor allem finden wir hier ebenso wie in Hamburg, in Bremen und Lübeck dieselben schmalen, schmutzigen und unbedeutenden Außenfassaden der Häuser, hinter denen sich häufig dem erstaunten Auge des Besuchers die großartigsten Kontore, Gesellschaftsräume und Warenlager eröffnen. Daß nun so ziemlich ein jedes solches Haus seinen Ursprung von dieser oder jener verschollenen oder verarmten Adelsfamilie herleitet, und daß man es darum Palacio nennt, wenn es im übrigen auch noch so elend aussieht, ist nach südeuropäischem Sprachgebrauch selbstverständlich. Bei Luxusbauten — namentlich den Villen außerhalb der Stadt — sind die Nachbildungen maurischer Architektur am beliebtesten, sonst trifft man wohl, namentlich bei Kirchen, die barocken Schnörkel des bourbonischen Spaniens, meist aber — mit Ausnahme weniger Reste romanisch-gotischer Baukunst — gar keinen Stil im eigentlichen Sinn des Wortes. Die Zimmereinrichtung ist in den Gasthöfen englisch, anderwärts aber findet man steinerne, mattenbedeckte Fliesen, eiserne Betten, weißgetünchte kahle Stuckwände, Balkonthüren anstatt unserer Fenster, und dennoch als unangenehmes Zubehör fast allerorten Wanzen und Flöhe — obwohl vielleicht nicht ganz so viel wie in Spanien —, die doch bei einiger Reinlichkeit so leicht zu vermeiden wären. Diese innere Einrichtung der Wohnungen erinnert mehr an mitteleuropäische Vorbilder, als an das antike griechisch-römisch-orientalische Haus mit seiner Abschließung nach außen und seinen

wasserdurchrauschten Höfen, jenes antike Haus, welches sich in seiner vollen historischen Treue nur noch in Andalusien, dort aber selbst noch in größeren Städten wie Cadiz und Sevilla behauptet hat. Die Lissaboner Wohnhäuser teilen mit jenen bloß die kleinen vielthürigen Räume, die dunkeln Speisezimmer und die Alkoven, die kein direktes Licht von außen erhalten.

Auffallend schwer hält es, sich in der weitläufig gebauten, hügeligen Stadt zurechtzufinden. Bloß der durch das Erdbeben am meisten mitgenommene mittlere Teil ist von dem seiner Zeit allmächtigen Minister Pombal auf ebenem Grunde rechtwinkelig wieder aufgebaut worden. Dort finden wir die bedeutendsten, obwohl für mitteleuropäische Verhältnisse recht bescheidenen Verkehrsadern „Chiado“ und „Rua d'Ouro“, dort liegt an dem baiartig erweiterten Flusse ein ungeheurer, aber nicht sonderlich belebter Platz, die „Praça do Commercio“, sowie etwas weiter landeinwärts die hübsche und verkehrsreichere „Praça de Dom Pedro“. Oestlich davon zeigt auf hügeligem Grunde ein Gewirr von Gäßchen noch die Spuren des Erdbebens, nach der andern Seite sind die modernen Wohnungen, mit Gärten untermischt, auf gleich unebenem Boden erbaut. Auf den existierenden Stadtplänen sind keine Straßennamen eingetragen, und in der That wäre dies auch unnötig, da man die Namen bei besonderen Anlässen, wie z. B. der Camoëns-Feier, zu Ehren dieser oder jener Männer ändert, so daß der Uneingeweihte betreffs einiger der bevorzugtesten Verkehrsadern zwischen drei bis vier mehr oder minder veralteten Bezeichnungen zu wählen hat, bei denen nichts weiter als die Länge und Kompliziertheit übereinstimmt. Rechnet man hierzu die Unebenheit des Bodens, die es mit sich bringt, daß man auf manchen Strecken, um von einem Punkte zu einem andern zu gelangen, ein halbes Dutzend mal bergauf und bergab klettern muß, rechnet man die großen Entfernungen, die Sonnenstrahlung und die zeitweise recht drückende Hitze, so wird man gestehen müssen, daß billige Droschken und ein entwickeltes Netz von

Pferdebahnen hier recht sehr am Platze wären. Beide aber stehen noch im Jünglingsalter. Die Droschken sind durchweg geschlossen, schwerfällig und nicht ganz billig (tarifmäßig 300 Reis = 1,34 Mark, meist aber muß man viel mehr anlegen); die Pferdebahnen beschränken sich auf ein paar Linien in jenen Straßen, die mit allerlei krummen Windungen dem Ufer parallel laufen. Die Längenausdehnung der Stadt in dieser Richtung überwiegt denn auch die Breite landeinwärts so bedeutend, daß hierdurch der obenerwähnte Uebelstand wenigstens in geringerem Grade wieder ausgeglichen wird.

Die Bevölkerung, männlich sowohl wie weiblich, ist klein und in ihrem überwiegenden Bruchteile nicht sonderlich hübsch; es ist über diese physische Seite der Nation so viel geschrieben und gesprochen worden, daß weiteres gewiß nicht am Platze wäre. Die Damen gehen am Tage nur wenig aus, während auf den Straßen Madrids die Anzahl der weiblichen Spaziergänger zu allen Stunden des Tages und Abends diejenige der männlichen womöglich noch überragt. In seiner Kleidung besitzt das portugiesische Volk kaum etwas Außerordentliches. Volkstrachten habe ich selbst auf dem Lande nicht, geschweige denn in Lissabon bemerkt. Die höheren Stände tragen englische Stoffe nach französischem Schnitt und zwar vorwiegend und dem Klima zum Trotz von dunkler Farbe, die Damen bewegen sich den ganzen Tag, so lange sie zu Hause sind, in einer Art von naturwüchsigem Morgen-Negligé, sobald sie aber ausgehen, legen sie schwarze Wollen- oder Seidenkleider an, dazu geschmacklose Pariser Hüte mit Strohähren, bunten Blumen, Vögeln und Nestern, so daß man sich unwillkürlich nach der Mantilla von Madrid zurücksehnt, die, mag man sie nun für kleidsam oder unkleidsam halten — und darüber sind die Ansichten verschieden — doch jedenfalls origineller und keineswegs abgeschmackt aussieht. Strohhüte finden sich als Herrentracht weit seltener als in Berlin oder Köln, und thatsächlich ist auch die abendliche Luftabkühlung derart, daß man bei Auswahl der

Kleidung mit einiger Vorsicht zu Werke gehen muß. Trotzdem sind naturgemäß die Straßen vor und nach Sonnenuntergang am belebtesten, die Paseios oder öffentlichen Spaziergänge aber häufig noch bis Mitternacht, wie man denn in Lissabon das Nachtleben zwar weniger als in Spanien, aber doch bei weitem mehr liebt als bei uns. In solchen Abendstunden schwirrt es auf den Straßen von jenen sch-Lauten, an denen die portugiesische Sprache leider so überreich ist, dann beginnen jene Katzen und Hunde ihr nächtliches Spiel, die mit abgeschnittenen Schwänzen wie kleine Affen aussehen, und zahllose Papageien erwecken durch ihr nimmer rastendes Geschrei — Papagaya real de Portugal, rufen sie — einen Eindruck, als ob die Zahl der kleinen Kinder verdreifacht wäre. Die dutzendfaltigen, hübsch mit Bäumen und Sträuchern bestandenen Plätze dienen dem niederen Volke zur Erholung, vor den Balkonen entrollt sich das bekannte Spiel zwischen Novio und Novia. Stundenlang sieht man die Kourmacher in ihre braunen Mäntel gehüllt vor dem Fenster der Geliebten stehen, bald flüsternd, bald durch Zeichen sich verständlich machend — zu ihrer Entzifferung dienen eigene Lehrbücher —, bald auch bloß sehnsüchtig hinaufstarrend, um einen Blick zu erhaschen.

Auch an öffentlichen Vergnügungen mangelt es namentlich Sonntags nicht. Im Winter gibt es italienische Oper, im Sommer ein halbes Dutzend verschiedener Schauspiel- und Operetten-Vorstellungen von gleich zweifelhaftem Wert; dazu nun Stiergefechte, die im Gegensatz zu spanischen Gepflogenheiten durchaus unblutig sind, ferner Pferderennen, Feuerwerk, ab und zu einmal ein klassisches Konzert und — nicht zu vergessen — die zahlreichen Kirchenfeste, die nach südlichem Brauche so stark mit Naivitäten und Weltlichkeiten vermischt sind, daß der kirchliche Gehalt zuweilen kaum mehr zu erkennen ist. In der berühmten Kirche zu Belem begleitete man beispielsweise am ersten Pfingsttage die Hochmesse mit einem Potpourri, in dem zu meinem großen Erstaunen auch die Cancanmelodie aus Madame Angot Aufnahme gefunden hatte.

So viel über das Leben des Volkes, so weit ich etwas davon zu sehen im stande war; nun ein paar Worte über das, was den Fremdling in Lissabon erwartet. Englische Lebensgewohnheiten haben sich infolge des starken Handelsverkehrs vielfach eingebürgert, so sehr sie auch von Hause aus den einheimisch-portugiesischen widersprechen. Die Gasthöfe haben alle etwas von englischem Stil; sie sind ganz gut, wenn man die Anforderungen eines deutschen Gasthofes zweiten Ranges an sie stellt, wenn man sich nicht an jener Bevormundung stößt, wie sie nun einmal in allen englischen Gasthöfen unvermeidlich und mit einer gewissen Einbuße persönlicher Freiheit verknüpft ist. Von möblierten Wohnungen hat man in Lissabon keine Ahnung, so daß also die etwas anspruchsvolleren Junggesellen, die nicht in einer beliebigen Familie „boarden" mögen, sich naturgemäß auf das Gasthofsleben angewiesen sehen. Und eben so selten wie möblierte Wohnungen sind die besseren Restaurants, während an gewöhnlichen Speisehäusern kein Mangel ist.

Einheimisch-portugiesische Küche habe ich nicht kennen gelernt, sie soll nicht eben sonderlich verlockend sein, und wenn sie der spanischen ähnelt, so vermag ich das aus eigener einjähriger Erfahrung vollauf zu bestätigen. Was mir an französischen und englisierten Gerichten vorgesetzt wurde, war weniger gut zubereitet, als dies gewöhnlich in Deutschland der Fall zu sein pflegt, im übrigen jedoch nicht übel. Auch über Mangel an Reinlichkeit war nicht zu klagen. Was die Getränke anbelangt, so ist der bekannte und bloß für die Ausfuhr hergerichtete Portwein zu stark, als daß man mehr als ein bis zwei Glas davon genießen möchte; alle fremden Weine sind der hohen Zölle wegen zu teuer, das Bier ist zu matt, und so bleibt als Tischgetränk bloß der vortreffliche rote Landwein übrig (der beste kommt von Collares), den man jedoch weit schneller leid wird, als unseren gewöhnlichen Mosel oder den französischen Petit vin de Bordeaux.

Deutsches Bier (Cerveja da Baviera) wird in Lissabon auffallend viel getrunken, meist jedoch in den ihrer

vortrefflichen Kuchen wegen berühmten einheimischen Konditoreien, während die Bierhäuser deutschen Stils, deren es einige recht hübsche gibt, sich nicht des gehofften Zuspruchs erfreuen. Eingeführtes deutsches Bier kostet 200 Reis (89 Pfg.) die halbe, und 400 Reis die ganze Flasche, es ist teurer als englisches Pale Ale, weil letzteres nicht in Flaschen, sondern in Fässern versandt wird. Im Lande gebrautes deutsches Bier — und dieses scheint sich einer eben so großen Beliebtheit zu erfreuen, wie in Paris der bekannte „Bock“ — kostet in ordinären Kneipen 30 Reis, in jenen oben erwähnten Bierhäusern 40 Reis (18 Pfg.) das (etwas kleine) Glas, oder 60 Reis für die halbe Flasche einer stärkeren Sorte von Braunbier. Den vortrefflichen Collares-Wein, der den geringeren Bordeauxsorten gewiß nicht nachsteht, kauft man im Laden für 100 Reis (44 ½ Pfg.) die Flasche, in den Gasthöfen aber wird er mit 300 Reis berechnet. Und um noch einige weitere Beispiele für portugiesische Preisverhältnisse anzuführen, sei erwähnt, daß man in den Gasthöfen meist etwa 1800 Reis (8 Mark) für Zimmer, solid englisches Frühstück und Hauptmahlzeit zahlt, wobei jedoch zweites Frühstück (Lunch), Wein und Bedienung nicht mit eingeschlossen sind. Ich selbst habe auf meinen verschiedenen Ausflügen Preise gezahlt, die zwischen 1200 und 3600 Reis täglich variierten. Will man seine Mahlzeiten im Speisehause nehmen, so wird die Rechnung nach französischer Sitte aufgestellt, so beispielsweise für einen kräftigen Lunch im Klub-Restaurant wie folgt: Hummersalat 140 Reis, Omelette 240, Brot 40 und Wein 80, wozu alsdann noch 20 bis 40 Reis für Trinkgeld hinzukommen. Nun sind diese Preise im Vergleich zu Mittel-Europa wohl nicht allzu hoch, sie erscheinen jedoch als übertrieben, sobald man die außerordentliche Billigkeit aller Lebensmittel in Betracht zieht.

Sehr teuer und mindestens 1 ½ bis 2mal so teuer als in Deutschland ist dem gegenüber alles, was von auswärts her eingeführt wird, so beispielsweise Kleider, Reise-Utensilien, Bücher und dergleichen. Froh aber mag

man immerhin sein, daß doch wenigstens die meisten Dinge, deren man auf Reisen bedarf, hier zu finden sind, während man in Madrid Dutzende von Läden durchsuchen mag, ohne das Gewünschte zu erlangen. Insektenpulver beispielsweise ist in Madrid, wo es doch gerade am Platze wäre, unbekannt. Mit andern Einzelnheiten will ich den Leser nicht behelligen, nur soviel sei bemerkt, daß man, wenn die Reiseausrüstung nicht von Hause aus sehr vorsichtig angelegt ist, um einer Kleinigkeit willen mehrere Tage verlieren kann. Am schlechtesten steht es, je weiter man sich vom Herzen unsrer modernen Kultur entfernt, mit Büchern und ähnlichen Erfordernissen. Französische Romane in reichster Auswahl wird man zu Lissabon an ein paar Dutzend Orten finden, ein Stadtplan mit eingezeichneten Straßennamen aber existiert ebensowenig wie — Seekarten und Generalstabskarten abgerechnet — irgend ein Orientierungsplan für die nähere Umgebung. Und selbst die Generalstabskarten sind, wie ein in Lissabon lebender deutscher Gelehrter mir auseinandersetzte, von solcher Mangelhaftigkeit, daß es unmöglich wäre, sich daraus auch nur ein richtiges Bild von dem Verlauf der Gebirgszüge zu bilden. Trotz alledem heißt es — aus eigener Beobachtung kann ich dabei nicht sprechen —, daß der höhere Unterricht auffallend entwickelt sei, daß die Prüfungen ebenso schwierig seien wie in Deutschland, und daß die Universität Coimbra, an der Aufsicht, Arbeitszwang und Kleiderordnung in französischem Stil herrschen, ganz vortreffliche Leistungen aufweise. So viel ist sicher, daß der Fremde, so lange er sich nicht bloß unter der sogenannten besseren, sondern selbst unter der mittleren Gesellschaft bewegt, um einen Dolmetscher niemals verlegen zu sein braucht, wenn auch das Französisch oder Englisch, mit dem die Leute so gern paradieren, die Erratungsgabe des Zuhörenden nicht wenig auf die Probe stellt.

Und nun ein paar Worte über das Klima. In unsern nördlichen Erdstrichen liegt während der rauheren Monate des Jahres der Gedanke nahe, wie schön es doch

gerade jetzt in jenen Südländern Europas sein müsse, die unsere Phantasie, von Jugend her darauf eingeübt, sich nebenbei mit allem übrigen Zauber ausgeschmückt vorstellt. Wer aber im Süden weilt, der wird nicht selten schon nach wenigen Tagen das gerade Gegenteil vernehmen. Die Leute jammern über einen plötzlichen Wechsel, über Staub und Sonnenstrahlung, über einen allzu heißen Tag oder einen allzu kühlen Abend, als ob nicht die meisten dieser Dinge bei uns bedeutend schlimmer wären. Und wer in der Begründung seines absprechenden Urteils etwas sorgfältiger ist, der erwähnt vielleicht auch, daß das Klima die bei uns beliebte Entfaltung von Energie nicht ermögliche, daß das Leben auf südlichem Boden darum eigentlich bloß halbwertig sei und was dergleichen mehr ist. Der menschlichen Natur ist es ja niemals völlig recht zu machen, und vielleicht lassen beide Ansichten sich vertreten. Wenn aber jemand mich fragen sollte, wie meine eigenen und persönlichen Erfahrungen seien, so würde ich in klimatichser Hinsicht jenen Südländern einen unbestrittenen Vorrang einräumen. Das Kapitel von der geringeren Energie-Entfaltung lasse ich dabei beiseite; die Sache hängt zu sehr von den näheren Umständen ab, um mit wenig Worten abgeschlossen werden zu können; alle Unbilden eines südlichen Klimas zusammengenommen aber wiegen kaum diejenigen einer einzigen deutschen Novemberwoche auf, und was es heißt, wenige Tage und Stunden im Tage abgerechnet, unter ewig heiterem Himmel zu leben, das weiß bloß derjenige, der sich dieses Genusses für längere Zeit erfreut hat.

In das Innere von Portugal bin ich nicht sonderlich weit vorgedrungen, gerade darum aber möchte ich etwas eingehender eines Ortes gedenken, dessen Namen in Deutschland nur wenig bekannt ist, der jedoch für Portugal eine ähnliche Bedeutung besitzt, wie Potsdam für Berlin, wie Versailles für Paris. Cintra ist der Sommeraufenthalt der feinen Gesellschaft von Lissabon, es ist der Sommeraufenthalt des Hofes. Die einen nennen es ein Paradies, die andern eine Oase in der Wüste, die

mit der viel großartigeren Szenerie des Minho gar nicht zu vergleichen sei. Da nun aber Cintra den nächsten, lohnendsten, ja, man kann wohl sagen den einzigen Ausflug und Zufluchtsort für Lissabon darstellt, so verdiente es wahrlich eine bessere Verbindung als die gegenwärtig bestehende. Will man nicht ein Pfund Sterling für eigenen Wagen ausgeben, so wird man in elender Postkutsche von sechs unpoetischen Maultieren durch die endlosen Vorstädte von Lissabon und die des weiteren sich eröffnende, nicht eben anziehende Campanha geschleift, mit der ausgedehntesten Gelegenheit, die verschiedenartige Ausdünstung der umwohnenden Ortsbewohner zu studieren. Interessant ist bei dieser Fahrt bloß die eigentümliche Kunst, mit welcher der Wagenlenker auch beim lebhaftesten Straßengewühl seine sechs ungebärdigen Zugtiere im Zaum hält. Nach mehrstündiger Fahrt beginnen vor uns die Zacken und Kuppen einer hübsch geschnittenen Bergsilhouette aufzudämmern, die ganz vereinzelt, ähnlich dem rheinischen Kaiserstuhl, aus der welligen Ebene emporzuragen scheint, während sie in Wahrheit bloß den Südfuß einer Gebirgskette darstellt, die einzelne Ausläufer sogar noch weiter entsendet und auf deren äußersten zum Tajo abfallenden Felsen sich Lissabon selbst erhebt. Allmählich geht es bergan, die Zacken, die Kuppen teilen und vervielfältigen sich, schon rieselt hier und dort zur Seite ein winziger Bach, schattige Bäume empfangen uns, Nachtigallenschlag und noble Anhängsel fürstlicher Paläste, als ob wir in Heidelberg unsern Einzug hielten. Schöner und schöner gestaltete sich das liebliche Durcheinander von Berg und Thal, mächtiger rauschten die Bäche, mächtiger auch die Riesenwipfel dichtbelaubter Bäume, in immer engeren Kurven ging es an den Bergen entlang, bei jeder Biegung ein neues Bild von höherer Schönheit sich entrollend, die anfangs noch vereinzelten Villen schlossen sich dichter zusammen, und schließlich hielten wir auf einem nicht sonderlich stattlichen Dorfplatze, der nebst dem Schlosse wahrscheinlich den Kern- und Ausgangspunkt für das heutige Cintra gebildet hat. Ich stieg in „Lawrences

Hotel", einem englischen Hause, ab, wo ich mich zu dem Preise von 3200 Reis (14,24 Mark) für Wohnung, vollständiges Essen und Wein sehr wohl befand. Aus meinem Fenster heraus genoß ich bei schmeichelndem Mondschein ein Bild so schön, so duftig und doch so heimatlich, daß ich mich ebensogut nach einem unserer Gebirgs- und Badeparadiese hätte versetzt denken können.

Es war noch recht zeitig am Morgen und die Luft hauchte noch jenen balsamischen Waldesduft, der sich in späterer Tagesstunde verliert, als ich zur Penha und dem sogenannten Maurenkastell emporstieg. Auf jener steilen Spitze, in der das Gebirge (ein Miniatursystem gleich unsrem Siebengebirge) seine größte Höhe erreicht (529 m über dem Meere), hat der Titularkönig Dom Ferdinand, der greise Prinz-Gemahl von Portugal, an die Stelle eines alten Klosters einen modernen Rittersitz hingebaut, ein stolzes, mächtiges Schloß, ein wahres Chaos von Thorbogen, Türmen und Kuppeln, das auf mehrere Stunden im Umkreis von einem hübschen Gebirgspark mit epheuumrankten Bäumen und einem Ueberfluß wildwachsender Geranien umschlossen wird. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einige Blüten zu einem Strauße zusammenzufügen, ein alter Aufseher aber bemerkte verweisend, König Ferdinand pflücke niemals eine Blume, wenn er hierher komme, und half mir dann mein Boukett vervollständigen. In der Penha, dem eben erwähnten Schlosse, zeigte man mir eine Anzahl Skulpturen, freilich bloß in Gips, die König Ferdinand mit eigner Hand gefertigt, wie denn in der ganzen portugiesischen Königsfamilie eine gewisse Anlage zum Kunstdilettantismus (ebenso wie beim Kaiser von Brasilien zu wissenschaftlichen Liebhabereien) bemerkbar ist. Nun wohnt König Ferdinand doch nur selten auf seiner stolzen Ritterburg, die wie all dergleichen wohl mehr ein hübsches Spielzeug als eine brauchbare und komfortable Fürstenwohnung darstellt. Er besitzt, wie sich das von selbst versteht, auch in Lissabon einen Palast, zur Zeit aber lebte er, wie man mir sagte, mit seiner zweiten Gattin (Elise, Gräfin

von Edla, geborenen Hensler, einer früheren Schauspielerin), in einem reizenden Landhaus unterhalb der Penha.

Somit hat also ein deutscher Fürst in und um Cintra herum ein kleines Paradies geschaffen, wie es sich in ähnlicher Art und von Menschenhand angelegt im ganzen Portugal nicht wieder findet. Und doch sollte man nicht glauben, daß das Ganze bloß modernen Ursprungs wäre. Im Gegenteil, an den Namen Cintra knüpft sich eine reiche Fülle historischer Erinnerungen. Cintra umfaßt einen großen Teil des wenigen — und es ist in der That auffallend wenig —, was Portugal an historischen Denkmälern besitzt. Die Mauren, jene Meister in der Auswahl landschaftlicher hervorragender Fürstensitze, sollen von Cintra aus das Land regiert haben, wie es später von Oporto, von Lissabon her geschah — sollen, sage ich, denn die zuverlässigste spanisch-portugiesische Geschichtsstudie ist mir niemals über jeden Zweifel erhaben erschienen. Soviel ist sicher, daß die Mauren jahrhundertelang an eben diesen Stellen gewaltet, geschaltet und ein reiches Kulturleben entwickelt haben, denn ihre Münzen und sonstigen Reste finden sich in Menge, obwohl keine von ähnlichem Kunstwerte, wie die eine und einzige Alhambra von Granada sie umschließt. Dürfen wir der örtlichen Ueberlieferung trauen, so wären jene Fundamente reizender Miniaturburgen und Miniaturkastelle, wie sie sich etwas unterhalb der Penha finden und wie König Ferdinand sie (in ähnlicher Weise, wie dies bei uns mit dem Stolzenfels geschehen ist) wieder hat ausbauen lassen, maurischen Ursprungs. Das also sind die ältesten Reste, denn aus Iberer-, Hunnen-, Römer- und Gotenzeit gibt's hier nichts mehr. Wohl aber ist die Penha durch einen tiefpoetischen Zug mit einer der stolzesten Erinnerungen aus Portugals Geschichte verknüpft. Von jener Höhe, die, gleich dem griechischen Pentelikon, ein unvergleichlich schönes Bild, einen wunderbar großartigen Ueberblick über Meer, Gebirge und einen großen Teil des Landes entrollt, soll Prinz Manuel, Portugals

kühnster Fürst, tage- und abermals tagelang sehnsüchtig nach den von ihm ausgesandten Schiffen Vasco da Gamas ausgeschaut haben. Und ebenso wie die Penha mit Portugals Größe, so ist das eigentliche Schloß drunten im Orte selbst — es ist, so behauptet man, zum geringeren Teil maurischen Ursprungs — aufs engste mit Portugals Sturz, mit seiner Erniedrigung, seinem Elend verknüpft. Man zeigt dort dem Fremden ein kleines, unscheinbares, halbdunkles, mit weißem und blauem Steingut bekleidetes Gemach, in dem der jugendlich-feurige König Sebastian die letzte Audienz erteilt haben soll, bevor er in der Schlacht von Alcazarquivir, sei es Krone und Leben, sei es, wie eine Art von Volksmythologie behauptet, bloß die erstere verlor und sein Vaterland unter das Joch des verhaßten Spaniens leitete.

Auch in diesem Königsschlosse von Cintra zeigte man mir angeblich arabische Fayencen und andere maurische Ueberreste, deren Echtheit mir zweifelhaft erschien. Davon abgesehen aber können sie sich an Feinheit und Adel des Stils ebensowenig mit den Denkmälern und Reliquien von Granada messen, wie jene Nachbildungen, welche die Königin Isabel und der Herzog von Montpensier in Granada und namentlich in Sevilla haben versuchen lassen. Dieses Schloß von Cintra gilt noch immer als Sommeraufenthalt der königlichen Familie, die Höfe und Gärten aber sind dicht mit Gestrüpp und Unkraut bewachsen, die Aussicht aus fast allen Fenstern ist einzig schön, dabei aber sind die Zimmer fast durchweg so unbedeutend, daß der Schreiber dieser Zeilen wohl behaupten darf, er habe sich während des größten Teils seines Lebens einer besseren und bequemeren Wohnung erfreut. Und doch umschließt gerade dieser Palast die Prunksäle Portugals, unter anderm jenes einen viereckigen Turm ausfüllende Gemach, welches die Wappenschilder aller portugiesischen Adelsfamilien umfaßt. Dort vertreten zu sein, soll in Portugal die größte aller Ehren sein, und doch ist der betreffende Saal alles andre eher denn großartig — kaum ein Börsenfürst zweiten Ranges würde sich damit als seinem Ge-

sellschafts- und Speisesaal begnügen. Und dann gibt es auch dicht nebenbei ein hochseltsames Gebäude, welches alles andre eher denn eine angenehme Nachbarschaft bildet — ich meine das Gefängnis. Fenster hat dasselbe nicht, die Gefangenen aber klettern an den Eisenstangen in die Höhe, überbieten sich in unanständigen Gebärden, überhäufen die Vorübergehenden mit Schimpfworten, bewerfen sie auch wohl zeitweise mit Orangenschalen und führen zweifellos in ihrem Sinne ein freieres und angenehmeres Leben als die zu ihrer Bewachung vor dem Gebäude Posten stehenden Soldaten. Das Ganze ist wahrscheinlich noch ein Ueberrest aus jenem Ideenkreise des Mittelalters, als die Gefangenen zur Fristung ihres Lebens auf milde Almosen angewiesen waren.

Der Villenhäuser und Privatparks von Cintra habe ich bereits Erwähnung gethan; sie mögen etwa zu gleichen Teilen reichen Portugiesen (lauter Familien von altberühmten Namen) und reichen Engländern (lauter reichgewordnen Kaufleuten) gehören. Als die schönste dieser Besitzungen gilt der freilich noch etwas junge und deshalb noch nicht mit besonders kräftigen Bäumen ausgestattete Park von Monserrate, der sich stundenweit zu beiden Seiten eines sacht abfallenden Bergthales dahinzieht. Ich habe einen ganzen Tag dort zugebracht, bald unter einer Araukarie das wunderbare Bild der verschiedenen Pflanzenformen beobachtend, bald am Ufer des in der Mitte sich hindurchschlängelnden Baches dem Rauschen des Wassers lauschend. Und in all dieser Zeit bin ich nicht müde geworden, neue und immer neue Reize herauszufinden. Aus saftigem Pflanzenteppich erheben sich reizende Bosketts von Korkeichen, von Trauerweiden, Zwergpalmen, Pinien, tropischen Farnbäumen, Riesenkakteen, Riesenagaven, erheben sich straußförmige Gebüsche von Oleander, Rosen, Geißblatt, von Kamelien, Geranien und Fuchsien, während Epheu und dutzendfaltige Moosarten in die künstlich gruppierten Felsformationen einranken und eine überreiche Fülle von Wasser selbst bei sengendster Sonnenglut Frische und Leben verbreitet. In der That

ist es ja auch bloß die reiche Wasserfülle dieser Berge (ein Teil davon wird vermittelst eines herrlichen Aquädukts, vielleicht des solidesten Bauwerks von Portugal, nach Lissabon geleitet), welche Cintra zu einem so angenehmen Aufenthaltsort stempelt. Und wer, fragte ich — um auf Monserrate zurückzukommen — ist dieser Grande, dem so unerhörte Geldmittel zur Verfügung stehen? »Oh,« erwiderte man, »that's Mr. Cook, merchant of dry-goods from London.«

Noch möchte ich eines Ausflugs zum Kap Roka, Europas westlichster Spitze, gedenken. Für 750 Reis (3,34 Mark) mietete ich einen blonden und recht feurigen Esel — warum sollte man nicht auch bei einem Esel von Feuer sprechen dürfen — und fort ging es in stolzem Galopp, dessen Majestät nur dadurch beeinträchtigt wurde, daß der Treiber heimtückisch meinen blauen Regenschirm hintenauf geschnallt hatte, was nicht eben sehr vorteilhaft aussehen mochte, und außerdem unaufhörlich das arme Tier prügelnd hinterherlief. Ueber dergleichen Dinge, die ja überall, wo es Esel gibt, wiederkehren, lacht man wohl zuerst, namentlich in größerer Gesellschaft, auf die Dauer aber verleidet das ewige Geschrei selbst die schönste Natur, und ich suchte mich während der nächsten Tage durch das Mieten eines Pferdes zu entschädigen. Die Eselgewohnheiten aber waren den Leuten so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie, wenn ich mich nicht durch schnellere Gangart ihrer Verfolgung entzog, das edlere Tier ebensowenig wie ihre Esel auch nur auf die kleinste Spanne Zeit in Ruhe zu lassen vermochten. Uebrigens möchte ich hier als kleine Randbemerkung einschalten, daß das Langohr von Spanien und Portugal sich zwar munterer benimmt, als seine griesgrämigen Vettern im Norden, ohne jedoch nur im entferntesten jenen klugen, lebhaften und liebenswürdigen Tierchen zu gleichen, wie man sie in ihrer eigentlichen Heimat in Syrien und auch noch in Aegypten findet. Eine andere Randbemerkung wäre die, daß die Leute hier durchweg nach Frauenmanier zu Esel sitzen, nur auf der entgegengesetzten Seite,

so daß also ihre Füße auf der rechten Seite des Reittieres herunterhängen.

Der Weg führt von Cintra her zunächst nach dem durch seinen Weinbau berühmten Collares (dieser bordeauxähnliche Wein dient in ganz Portugal als Tischgetränk und kostet an Ort und Stelle die Flasche etwa 100 Reis, gleich 44 ½ Pfennig). Obwohl man es jedoch hier soweit gebracht hat, ohne Zusatz von Sprit haltbaren und trinkbaren Wein herzustellen, was bekanntlich im größten Teil von Spanien noch immer nicht der Fall ist, so scheint doch der Ackerbau infolge schlechter Werkzeuge und schlechter Düngung im allgemeinen auf einer recht niedrigen Stufe zu stehen. Das Getreide stand spärlich und dünn; die von kräftigen Ochsen, von Pferden und Maultieren gezogenen Gespanne der Ackerleute führten als Räder noch ein rundes, ungeschlachtes und undurchbrochenes Stück Holz, ganz ähnlich dem, was man häufig auf den Steindenkmälern von Ninive sieht. Einige Kilometer vom Seestrand verschwindet der Ackerbau gänzlich; der sandige Boden, in dem die Reittiere bis zu den Knöcheln einsinken, vermag nur noch Nadelhölzer zu ernähren, während die zahlreichen Wasserläufe winzigster Art von üppigem Rohrgebüsch umstanden sind. Die Küste selbst wird gebildet von steil abfallenden Felsen, die mit herrlichstem Badestrand abwechseln, einem Badestrand, den ich mich nicht enthalten konnte, trotz der stummen Verwunderung meines Führers, gleich an Ort und Stelle zu benutzen. Die Szenerie ist im höchsten Grade interessant. Einige jener gigantischen Felsblöcke, welche die Brandung hier vom Erdgerippe losgerissen hat, würden ausreichen, um einen Palast hinaufzusetzen. Die Wellen aber spielen so unschuldig am Fuße ihrer Opfer, als ob sie solcher Kraftanstrengungen nimmermehr fähig wären. Und dabei steigt der unversehrte Felskern stellenweise bis zu Kirchturmshöhe empor, kurz, es ist ein Anblick, wie man ihn sich an unsern flachen norddeutschen Küsten nicht träumen läßt.

„Portugal schläft“, so lautet in wenig Worte zusammengefaßt das Urteil, welches der fremde Besucher

über den gegenwärtigen Zustand eines Volkes vernimmt, das ehedem, von dem allgemeinen Entdeckungsdrange der damaligen Gesellschaft begünstigt, in unglaublich kurzer Zeit Weltreiche gegründet und — verloren hat. Noch bildet Brasilien in seiner engen sozialen Verbindung mit dem Mutterlande eine ähnliche Quelle des Reichtums, wie Indien für England, wie in sehr beschränktem Umfange Nordamerika für Deutschland, die annoch behaupteten Kolonien aber fristen ein unbeschreiblich elendes Dasein, die reichen Hilfsquellen des eignen Landes werden bei weitem nicht in hinreichendem Maße ausgenutzt, und wollte man das Maß der Thatkraft, wie es sich in politischen, kaufmännischen, volkswirtschaftlichen Unternehmungen ausprägt, nach Prozenten bezeichnen, indem man den Unternehmungsgeist des englischen oder deutschen Volkes auf die Normalstufe von 100 festsetzte, so würde man aus den Zwanzigern oder Dreißigern wahrscheinlich nicht herauskommen. Die Söhne der Fidalgos (so lautet die portugiesische Form des bekannten spanischen Wortes), die Urenkel der großen Entdecker und Seefahrer thun und lernen nichts; aufgeputzt mit Cylinderhut, dünnem aber kokett zugespitztem Schnurrbärtchen, mit riesiger Kravatte und schlotternden Elefantenhosen über auffallend dünnen Beinen, reiben sie in den bevorzugtesten Straßen die Porzellanwände der Häuser ab, bummeln von einem Kaffeehause ins andere, um stundenlang zu plaudern, vor dem Spiegel ihr Haar zu glätten und schließlich als einzigen Verzehr für 5 Reis (gleich 2¼ Pfennig) einen Zahnstocher einzustecken. Solche und ähnliche Schilderungen habe ich dutzendfach seitens der im Lande angesiedelten Ausländer vernommen, die den Portugiesen ausnahmslos eine unerhörte Trägheit vorwerfen. Dieses Urteil gebe ich, wie ich es vernahm; ich, der durchreisende Besucher, habe allerorten den Eindruck der Höflichkeit und Zuvorkommenheit empfangen, und das verfehlt natürlich seinen Eindruck nicht. Es ist übrigens weder gerecht noch der Wahrheit entsprechend, aus dem zeitweiligen volkswirtschaftlichen Rückgang einer Nation auf

deren allgemeine Inferiorität zu schließen, wie das seitens ausländischer Besucher fast immer geschieht. Mit den Völkern und ihrem Nationalcharakter sind auch die Lebensbethätigungen verschieden, und es dürfte sich wohl kaum unter den Nationen Europas eine einzige finden, die nicht gewisse, von allen anderen unerreichte Leistungen aufzuweisen hätte. Um daraus die Nutzanwendung auf Portugal zu ziehen, braucht man bloß einige Blätter der betreffenden Geschichtsbände nachzuschlagen. Aber auch das heutige Portugal ist ja im Grunde genommen noch das alte mit seinen Tugenden und Schwächen. Mag bei uns mehr Eichenkern sein, so findet sich dafür auf der anderen Seite mehr Schmiegsamkeit und Elastizität; mag man bei uns auf tiefere Bildung pochen, so gelten doch angenehme Formen auch ihr Teil. Das freilich kann nicht geleugnet werden, daß die Größe Portugals auf unabsehbare Zeiten dahin ist, und wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die modernden Schlösser der Portugiesen in Indien, ihre verfallenden Kathedralen, ihre zerschossenen Festungswerke gesehen hat, den mutet die heutige Lethargie um so sonderbarer an.

Um ein wahres Bild von der heutigen Lage zu erhalten, wird es gut sein, zu unterscheiden zwischen den vermodernden und dem gesund, wenn auch ruhig und ohne große Entfaltung von Energie fortlebenden Portugal. Es ist eine beliebte Redensart, daß Europa und Neuzeit mit den Pyrenäen aufhörten, daß Afrika und Mittelalter jenseits begönnen. Das Körnchen Wahrheit, welches in diesem Scherze liegt, trifft auf Spanien weit eher zu als auf Portugal. Das heutige Portugal ist in aller und jeder Beziehung, in bezug auf Landesumfang, Volkscharakter und politische Ziele kleinlicher, als das Nachbarland, dafür aber steht es mehr im Einklang mit den Sitten des übrigen Europas. Mag auch selbst in der Hauptstadt bloß eine einzige Post täglich den Verkehr nicht nur mit dem Auslande, sondern selbst mit den Provinzen vermitteln, so gibt es doch wenig Dinge, die man sich, von Mitteleuropa her an sie gewöhnt, in Por-

tugal zu versagen brauchte. Dabei beträgt das Volk sich ruhig, anständig und namentlich dem Fremden gegenüber mit einer Zuvorkommenheit, die, wie die einen sagen, dem edlen Born angestammter Höflichkeit, wie die anderen behaupten, der richtigen Erkenntnis eigener Inferiorität entsprießt.

In manchen Punkten zeigt sich der Portugiese dem Spanier gegenüber als gewandteren Kaufmann. Viele Dinge, die bei uns als alltägliche Lebensbedürfnisse gelten, sind in spanischen Läden gar nicht zu erstehen, für andere setzt das gleichgültige Volk Preise aus, die zu ihrem Wert in gar keinem Verhältnis stehen. Dem gegenüber empfängt der portugiesische Ladeninhaber den Käufer mit jener richtigen Erkenntnis, daß zum wahren Erfolg eines Kaufmannes die beiderseitige Zufriedenheit gehört. Aehnlich verhält sich die dienende Klasse: die Leute bedanken sich vielleicht etwas zu sehr für jedes, auch das kleinste Trinkgeld, während der Spanier, soviel man ihm auch geben mag, immer noch mehr fordert. Alles dies sind bezeichnende Merkmale eines Kaufmannsvolkes, und die Versuchung liegt nahe, Portugal im Verhältnis zu Spanien als das zu bezeichnen, was die Niederlande für Deutschland sind. Die Aehnlichkeit wird vermehrt durch zahlreiche Anklänge an überseeische Verbindungen und Kolonialbesitz, wie sie in Spanien durchaus nicht so häufig sind. So leben z. B. in Lissabon viele reichgewordene Brasilier mit mehr oder minder starker Beimischung von Negerblut in ihren Adern, nicht etwa Aristokraten, Großgrundbesitzer oder ähnliches, sondern ehemalige Gewürzkrämer, Gemüsehändler und Kneipenbesitzer, und diese ultramarine Beimischung verleiht dem Straßenleben eine ganz eigentümliche Färbung. Besäße nicht Portugal eine langgestreckte Küste mit zwei solch bedeutenden Handelsplätzen wie Oporto und Lissabon, läge nicht seine Hauptstadt auf der natürlichen Heerstraße zwischen Europa, Westafrika und Südamerika — eine Lage, die sie zum Anlegeplatze zahlreicher Dampfer macht —, so würde es in der Erinnerung der Völker

eine ähnlich vegetierende Rolle spielen, wie heutzutage seine Südprovinz, das ehedem mächtige Königreich Algarve.

Daß Portugal die zahlreichen Vorzüge seiner geographischen Lage in vollstem Maße ausgenutzt habe, wird allgemein in Abrede gestellt. Trotzdem ist der Einfluß unverkennbar. Nach den Erzählungen der Ausländer sollte man glauben, das bare Geld sei sehr knapp, das muß aber doch nicht der Fall sein, denn es gibt eine Unzahl wohlausgestatteter Läden, welche eine Menge englischer Fabrikate, namentlich Manufakturwaren, zu Preisen absetzen, welche durch die hohen Eingangszölle ungebührlich verteuert sind. Die Zölle stellen sich nicht selten auf 50 bis 100 Prozent des Wertes der fakturierten Güter, und da auch wohl ab und zu die Beamten ihr Schäflein ins Trockene bringen mögen, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Ladenpreise durchschnittlich 1 ½ bis 2mal so hoch sind wie in Deutschland. Der verhältnismäßig starke Warenverbrauch und der Umstand, daß nahezu alles von auswärts eingeführt wird, sprechen einerseits recht günstig für die natürlichen Hilfsquellen des Landes, anderseits so ungünstig als möglich für die Energie der einheimischen Industrie, welche sich selbst durch solch mächtigen Schutz des Staates nicht hat anspornen lassen. Portugal bezahlt alles mit Wein, Erzen und einigen andern der Zahl nach sehr beschränkten Landesprodukten, während die moderne Großindustrie noch gar keinen Eingang gefunden hat und das ehedem so blühende Kunstgewerbe, mit Ausnahme der Fabrikation von Fayenceplatten, erloschen ist. Daß die Engländer bei solcher Lage der Verhältnisse das schöne Lusitanien als ihre ureigenste Handelsprovinz betrachten, ist kaum zu verwundern. Dazu kommt, daß englische Dampfer mehrmals wöchentlich eine ununterbrochene Verbindung unterhalten, die in 3 ½ Tagen, also halb so schnell als auf dem festländischen Wege, dazu weit bequemer und billiger, von Southampton nach Oporto oder Lissabon führt. Diese Alleinherrschaft des englischen Handels haben andre Nationen nur in wenigen Fällen durchbrochen, so Deutsch-

land in neuester Zeit mit Eisenbahnmaterial, Messerwaren, Spiritus und Bier. Das meiste deutsche Bier, welches hier getrunken wird, ist allerdings im Lande selbst gebraut.

Die deutsche Kolonie in Lissabon umfaßt einige vierzig beim deutschen Konsulat immatrikulierte Familien, den Rest bilden unverheiratete junge Leute, die häufiger von den Annehmlichkeiten eines mit Kegelbahn ausgestatteten deutschen Vereins, als von dem nationalen Institut einer deutschen Kirche Gebrauch machen. Daß unter den dauernd angesiedelten und selbst unter den Großkaufleuten nur wenige ihre Nationalität behaupten, daß, wo eine portugiesische Frau ins Haus kommt, die deutschen Väter mit ihren Kindern portugiesisch sprechen, ist eine schwache Seite des Deutschtums, der man leider nicht in Portugal allein begegnet. Eigentümlich aber soll für die Länder des Mittelmeeres eine gewisse Sorte von arbeitsuchenden Landstreichern sein, die sich im Stile der wandernden Handwerksburschen früherer Zeiten von Kolonie zu Kolonie und von Konsulat zu Konsulat weiterbetteln, um schließlich bei einer günstigen Gelegenheit per Schub nach Hause zurückgesandt zu werden.

So viel über das moderne Portugal, soweit es noch im Safte steht und neue Sprößlinge treibt; nun ein paar Worte über das alte, vermodernde, welches wie alle Ruinen sein besonderes Interesse beansprucht. Und dabei wollen wir gleich vorwegnehmen, daß diese Ruinen nicht etwa wie in Italien als erhabene Kunstdenkmäler hohen Stiles zu finden sind, an denen Portugal recht arm ist, sie beschränken sich auf historische und Familienerinnerungen, auf Namen und Orte, an die sich diese oder jene Großthat knüpft. Die Größe Portugals ist zu meteorgleich gewesen, der Reichtum ist zu schnell gekommen und verflossen, als daß sich jenes feinere Mediceertum hätte herausbilden können, wie es uns in Venedig, Florenz, Genua seine unsterblichen Ueberreste hinterlassen hat. Die vornehmeren Klassen haben, als das Geld ihnen noch in ungezählten Summen zufloß, nicht hauszuhalten ge-

wußt und, als sie schon zu verarmen begannen, den Rest im Auslande verpraßt. Heute gibt es unter der portugiesischen Aristokratie nur noch sehr wenige, die ein Haus ausmachen. Die Leute leben abseits von ihren Besitzungen, um aller gesellschaftlichen Pflichten enthoben zu sein; werden Besuche gemacht, so lassen sich die Damen unter zehn Fällen neunmal verleugnen und Einladungen ergehen fast nur noch zu Begräbnissen. Die meisten Extravaganzen gestatten sich wie vielfach auch bei uns die höheren Bürgerklassen; das eigentliche Volk dagegen lebt im höchsten Grade einfach und bescheiden, es besucht weder Theater noch Konzerte, dagegen geht es fleißig spazieren und leistet sich ab und zu den Genuß eines aus rotbraunen Thonkrügen kredenzten und mit allerlei Zuthaten versehenen Glases Wasser, welches hier wie in Spanien von kräftigen Gallegos (Leuten aus der spanischen Landschaft Galicien) feilgeboten wird. Ein Dutzend Flaschen Wein oder sonstige Vorräte sollen nur selten im Keller eines portugiesischen Fidalgo zu finden sein, dagegen verwendet man reichliche Mittel auf die ganz in englisch-französischem Stil gehaltene Toilette. An den alten Reichtum erinnern nur wenig Dinge mehr, so beispielsweise die rohgearbeiteten, aber 20karätigen Goldwaren (während doch die besseren deutschen und französischen Goldschmiede bloß 18karätiges Gold verarbeiten), die Leichtigkeit, mit der alte Luxusmöbel von bemerkenswerter Schönheit zu erstehen sind, sowie ab und zu ein unzeitgemäßer, aber keineswegs anmaßender Stolz, der sich selbst bis auf die Dienstboten erstreckt. Daß die Köchinnen zur Begleitung nach dem Markte einen Gallego verlangen, der die eingekauften Sachen zu tragen hat, soll ein von jeder Hausfrau beklagter Uebelstand sein.

Die hervorragendste Reminiszenz aus alter Zeit ist jedoch das Bettlerwesen, das ebensosehr und vielleicht noch mehr als in Spanien, Italien und dem Orient blüht. Die Blinden liefern wie in all den sonngeliebten Ländern des Mittelmeers ein starkes Kontingent und auffallend sind bei dieser Klasse höchstens die konfiszierten Gesichts-

züge, die durch den Umstand, daß das ganze Bettlerkorps die abendlichen Spaziergänge der Damenwelt als eigentliche Geschäftsstunde betrachtet, vielleicht um ein kleines zur physischen Verschlechterung der Rasse beigetragen haben mögen. Nicht diese Unglücklichen aber vertreten jene obenerwähnten Ruinen; was uns in Portugal auffällt, ist die vornehme Bettelei, von deren Getriebe man in nordischen Ländern oder vorsichtiger ausgedrückt in Deutschland keine Ahnung hat. „Jesus", so sagt man, „bettelte, aber er arbeitete nicht," und diesem Grundsatze huldigend, erachtet es mancher höhere Beamte durchaus nicht für entwürdigend, nach einer längeren Krankheit oder ähnlichen Unglücksschlägen irgend welches Theater gegen eine gewisse Summe für eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu pachten. Dann werden in den Zeitungen die Verdienste des Mannes erörtert; auf seine Kosten kommt er stets, meist bleibt auch noch etwas Erkleckliches übrig.

Trotz alledem darf man nicht glauben, daß das heutige Portugal einen ähnlichen Eindruck der Armut und Mißwirtschaft hervorriefe, wie etwa Sicilien, das südliche Italien oder auch nur die größere Hälfte des heutigen Spaniens. Soweit ich nach eigner Beobachtung und mehr noch nach fremden Angaben darüber zu urteilen vermag, hat die materielle Kultur in Portugal niemals und zu keiner Zeit auch nur annähernd denselben Höhegrad erreicht, wie er jahrhundertelang abwechselnd in diesem oder jenem Teile Italiens bestanden; dafür aber ist das Landvolk auch niemals in ähnlicher Weise des Arbeitens entwöhnt worden. Und was nun den Vergleich mit Spanien anbelangt, so ist der Einfluß eines befestigten und von wohlwollenden Gesinnungen geleiteten Königtums unverkennbar. Wenn auch Portugal seine Revolutionen gehabt hat, so müssen dabei doch wohl die materiellen Interessen sowohl der Landbevölkerung wie des Kaufmannsstandes überwogen haben, jene Unruhen verhielten sich zu den spanischen wie die deutsche Bewegung von 1848 zu der vorhergehenden französischen; Volkscharakter und materielle Entwicklung sind niemals

so sehr wie in Spanien dadurch beeinflußt und vergiftet worden. Das heutige Portugal schläft und träumt noch ein bißchen, es bewegt sich vor allem seit die Großmachtsideen dahin sind in etwas sehr kleinlichen Verhältnissen, aber es steht weder abseits der europäischen Kulturentwicklung, noch leidet es unter einer Armut ähnlich derjenigen Kalabriens und Apuliens.

In denjenigen Reisebeschreibungen, die ich vor meiner Abreise nach Portugal durchgesehen, ist mir mehrfach die Bemerkung aufgestoßen, daß das Volk an einem lächerlichen Großmachtswahnsinn kranke, daß man noch immer spreche und sich benehme, als ob Portugals politischer Einfluß, sein Heer und seine Flotte auf der Höhe ihrer ehemaligen Machtgröße ständen. Es wurden viele Beispiele dafür angeführt, u. a. daß ein kleines erbärmliches Kanonenboot „der Verwüster der Welt“ getauft worden sei. Meine eignen Beobachtungen haben jene Ansicht nicht bestätigt, und wenn ich mich auch als Fremder bei kurzem Aufenthalte darin hätte irren können, so habe ich doch auf zahlreiche Fragen von Leuten, die das Volk und seinen Charakter kennen, stets die gleiche Antwort erhalten, daß sie von jenem Größenwahn nichts wüßten, daß mit Ausnahme der vornehmen Jugend, die nichts thut und nichts gelernt hat, wohl nur sehr wenig davon mehr zu finden sei. Anstatt dessen wurden mir viele Beispiele einer fast ängstlichen Anerkennung fremder Ueberlegenheit vorgeführt; u. a. wurden mir Zeitungen aus der Zeit des anthropologischen Kongresses vorgelegt, die sich gegenseitig überboten in Anerkennung der Ehre, welche Europa durch jenen Kongreß dem kleinen und wenig beachteten Lande gezollt habe.

Anstatt die angeblichen Uebertreibungen der Portugiesen in bezug auf die Größe ihres Landes und Volkes zu bestätigen, klagen die angesiedelten Ausländer über die thatsächliche Kleinheit aller Verhältnisse, und ich habe ihrer nur wenige gefunden, die sich mit dem innern Leben des Volkes und seiner Politik des eingehenderen beschäftigten. Der Unterschied im politischen Pro-

gramme der beiden großen Parteien, der „Progressisten“ und „Regeneradores“, so sagen sie, sei ebenso unerfindlich, wie die angebliche Verschiedenheit in der Bedeutung der beiden Ausdrücke. Demselben Mangel an Interesse begegnen die nicht eben seltenen Ministerwechsel, die in letzter Zeit aufs innigste mit der Lourenço Marques-Frage verknüpft waren. Jener Vertrag, der den Engländern gewisse weitgehende Rechte in dem früher streitigen, aber durch Marschall Mac Mahon den Portugiesen zuerkannten Delagoa-Gebiete einräumen sollte, eine Angelegenheit von an sich nicht eben hervorragender Bedeutung, hat während der letzten Jahre den wunden Punkt der portugiesischen Politik gebildet, und zwar deshalb, weil er auf das innigste mit der großen Frage des englischen Einflusses verknüpft ist. In Spanien pflegt man Portugal geradezu als englische Provinz zu bezeichnen, und wenn das auch, wie mir hier versichert wurde, auf eine durch die Rivalität des englisch-spanischen Einflusses hervorgerufene Uebertreibung hinausläuft, so ist doch eine gewisse Abhängigkeit unverkennbar, die zuweilen die Grenze der Demütigung in allernächster Nähe streift. Die Engländer betrachten Portugal als ihre ausschließliche Handelsdomäne; nicht genug damit, lassen sie ihre Flotte so ungeniert in den Häfen aller portugiesischen Kolonialbesitzungen ankern, als ob es ihre eignen wären, und erlauben sich Freiheiten, die eine stärkere Nation, als Portugal es ist, nimmermehr einer anderen gestatten würde. Wenn irgendwo, so fühlt England sich hier in der Rolle des Stärkeren und macht, sobald Portugal auf irgendwelche Forderungen mit den hier beliebten Ausflüchten und Verschleppungen antwortet, seinem Aerger in unverhohlener Weise Luft. Das Volk fühlt dies instinktmäßig, die Minister müssen der öffentlichen Meinung Rechnung tragen und vermögen doch eine durch die wechselseitigen Machtverhältnisse vorgeschriebene Politik nicht zu ändern. Daher das Dilemma, in welchem Portugal sich seit Jahren befindet.

Auch in handelspolitischer Hinsicht wäre manches zu

thun, um eine, wenn auch bloß moralische Abhängigkeit von England zu beseitigen. So gibt es beispielsweise beinahe gar keine portugiesischen Goldmünzen, während englische Sovereigns und halbe Sovereigns zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt sind. Dieses Verhältnis wird von beiden Seiten getadelt, von der einen aus nationalen Rücksichten, von der andern, weil Portugal die Münzkosten spare und die abgenutzten Stücke vollwertig in England umzutauschen vermöge.

Und nun ein paar Worte über die portugiesische Königsfamilie. Königin Maria II. da Gloria heiratete in zweiter Ehe (die erste war kinderlos) den Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg und Gotha. Dieser erhielt, als ein Sohn geboren war, den Titel „König" und führte nach dem Tode seiner Gattin und während der Minderjährigkeit seines Sohnes vom 15. Nov. 1853 bis zum 16. Sept. 1855 die Regentschaft. An diesem Tage übernahm der junge Dom Pedro V. (dessen etwas melancholischem Charakter seine deutschen Lehrer das beste Zeugnis ausgestellt haben) die Regierung; er vermählte sich (durch Prokuration in Berlin) mit der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen, erlag aber im jugendlichen Alter von 24 Jahren und zwei Jahre nach seiner ihm im Tode vorangegangenen Gemahlin einem schleichenden Fieber. Die Krone übernahm jetzt (im November 1861) ein jüngerer Bruder, Dom Luis, der nichtsahnend gerade von einer Reise aus England zurückkehrte. Dieser, der gegenwärtig 44jährige König, ist vermählt mit einer Tochter König Viktor Emanuels (aus welcher Ehe zwei Prinzen entsprossen), er ist mehr sanguinischen Temperaments als sein verstorbener Bruder, zeigte in der Jugend große Neigung zum Seeleben und soll ein besonderes Talent für fremde Sprachen besitzen. Wir finden also zur Zeit in Portugal zwei Könige, nämlich außer Dom Luis dessen Vater, den Titularkönig Dom Fernando, und es ist ganz interessant, etwa im Theater das vom Hofzeremoniel vorgeschriebene Verhältnis zwischen dem königlichen Vater und dem regierenden

König, seinem Sohn, zu beobachten. Uebrigens ist der 65jährige Dom Fernando jetzt ebenso beliebt, wie er zur Zeit seiner Regentschaft angefeindet wurde; er ist gegenwärtig noch immer eine hohe, imposante Figur mit eisgrauem Schnurr- und Knebelbart, scheint aber gänzlich Portugiese geworden zu sein. Ganz portugiesisch denkt, fühlt und benimmt sich auch die Königin, die schon mit ihrem 15. Jahre zu ihrer zweiten Heimat übersiedelte. Erwähnen wir noch eines jüngern Bruders von Dom Luis, des Prinzen Agosto, so haben wir die ganze königliche Familie hier aufgezählt.

Man bekommt sie alle recht häufig zu Gesicht, denn sie leben so regelmäßig nach steifem Zeremoniel, als ob ein Hofmarschall aus den Zeiten Philipps II. von Spanien darüber wachte. Auch erinnert der kalte, auf häßlich kahler Höhe gelegene Ajuda-Palast ein wenig an jene unsympathischen Zeiten. Er ist gebaut worden, als die königliche Familie in Brasilien weilte und die Geldmittel recht flüssig waren. Vollendet aber wurde er nie, und die einstürzenden Mauern der Rückseite nehmen sich eben so seltsam aus wie die — mit Ausnahme der recht hübschen Aussicht — überaus trostlose und verwahrloste Umgebung. Unter den Fenstern der Königin vermodern tote Katzen, haben sich Kehrichthaufen angesammelt, und verrichten Kinder aus der Umgebung ihre natürlichen Bedürfnisse. Alles dies könnte für wenige hundert Mark geändert werden, und doch sah ich bloß die ersten schwachen Versuche, auch nur ein paar Bäume anzupflanzen. Die Lakaien lungerten so faul und schlotternd herum, als ob das steife Hofzeremoniel bloß eine möglichst strenge und langweilige Zeiteinteilung, nicht aber auch Würde und imponierende Majestät von ihnen verlange. Und langweilig genug soll die Zeiteinteilung des Hofes sein. Alltäglich nachmittags nach der Mahlzeit eine Ausfahrt zur Stadt, ein Spaziergang auf dem Chiado, alljährlich im Sommer ein Aufenthalt im Seebad Kaskarjas, dazu Theater und ab und zu ein Empfang bei Hofe (meist morgens), das ist alles. Das Militär, welches in der

Nähe des Palastes allerlei Vertreter aufwies, besitzt weniger kleidsame Uniformen, als man sie in Spanien findet; es ähnelt in seiner ganzen Haltung ein wenig der niederländisch-indischen Armee, bloß mit der Ausnahme, daß die Offiziere weniger stramm, die Soldaten weniger schlotterig sind.

Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika steht kein überseeischer Länderkomplex durch regelmäßige Dampferlinien in so inniger Verbindung mit Deutschland wie der südamerikanische Kontinent. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft und der Bremer Lloyd senden ihre stattlichen Schiffe zu den Hauptorten der Ostküste bis nach Buenos Aires, die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Kosmos sendet die ihrigen sogar noch weiter durch die Magellansstraße und an der Westküste aufwärts bis Callao, die Hamburg-Amerikanische Packetfahrtgesellschaft endlich unterhält (ohne jedoch Kajütpassagiere aufzunehmen) durch drei monatliche Fahrten und eine Anzahl Anschlußlinien den Verkehr mit Westindien und Mexiko. Das nun sind die regelrechten Linien, denen aber eine mindestens ebenso große Zahl von Gelegenheitsfahrten zur Seite treten. Andre Nationen, Franzosen, Belgier, Spanier, Italiener, besitzen ebenfalls ihre Linien, und wenn ich auch nur die vielfach verschlungenen Linien des englischen Dampferverkehrs hier aufzählen wollte, so würde das allein ein ganzes Kapitel benötigen. Von Neuerungen innerhalb dieses lebendigen Verkehrsgetriebes wäre zu erwähnen, daß gemäß einer Uebereinkunft mit den den Küstenverkehr von Brasilien vermittelnden englischen Schiffen deutsche Waren jetzt auf deutschen Schiffen direkt nach den Häfen Südbrasiliens verfrachtet werden können. Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß in den größeren Hafenplätzen Südamerikas nicht etwa, wie dies noch heutzutage mit den australischen Großstädten Sydney und Melbourne der Fall ist, bloß alle paar Wochen eine Post ankommt oder abgeht, sondern daß man beinahe täglich oder wenigstens einen um den anderen Tag in der Lage ist, Briefe zu

empfangen oder abzusenden. Briefe von Deutschland nach Rio de Janeiro beispielsweise oder umgekehrt benötigen erfahrungsgemäß durchschnittlich 25 Tage, d. h. dieser Zeitraum liegt zwischen dem Datum ihrer Aufgabe und dem ihres Abgabestempels.

Von meinem Grundsatze, wenn nicht besondere Gründe dem entgegenstehen, bloß vaterländische Schiffe zu benutzen, die in ihrer Gesamtleistung in bezug auf Zuvorkommenheit, Verpflegung und Seetüchtigkeit stets die besten sind, wich ich diesmal ab, weil mir ein kurzer Besuch an der westafrikanischen Küste im Kopf steckte, wie er sich mit den Dampfern der französischen Messageries Maritimes am besten erreichen ließ. Daß ich den Plan, einige Wochen in Französisch-Senegambien zu bleiben, schon kurz nach der Abfahrt von Lissabon wieder aufgab, lag einesteils an dem mangelnden Entgegenkommen, welches man mir auf dem französischen Marineministerium (dem die Kolonien unterstehen) gezeigt, anderntheils an der Gewißheit, daß jene Wochen, wenn ich sie nicht durch Monate ersetzen wollte, kaum besonders nutzbringend hätten verwertet werden können.

Inzwischen aber hatte ich einmal den Fahrpreis (von Lissabon bis Rio de Janeiro 600 Mark einschließlich Kost und Tischwein) bei der französischen Gesellschaft gezahlt, und da diese französischen Schiffe in all ihren Leistungen, namentlich in Beziehung auf Verpflegung, recht gut, ja ausgezeichnet sind, so hatte ich persönlich die Wahl gewiß nicht zu bereuen. Trotzdem schämte ich mich beinahe ein wenig, als ich mich am Quai von Lissabon nach dem Namen eines großen und glänzenden Dampfers erkundigte, der etwas abseits in der Bai ankerte, und als man mir dann erwiderte, das sei das deutsche Postschiff, welches wenige Stunden nach dem französischen Dampfer abgehen werde.

Am Morgen des 9. Juni brachte ein kleines Boot mit schwellenden Segeln mich für 800 Reis (gleich 3 Mark 56 Pfennig) zum Dampfer, nicht ohne daß für wenige Augenblicke jenes eigentümliche Gefühl mich er-

griffen hätte, welches derjenige stets empfindet, der, das Heimische und Vertraute hinter sich lassend, dem Ungewissen und Unbekannten entgegengeht. Vor der Abfahrt wurde ich noch zu einem kleinen Häuschen am Ufer geführt, wo ein Beamter in zerrissener Uniform mit meinen Angaben über Bestimmungsort und dergleichen ein gedrucktes Formular ausfüllte. Als ich ihn fragte, ob ich etwas dafür zu entrichten habe, verneinte er dies, fügte aber hinzu, daß er arm und eine Tasse Kaffee zuweilen recht angenehm sei. Eine bescheidenere Bitte um ein Almosen ist mir niemals vorgekommen, und als ich ihm ein 100-Reisstück reichte, begleitete er mich mit steten Verbeugungen bis zum Boote. Aehnliche Dankbarkeit auch für die kleinsten Geschenke habe ich überall in Portugal gefunden, und wenn ich einmal in Ermangelung weiteren Kleingeldes dem Kastellan eines Schlosses bloß 50 Reis (gleich 22½ Pfennig) gab, so dankte er genau mit dem gleichen Anstande, als wenn die Summe das Vier- und Sechsfache betrug. Auf dem Orénoque — so hieß unser Dampfer — war ich nicht wenig erfreut, einen alten Bekannten, mein großes Gepäck, wiederzufinden, dessen Beförderung bis hieher (als Eilgut von Köln bis Bordeaux und von da ab als Ware mit dem Orénoque) mir 96 Mark gekostet hatte. Man hatte die Freundlichkeit, mir ohne Zahlung eines Zuschlagspreises eine eigene Kabine anzuweisen, eine der größten Annehmlichkeiten auf See, deren Wert jedoch in diesem Falle dadurch vermindert wurde, daß die betreffende Kabine, am äußersten Hinterteil des Schiffes liegend, gleich sehr den durch die Wellen hervorgebrachten Schwankungen wie den Vibrationen der Schiffsschraube ausgesetzt war.

Um halb 2 Uhr lichteten wir den Anker und abwärts ging es auf dem breiten Tajo-Fluß, vorbei an den häuserbedeckten Hügeln und Thälern von Lissabon, an dem Königspalast von Ajuda, dem historisch denkwürdigen Turme von Belem und dem in den spätern Sommermonaten vielbesuchten Seebad Cascarjas. Nach Passierung jener Sandbarre, welche zwischen Flußmün-

dung und offenem Meere die Grenzscheide bildet, verloren wir das Land schnell aus den Augen und wurden erst bei dem ungemütlichen Kap Vincent durch höheren Seegang wieder an seine Nähe erinnert. Am 11. Juni fuhren wir mitten durch den kanarischen Archipel; die öden Sand- und Felswüsten von Lanzarote, von Fuenteventura und Gran Kanaria aber zeigten uns bloß hier und dort weißglitzernde Ortschaften, dagegen weder Bäume noch Kanarienvögel. Auch kam der Pik von Teneriffa nicht in Sicht, und für F. v. Löhers hübsche Hypothese über die germanisch-vandalische Urbevölkerung der Guanchen gab es keine faßbaren Anhaltspunkte. Alles in allem habe ich eine langweiligere Fahrt nie gemacht. Vielleicht war es Zufall, aber von Walfischen, von Haien, Delphinen, fliegenden Fischen, Möven, Kormoranen und wie in andern Meeren die dem Reisenden auffallenden Bewohner von Luft und Wasser heißen mögen, bekamen wir nur wenig zu sehen, und ebensowenig von Naturerscheinungen, ausgenommen das Meerleuchten, das, namentlich seitdem wir den Wendekreis überschritten hatten, allabendlich und immer stärker hervortrat. Das war jedoch nicht jenes Leuchten, wie ich es häufig in Büchern beschrieben gefunden, obwohl selbst niemals gesehen habe, und bei dem (z. B. in der Nähe von Helgoland) das ganze Meer in weitem Umkreis erglänzen soll. Jenes Meerleuchten, welches ich von allen Tropenfahrten her kenne, beschränkt sich auf ein mächtiges, in der Breite des Schiffes und in dem Fahrwasser, welches das Schiff soeben durchschnitten, sich hinziehendes Glutband, welches, allmählich erblassend, sich häufig so weit erstreckt, als das Auge reicht, das heißt bis zum äußersten Horizont. Wer die Sache nicht kennt oder nicht etwa zufällig abends vom äußersten Hinterteil des Schiffes über das Geländer hinüberblickt, der wird sie — so imposant sie auch sein mag — bei der starken Verdeckung des Gesichtskreises durch Sonnensegel und ähnliches vielleicht gar nicht einmal wahrnehmen. Und doch stellte sie eine Art von unterseeischem und durch die Schiffsschraube hervorgebrach-

tem Feuerwerk dar. Wie ein Streichholz von nichtschwedischer Abstammung bei leisem Darüberstreichen für einige Zeit erglänzt, so werden die phosphorhaltigen Quallen und sonstigen Meeresbewohner tierisch pflanzlicher Art durch die starke Bewegung auf kürzere Zeit zum Leuchten gebracht. Zuweilen kleine Sterne, zuweilen größere Lichtkomplexe mit hellstrahlendem Kern darstellend, schwimmen sie aneinander vorüber, verdecken und überholen sich gegenseitig (natürlich nicht durch eigne Bewegung, sondern bloß durch die wirbelnde Bewegung des Kielwassers) und gewähren in diesem Spiel in ihrem Aufleuchten und Verblassen einen eigenartigen Reiz, der unter dem ernsten, großartigen Sternendom um so eindrucksvoller wirkt. Auch an den Seiten des Schiffes zeigen sich die leuchtenden Kugeln, das aber müssen wohl besonders feurige, leicht erregbare Exemplare sein; auch bleiben sie stets vereinzelt und bilden niemals wie im Kielwasser des Schiffes eine vollkommene Glutstraße.

Ueber widrige Winde hatten wir ebensowenig wie über hohen Seegang zu klagen, und doch rollte und schlingerte das Schiff selbst bei ruhigstem Wellenspiel ganz fürchterlich, was wohl mehr seiner Bauart (allzu schmal und allzu lang), als den Unbilden der See zuzuschreiben war. Nun bin ich wochenlang in den Meeren der heißen Zone umhergefahren, ohne daß die ölglatte Oberfläche des Meeres von dem Spiegel eines ruhigen Flusses oder Sees verschieden gewesen wäre, und das Gleiche hatte ich namentlich für diese Fahrt erwartet. Ganz so günstig aber erwies sich das Geschick nicht, und mit mir kamen viele meiner Reisegefährten aus der ewigen Uebelkeit, der Eingenommenheit des Kopfes und dem gänzlichen Stillstand der Verdauung gar nicht heraus. Es ist vielfach behauptet worden, die Seekrankheit schade der Gesundheit nicht, sie wirke höchstens körperreinigend und ähnlich wie eine sommerliche Badekur. Das aber dürfte kaum der Wahrheit entsprechen angesichts jener Beispiele, wie die tierischen Mitpassagiere eines Schiffes, bei denen doch das rein körperliche Befinden am unverfälschtesten zu-

tage tritt, sie bieten. Kühe und Ochsen, die noch so fett an Bord kommen, magern binnen acht Tagen zusehends ab, die Hühner legen keine Eier mehr und milchgebende Kühe sind eine Seltenheit. Am meisten leiden diejenigen Lebewesen, deren geistige Kräfte am entwickeltsten sind (so beispielsweise Hunde), am allermeisten natürlich der Mensch. Und wenn nun schon andre Leute, die ihrer Pflicht genügten, wenn sie ruhig in ihre Sessel hingestreckt schlummerten, bei solcher Körper- und Gemütsstimmung das Leben durchaus nicht mehr als ein schätzenswertes Gut ansahen, so wurde meine Laune noch wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß ich trotz alles mir zu Gebote stehenden Aufwandes von Energie außer stande war, jenes Arbeitspensum, welches ich mir für die Seereise ausgewählt hatte, zu erledigen. Wie sollte ein ernstes Studium möglich sein, wenn es schon eine ungeheure Selbstüberwindung erfordert, dieselben Bücher, in die man ein paar Stunden lang teilnahm- und gedankenlos hineingeblickt, wieder an Ort und Stelle zu legen. Ich habe — man verzeihe mir die Erwähnung der nicht sehr liebenswürdigen Thatsache — genug Passagiere der 1. Klasse gekannt und gesehen, die während einer mehrwöchentlichen Seereise niemals die Kleider wechselten und sich niemals wuschen, weil ihre Energie dazu nicht ausreichte. Durch Willenskraft kann man dieses Sichgehenlassen überwinden, doch niemals reicht die Willenskraft aus, um das allgemeine Unbehagen zu bannen. Ein schwacher oder geschwächter Körper leidet, obwohl man auch fälschlicherweise das Gegenteil behauptet hat, mehr als ein kräftiger, und am meisten leidet wohl, wer durch vorhergehende angestrengte Geistesarbeit ermüdet ist. Dabei ist die Seekrankheit die prosaischste und egoistischste aller Krankheiten und mehr denn irgend etwas andres dazu angethan, alle Verhältnisse bloß grau in grau erscheinen zu lassen.

Auch von der Hitze litten wir nicht wenig, obwohl meine meisten Reisegefährten durchweg europäische Kleider trugen. Ich selbst legte beim Passieren des Wendekreises indische Leinekleider an und befand mich recht wohl dabei.

Eine kühlungfächelnde Punka gab es nicht; die ganze Schiffseinrichtung war weniger auf heiße Klimate berechnet als diejenige der indischen Messagerie-Dampfer, die mir überhaupt, nach früheren Erfahrungen zu urteilen, besser eingerichtet zu sein schienen.

Recht gut, wie auf allen französischen Schiffen, war die Verpflegung, namentlich in anbetracht der Schwierigkeiten, mit denen die Herren Köche auf See zu kämpfen haben. Frühmorgens, falls man zeitig genug aufstand, gab es zwischen 7 und 8 Uhr Thee oder Kaffee mit Biskuits; um 10 Uhr folgte Dejeuner (vier oder fünf Gänge mit ordinärem Rotwein), um 1 Uhr ein Teller Bouillon und etwas Wurst oder Käse, ebenfalls mit Rotwein, um 6 Uhr ein aus fünf bis sechs Gängen bestehendes Diner. Und abends gegen 9 Uhr nahm, wer es wollte, abermals eine Tasse Thee und einige Biskuits. Die zahlreichen Seekranken schenkten dieser Verpflegung nur wenig Aufmerksamkeit, für sie ist nach meinen Erfahrungen Bouillon am besten, vielleicht auch ab und zu ein Glas Champagner, im übrigen wenig und kräftige Kost, aber nichts Fettes, nichts Süßes, nichts Saures, nichts Schwerverdauliches, namentlich auch kein Bier, kein Kaffee und keine Zigarren. Was die letzteren anbelangt, so bieten sie ein untrügliches Kennzeichen für das körperliche Befinden: wer an Bord zu rauchen im stande ist, darf mit Fug und Recht sagen, daß die Seekrankheit keine Macht über ihn habe. Was die Leistungen der Köche anbelangt, so haben Eismaschinen und die Vervollkommnung der Konserven-Industrie die Verpflegung an Bord sehr erleichtert. Man nimmt konservierte Milch mit, konservierte Eier, eine Unmasse frischer Früchte, man destilliert das Trinkwasser frisch aus dem Meere (es hat einen etwas faden Geschmack und wird stets mit Zucker und Zitronen genossen), für die Fleischkost aber müssen zahlreiche Kühe, Kälber, Hämmel, Schweine, Kaninchen, Hühner, Enten und Tauben sorgen, die man lebendig an Bord nimmt, lauter liebe Tierchen, die der Reisende dann nach und nach verschwinden sieht. Das erweckt, wenn man es so

handgreiflich vor Augen hat, einen peinlichen Eindruck, ohne daß man darum Vegetarianer zu sein brauchte.

Unter der Gesellschaft überwog das spanische und brasilische Element, namentlich das erstere, trotzdem Französisch die allgemeine Umgangssprache war. Leider besitzen von diesen Portugiesen und Spaniern nur gar zu viele die unangenehmsten Gewohnheiten, räuspern sich bei Tische, stellen die gebrauchten Zahnstocher wieder dorthin, woher sie sie genommen, und befühlen alles auf den Tellern liegende Obst mit ihren Fingern, ehe sie etwas davon nehmen. Die Damen kleideten sich, als ob sie auf den Boulevards spazierten. Wie viel praktischer, dachte ich mir, sind doch die europäischen Damen in Holländisch-Indien, die von Korsetts und selbst von Strümpfen — festliche Gelegenheiten abgerechnet — nichts wissen wollen und die doch mit losen Kleidern, Pantoffeln und losgelöstem Haar so allerliebst aussehen. Namentlich einige junge Spanierinnen aus Buenos Aires entfalteten eine große Pracht der Toilette, sie trugen etwas allzuviel Gold und Diamanten, und es waren ihrer nicht wenige, die selbst unter dem Aequator die Glaceehandschuhe nicht ablegten (ebensowenig wie einige Ungarn, mit denen ich früher einmal fuhr, ihre Sporen). Besonders auffallend war mir ein junger Spanier, ein echter Polio (Kücken) von etwa 20 Jahren, der wie ein Pascha mit mindestens einem Dutzend junger Damen einherzog, bald kindliche Spiele arrangierend, bald musizierend, plaudernd und einmal sogar tanzend — schon am folgenden Morgen ließ die See uns weit heftiger tanzen. Und dicht neben solch geräuschvoller Gesellschaft ein andres Bild von rührendem Kontrast: eine erblindete Frau mit ihrem Gatten und ihren ganz kleinen Kindern. Und wenn ich nun noch erwähne, daß wir ein paar plötzliche Todesfälle hatten, daß sich darauf eine unbeschreibliche Panik der Gemüter bemächtigte, weil man an gelbes Fieber dachte, so glaube ich die bemerkenswertesten Ereignisse dieser Fahrt erschöpft zu haben.

Der erste Anblick der westafrikanischen Küste ist nicht

eben freundlich: ein steil abfallendes Plateau mit zahlreichen Sandflächen, mit einzelnen vorgelagerten Felseneilanden und hier und da mit Bäumen, die durchaus nichts Tropisches haben, die weit eher wie verkümmerte Apfelbäume aussehen. Die Bedeutung, welche das grüne Vorgebirge (man könnte es weit eher das graue nennen) als äußerste Westspitze Afrikas besitzt, tritt bloß in dem Vorhandensein zahlreicher Leuchttürme zutage. Noch fuhren wir eine Stunde lang im Bogen herum, dann tauchten die Masten großer Handelsschiffe am Horizont auf und in der durch das Vorgebirge gebildeten Bai erblickten wir rechts von uns die kleine Festungsinsel Gorée mit ihren Kanonen, ihren weißgetünchten Häusern und ihren Gärten, von denen einige sogar Kokospalmen enthielten; links aber an dem ziemlich flachen Strande des Vorgebirges wurde eine nicht unbedeutende Ansammlung wenig hervorragender Gebäude sichtbar, die Dakar, den wichtigsten Handelsplatz des französischen Senegambiens, darstellt.

Nun kann es nicht meine Aufgabe sein, nach einem flüchtigen Besuch am Lande, bei dem ich mit den Behörden gar nicht in Berührung kam, irgend welche neue Ansichten über die französische Herrschaft in Westafrika zu äußern. Wäre es möglich gewesen dadurch, daß ich zur Weiterfahrt den nächsten Messageriedampfer benutzte, d. h. bei halbmonatlichem Aufenthalt Saint Louis zu erreichen und eine Strecke weit am Senegal aufwärts vorzudringen, so würde ich mich mit Freuden dazu entschlossen haben; die von mir eingezogenen Erkundigungen ließen jedoch keinen Zweifel, daß Dampfer, auf deren Abfahrts- und Ankunftszeit man mit einiger Gewißheit rechnen kann, bloß einmal monatlich den Senegal befahren, und daß das ganze Unternehmen nicht etwa vierzehn Tage, sondern zum mindesten zwei bis drei Monate benötigt haben würde. Nach einigen Jahren wird der fortschreitende Eisenbahnbau — auch zwischen Dakar und Saint Louis ist eine Linie in Angriff genommen — den Verkehr wesentlich leichter gestalten, so aber, wie die Dinge lagen, glaubte ich meine Zeit auf dem eigentlichen Schau-

platz meiner in Aussicht genommenen Thätigkeit, nämlich in Südamerika, weit nützlicher verwerten zu können. Was ich also im folgenden gebe, ist nichts weiter und soll nichts Weiteres sein als die feuilletonistische Schilderung eines der seltsamsten Kolonialplätze, eines Platzes, von welchem die Franzosen, mit denen ich sprach, im Zusammenhange mit ihren nordafrikanischen Kulturplänen allerlei Großartiges erwarteten.

Noch waren wir eine Seemeile vom Land entfernt, als die ersten Kähne mit den schwarzen Kindern des Landes auf uns zusteuerten. Ein solcher Anblick, mag man ihn auch dutzendfach in anderen Erdteilen durchlebt haben, bleibt doch stets in gewissem Grade neu, gleich den Scherzen unserer Clowns, von denen wir uns heute gelangweilt fühlen, um sie nach Jahresfrist mit frischem Humor wieder genießbar zu finden. Und in ganz ähnlicher Weise, wie die überall sich gleichbleibenden Leistungen des Hanswurst, ist über die ganze Erde bei allen Völkern, die von uns barbarisch oder halbzivilisiert bezeichnet werden, der Gebrauch verbreitet, den ankommenden oder durchreisenden Europäern durch ihre wirkliche oder vorausgesetzte Wildheit, durch ihre Nacktheit und ihre Geschicklichkeit in allerlei Künsten, namentlich im Schwimmen, zu imponieren. Und in all diesen Punkten glänzten jene Afrikaner, die man uns von Dakar herübergesandt. Ihre Nacktheit ließ nur wenig zu wünschen übrig, denn außer einigen Amuletten trugen sie bloß ein buntes Taschentuch um die Hüften, ihre Häßlichkeit war unbezweifelt und ihre Schwimmkünste zeigten sich im besten Lichte. Für „petits dix sous" schwimmen die schwarzen Teufel unter dem großen Dampfer her, von der einen zur andern Seite hinüber trotz der Haie, die sich meiner Ansicht nach entweder nicht so nahe zum Lande wagen, oder aber durch das Getöse des Dampfabblasens und das Stimmengewirr eingeschüchtert sind.

Betreffs des Kleidermangels, der sich übrigens bloß auf die Schwimmer erstreckt, denn die übrige Negerbevölkerung von Dakar verhüllt sich zwar nicht so sehr wie

es in Europa Sitte ist, wohl aber derart, daß doch wenigstens der größte Teil des Körpers bedeckt ist, betreffs jenes adamitischen Kostüms also bemerkte eine Dame ganz richtig: „Sie sind so schwarz, man bemerkt es ja kaum, daß sie nackt sind.“ Es ist in der That seltsam, wie viel weniger die Nacktheit eines Farbigen unserm Auge auffällt, als diejenige eines Europäers. Erzählt man einem Mitreisenden, der noch niemals wilde oder halbwilde Länder besucht hat, von der Nacktheit der sogenannten Naturkinder, deutet man namentlich dem weiblichen Teil der Passagiere dergleichen an, so denken sie sich darunter etwas Fürchterliches. Naht der betreffende Augenblick, so ist es höchst interessant, jenen eigentümlichen Kampf zwischen Zurückhaltung, Furcht, Uebermut und Neugierde zu beobachten, der stets mit dem Siege der letzteren endet. Und lebt man nun gar in Ländern, wo die Mehrzahl der eingebornen Bevölkerung den größten Teil des Körpers unbedeckt läßt, so gewöhnt man sich so schnell daran, daß man schon nach wenigen Tagen die Sache weit weniger komisch findet, als das gemeinsame Baden der Geschlechter in belgischen, französischen und italienischen Seeplätzen. Ich habe auf Timor, in den Bergen von Java, in Hinterindien u. s. w. junge Damen so ungeniert und augenscheinlich so unschuldig und arglos einem Dutzend nackter Eingeborner ihre Befehle erteilen sehen, als ob es europäische Wäscherinnen oder Dienstmädchen gewesen wären. Ja, die Sache erscheint später so natürlich, daß man sich zuweilen beim Verlassen eines Landes fragt: Waren denn eigentlich die Eingebornen dort unbekleidet und in welchem Grade, oder waren sie es nicht?

Während dieser Betrachtungen waren außer den halsbrecherischen Kanoes der Schwimmer (ausgehöhlten Baumstämmen) auch noch eine Anzahl größerer Segelboote herübergekommen, und eines von ihnen brachte uns für einen Frank binnen zehn Minuten an Land. Kleinere Schiffe nämlich legen direkt an einem unbedeutenden Mole an, unser großes Postschiff aber blieb etwa einen halben Kilometer vom Lande entfernt. Auffallend ist

das geringe Interesse und Verständnis, welches die Passagiere gewöhnlichen Stils für fremde Länder und Verhältnisse zeigen. Nachdem man sich genugsam am Anblick der nackten Schwimmer und Taucher ergötzt, ging alles an Bord wieder seiner gewohnten Beschäftigung nach: die Damen und jüngeren Herren huldigten jenem Plaudern inhaltlosester Art, wie es unter Spaniern besonders beliebt ist, die alleinstehenden Herren spielten Karten und die Zahl derer, die an Land gingen, betrug von mehreren Hunderten höchstens ein Dutzend. Auch diese aber verloren sich binnen kürzester Zeit in einer Kneipe, und ich sah mich auf meinen eigenen Unternehmungsgeist angewiesen.

Dakar liegt auf sandigem Meeresstrand, wie er sich in ähnlicher Form bei den Dünen unserer Seebäder findet. Straßen bestehen noch nicht, die einstöckigen Wohnhäuser hat man blindlings und in großer Entfernung von einander hierhin oder dorthin gesetzt — ganz wie bei vielen unserer Bauerndörfer — und das dazwischen liegende sandige Terrain bietet Verkehrswege der urwüchsigsten Art. Die Regierungsgebäude von Dakar sind in Stein, die Privatgebäude in Holz aufgeführt. Gasthöfe gibt’s natürlich nicht, wohl aber ein paar Kneipen mit hochtönenden Namen — wo in der Welt betitelte sich nicht wenigstens eines solcher Häuser als Hotel de Paris? — mit Billards und Straßburger Bier (zu 1,50 Frank die Flasche). Unter meinen Mitpassagieren befanden sich ein paar für Gorée bestimmte Offiziere, im übrigen aber blieb die Gesellschaft konstant, ein Umstand, der mich im Verein mit einem Ueberblick über die am Hafen lagernden Waren die Handelsbedeutung Dakars als nicht allzu groß anschlagen ließ. Jene Waren bestanden nämlich zum allergrößten Teil aus französischen Getränken, Bordeauxwein, Likören und dergleichen. Es war genau dasselbe Bild, wie es sich in einem der kleineren Häfen von Algerien entrollt, d. h. die Einfuhr von Lebensmitteln zum Unterhalt der Truppen macht sich am meisten bemerkbar. Das waren natürlich meine eigenen Beobachtungen; die Fran=

zosen aber, mit denen ich sprach, erklärten, daß Dakar, obwohl es nicht gleich St. Louis den Vorzug besitze, an der Mündung eines schiffbaren Stromes zu liegen, dennoch im Begriff stehe, jenes durch seine sowohl geographisch wie für die Schiffahrt günstige Lage zu überflügeln. Ein angenehmer Aufenthaltsort kann und wird Dakar niemals werden, immerhin aber ist es besser, als der kleine Felsen von Gorée (die ganze Insel besitzt bei 8—900 m Breite höchstens einen Umfang von 2 1/2 km), auf dem sich gegenwärtig noch die Verwaltungsbehörden befinden, wo aber die dichtgedrängte Bevölkerung (zum überwiegenden Teil Eingeborne), wo enge Straßen, Hitze und mangelnder oder verkümmerter Pflanzenwuchs trotz der verhältnißmäßigen Höhe des Felsens das Auftreten von Epidemien außerordentlich befördern, so daß die Europäer sich in solchen Fällen doch immer gezwungen sehen, zum Festlande, d. h. nach Dakar, überzusiedeln.

In Dakar sieht man selbst in der nähern Umgebung des Hafens nur selten Europäer und alsdann bloß uniformierte; die Eingebornen aber gewinnen sich, trotz einiger allerorten, wo es Neger gibt, wiederzufindenden Charakterzüge — sie sind kindisch, schmeichlerisch und lieben das Aufschneiden —, schnell unsre Zuneigung durch eine gewisse anständige Haltung, wie man ihr nicht bei allen unzivilisierten Völkern begegnet. Zwar hört man in der Nähe des Hafens auf Schritt und Tritt: „Donnez-moi deux sous, Monsieur oder Madame,“ das aber verliert sich, je weiter man im Orte und dessen Umgebung vordringt. Die Männer tragen weite arabische Gewandung, die Frauen, die auffallend reinlich aussehen und unter denen es recht hübsche Mulattenweiber oder Signaren gibt, ein paar Kattunstücke, die sie unter den Armen über der Brust zusammenknoten. Die ganz kleinen Kinder hängen, in jene Kattunstücke eingewickelt — die bloß den Kopf freilassen —, auf dem Rücken der Mutter, von wo sie abwechselnd die Welt betrachten oder sich auch, falls ihnen die Zeit zum Dejeuner oder Diner gekommen scheint, nach vorn wenden können, ohne daß die Frauen sich, sei

es bei der Arbeit, sei es bei ihrer schnatternden Unterhaltung, im geringsten dadurch stören ließen. Die etwas größern Sprößlinge — und es gibt allerliebste Bengel darunter — besitzen einen ganzen Anzug von dem einzigen Stoffe ihrer Unschuld und die halberwachsenen bilden wie allerorten den Grundkern des neugierigen Pöbels. Einer dieser splitternackten Rangen — er mochte etwa vier Jahre zählen — war gar nicht von mir wegzutreiben, hängte sich bald mit bewundernswerter Hartnäckigkeit an meine Rockschöße, schlug dann wieder Purzelbäume und lächelte vergnügt aus seinen großen hübschen Augen, das alles aber in einer so harmlosen Manier, daß ich ihn nicht gewaltsam wegtreiben mochte. Wie bei den meisten wilden Völkern erscheinen uns die Kinder am hübschesten; auch unter den Erwachsenen aber sah ich manche durchaus nicht üble Gesichter. Und in diesem Punkt ändert sich das Urteil sehr schnell, je nachdem man die Leute bloß mit dem ersten Eindruck des Erstaunens oder mit etwas eingehenderer Beobachtung anblickt. Die ersten oben geschilderten Sendlinge dünkten allen meinen Mitpassagieren häßlich wie die Teufel; auch wäre es mir selbst beinahe unmöglich gewesen, allein nach der Form des Gesichts urteilend, die Individuen von einander zu unterscheiden oder wiederzuerkennen. Am Lande aber, als ich mir erst einige Hundert angesehen, wich dieses Gefühl; auch unter Negern gibt es feinere und gröbere Züge, man braucht bloß ein bißchen unter und mit der Rasse gelebt zu haben, um ihre Gesichter ebenso leicht wie diejenigen von Europäern zu unterscheiden. Diese Beobachtung ist gewiß nichts Neues, jedermann weiß, daß auch der Schäfer aus einer Herde die einzelnen Schafe mit Leichtigkeit herausfindet. Jedermann wird, wenn er als Neuling in ein fremdes Land kam, und läge es auch bloß in Europa, gedacht haben: wie merkwürdig gleich doch alle diese Leute aussehen! Mir selbst war das Gleiche mit Südsee-Insulanern, mit Malayen und namentlich mit Chinesen vorgekommen, und ich erwähne die Thatsache bloß deshalb, weil man, beispielsweise unter den Passagieren eines

Schiffes, so selten jemand begegnet, der sich der Natur und der Ursachen dieses angeblichen Rätsels bewußt ist.

Um nun auf die Leute von Dakar zurückzukommen, so reden sie unter sich ihre eigenen Sprachen und verstehen vom Französischen bloß wenige Worte. Obwohl sie anscheinend echte Neger sind — nicht ganz ebenholzschwarz von Hautfarbe, aber auch nicht heller, als so ziemlich alle Neger, die man in den Vereinigten Staaten zu Gesicht bekommt —, so war ich doch erstaunt, die eigentümliche Haartracht (mit Hunderten von winzigen Flechtchen) und die hohe Kopfbedeckung (ähnlich derjenigen der russischen Popen, bloß bunt) der Fulas bei ihnen vorzufinden. Es war namentlich ein seltsamer, meist aus Weibern bestehender Zug, der mir zu dieser Beobachtung Gelegenheit gab. Er bewegte sich der katholischen Kirche zu, wo ein europäischer Geistlicher mit eingebornen Meßdienern am Altar stand, und man machte mir begreiflich, daß die Sache einem Leichenbegängnis gelte. Dabei trugen die schwarzen Weiber entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit bunte Sandalen, eine Unmasse von Kattunkleidern, eines über dem andern, sowie die obenerwähnte Kopfbedeckung. Noch stattete ich dem sogenannten König der Eingebornen einen Besuch ab, zu dem die Leute sehr beflissen sind, jeden Fremden hinzugeleiten, wahrscheinlich des halben Franks wegen, um den der König nach Schluß der Audienz zu bitten pflegt, und der ihm bei der häufigen Wiederholung der Sache eine für seine Verhältnisse anständige Zivilliste sichert.

Als weitere Sehenswürdigkeit gilt der schlecht gehaltene, aber doch nicht ganz uninteressante botanische Garten, in dem die gewöhnlichsten Tropengewächse, wie Kokospalmen, Bananenstauden und Papayabäume eine Hauptrolle spielen, in dem mir aber eine etwa drei Zoll lange Art buntschillernder Eidechsen auffiel, außer zahlreichen blühenden Leguminosen, die ich vorher noch nicht gesehen und von denen mannigfach jeder einzelne Strauch ein künstlerisch geordnetes Boukett zu bilden schien; dabei wuchsen die herrlichen Blumen, ohne daß sich jemand

um sie zu kümmern schien, genau eben so wild draußen im Freien, und binnen wenigen Minuten pflückte ich einen Strauß von köstlichem Duft und unerhörter Farbenpracht. Auf dem Schiffe freilich fand ich mit meinem schönen Erwerb nicht das gleiche Erstaunen und zwar aus dem sehr guten Grunde, weil diese zarten Blättchen, trotzdem ich sie sorgsam in Wasser stellte, schon nach kürzester Zeit bis zur Unkenntlichkeit verwelkt waren. Und trotz des günstigen Eindrucks, den alle diese Blumen und Blüten hervorrufen, ist die Vegetation von Dakar auffallend karg, ja geradezu elend. Sie läßt sich gar nicht vergleichen mit derjenigen anderer Tropenländer, wo ja so häufig auch nicht das kleinste Stückchen Erde des smaragdgrünen Pflanzenkleides entbehrt.

Und das ist alles, was ich von Dakar, von Senegambien mit eigenen Augen gesehen — in der That wenig genug. Hinzufügen aber möchte ich noch, daß St. Louis als staatliche Ansiedlung 1637 gegründet wurde, nachdem schon vorher Dieppes Kaufleute ihre Faktoreien dort angelegt. Des weiteren wurde 1677 die Insel Gorée von den Holländern erobert, gleichzeitig mit den Kontors von Joal, Portudal und Rufisque; Dakar aber ist, obwohl auch heute noch sozusagen bloß der Embryo einer Stadt, eine Schöpfung des Generals Faidherbe, der 1858 hier die ersten Ansiedlungen schuf und gleichzeitig durch Expeditionen gegen die Könige von Carzor, Sina und Salum ihre Sicherheit verbürgte. Die Franzosen rechnen Senegal und seine Dependenzen zu ihren besseren Kolonien, weil keine Zuschüsse erforderlich sind, sondern noch ein kleiner Jahresüberschuß verbleibt. Für ein beinahe 250jähriges Bestehen der Kolonie, ein 23jähriges Bestehen von Dakar aber sind — das sagen sie selbst — die Ergebnisse nichts weniger als günstig. Und deshalb begreift man kaum, weshalb sich die französischen Beamten bei allem, was den Senegal anbelangt, einer so auffallenden Zurückhaltung befleißigen. Schätze sind dort ganz gewiß wenn überhaupt, dann bloß durch angestrengte Arbeit und Kulturthätigkeit zu holen. Und doch

sagt man den Franzosen nach, daß sie keinem Ausländer den freien Handelsverkehr mit dem Innern gestatten wollten.

Ueber die weitere, den südatlantischen Ozean kreuzende Reise von Dakar nach Rio de Janeiro ist nicht viel zu berichten; sie dauerte zehn Tage und brachte uns bei unvermindertem Seegang ziemlich viel Hitze, die erst gegen Schluß durch einige kühlende Platzregen gemildert wurde. Auch entfernten wir uns ja von der Sonne, die um diese Zeit über dem nördlichen Wendekreise stand. Am 18. Juni passierten wir, ohne daß jemand sich sonderlich darum gekümmert hätte, den Aequator, das südliche Kreuz aber begann höher und höher zu steigen, während die beiden Bären — auf frohes Wiedersehen, hätte ich dem freundlichen Sternbilde zurufen mögen — gar nicht mehr über den Horizont hinauskamen.

Zweites Kapitel.

Eine Weltstadt in den Tropen.

(Wie ein ankommendes Schiff überfallen wird. — Man zahlt meuchlings meine Fahrtaxe. — Ein gottbegnadetes Stückchen Erdoberfläche; Wald, Wasser und Berge in engster Verschlingung. — Im Herzen des Winters blühende Kamelien und Rosen. — Architektonische Pflanzenformen. — Ich beschaue mir Rio de Janeiro aus der senkrechten Entfernung von Zweidrittel-Kilometern. — Das elysische Thal von Tiguca. — Welche Stadt der Erde erfreut sich der schönsten Lage? — Etwas weniger muten uns die vielfarbige Bevölkerung und ihre Leistungen an. — Straßen- und Häuseranlage, Alkoven und Lungenschwindsucht, Aasgeier und pestilenzialische Gerüche. — Die Pferdebahnen spielen eine ähnliche Rolle wie in New York. — Ein unheimlicher Gast. — Petropolis, eine tropische Sommerfrische. — Brasilische Eisenbahnen. — Ins Kaffeeland.)

Für Europa wird uns das Reisen allerliebst leicht gemacht. Will man recht gewissenhaft sein, so versorgt man sich mit einem jener roten oder braunen Mentors in Oktavformat, in denen sich die Erfahrung früherer Reisenden für alle Fälle ausreichend und in gedrängtester Form zusammengestellt findet. — Anders, wenige Ausnahmen abgerechnet — sobald man den Boden Europas verläßt. Schon für New York und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es keinen Bädeker, Meyer, Murray oder Joanne mehr — wenigstens kein Buch, welches mehr als dem Namen nach dieser Bezeichnung entspräche. Für die notwendigste Kenntnis der Verkehrsmittel, der Gasthöfe u. s. w. ist man auf private Erkundigungen oder auf das wenige angewiesen, was sich

zufällig von dergleichen Angaben in eine Reiseschilderung hineinstiehlt. Das ist in der That sehr wenig.

Bevor ich nach Rio kam, habe ich Dutzende von Personen aufgesucht und kennen gelernt, die jahrzehntelang in Brasilien gelebt hatten, einesteils aber sprachen diese Leute über ernstere Dinge als über Gasthöfe, — und doch kann die einfache Angabe eines Gasthofes häufig von größerem Wert sein als eine akademische Vorlesung über die Sklavenfrage, — ja ich schämte mich beinahe, sie nach solchen Kleinigkeiten zu fragen; anderntteils waren sie schon so und so viel Jahre aus dem Lande entfernt und erklärten, daß gerade die betreffenden Verhältnisse sich seitdem von Grund aus geändert haben müßten. Die Auskunft, welche ich von meinen Reisegenossen einzog, konnte mir wenig helfen; ihnen waren die Gasthofsverhältnisse in Rio wenig bekannt. Die Gepäckfrage beantwortete mir der Kommissar, welcher an Bord für Passagier-Angelegenheiten die Befugnisse unserer deutschen Dampfer-Kapitäne besitzt, dahin, daß man nicht das Geringste selbst mit an Land nehmen dürfe. Die Sachen würden am folgenden Tage zur „Alfándega", dem großen Zollhause, geschafft, dort müßten sich auch die Passagiere wieder einfinden und jeder suche sich heraus, was ihm gehöre. Wie wenig befriedigend diese Antworten auch waren, so hatte ich doch alles gethan, was Pflicht und Vorsicht erheischten, und in die Gesellschaft der Passagiere zurückkehrend, genoß ich den ersten langersehnten Anblick des Landes (acht Stunden vor der Ankunft), sowie die demnächst sich entrollende Szenerie.

Um 4 Uhr nachmittags wandte sich das Schiff zur Einfahrt in eine der schönsten Seebuchten der Erde; die Schwankungen hörten auf, man fühlte sich wieder als Mensch, und um 5 Uhr fiel der Anker angesichts der Stadt, etwas abseits der Ilha das Cobras. Ein winziger Dampfer kam herangeschnaubt: er brachte die Gesundheitsbehörde; ein anderer folgte: er brachte den Agenten der Dampfergesellschaft; ein dritter folgte: er brachte, ich weiß nicht wen; ein vierter folgte, ein fünfter, ein

sechster. Kleine Boote umringten das Schiff, an Treppen, Leitern und Wanten stürmte es herauf, und binnen einer halben Stunde war das Verdeck so gedrängt voll von Besuchern, daß für die Passagiere kein Platz mehr blieb. Die wenigen mir bekannten Gesichter verschwanden völlig in diesem Gedränge; der Wechsel war allzu auffallend nach einer mehrwöchentlichen Fahrt, bei der man jede Person leider nur allzu genau kannte. Dabei schrie ein jeder, ein jeder schien beschäftigt, und doch ist es mir, obwohl ich dieselbe Szene doch gewiß ein halbes hundert Mal durchlebt, niemals klar geworden, was eigentlich der Zweck dieser Leute ist, die, aus allen Schichten der Gesellschaft sich rekrutierend, gleich den Wilden in der „Afrikanerin" beinahe aus dem Boden aufzutauchen scheinen, wenn sie ein ankommendes Schiff überfallen. Der eine will, glaube ich, Almosen, der zweite einen Verwandten begrüßen, der dritte die Post in Empfang nehmen, der vierte ist ein unverschämter Bootsführer, der fünfte will gar nichts, und der sechste, der siebente, der achte hilft ihm.

Dabei heißt es, wenn man zufällig von einem Schiffsbeamten über den Haufen gerannt werden sollte, die Passagiere dürften noch nicht an Land. Als aber die Uhr ein Viertel vor sechs zeigte und der erste Dämmerungsschein den „Zuckerhut", den „Corcovado" und die Spitze von „Tijuca" zu vergolden begann, sagte mir mein Instinkt, daß es jetzt Zeit sei. Während der nächsten zehn Minuten arbeitete ich mich erfolgreich bis auf die Schiffstreppe durch und stand auf deren unterster Sprosse, als einige schwere Kisten heruntersausten und mich zwangen, mit so und so viel anderen auf einen kleinen, zufällig nebenan liegenden Dampfer hinüberzuklettern, nicht ohne daß meine Kleider die sichtbarsten Spuren davon aufwiesen. Ich wäre gern wieder an Deck unseres in dieser Umgebung kleinerer Fahrzeuge wahrhaft gigantisch sich ausnehmenden Schiffskolosses gelangt, fand es jedoch unmöglich, in einer dem Strom entgegengesetzten Richtung das Gewühl der Menschen und Waren zu durchdringen.

Auf mein Zurufen arbeiteten sich ein paar Bootsleute in die Nähe. Ich fragte den ersten, was er haben wolle. Er erwiderte 20 000 Reis (die wahre Taxe ist 1000 Reis), ein zweiter forderte 10 000, und noch war ich beim Unterhandeln, als plötzlich jener kleine Dampfer, auf dem ich selbst stand, zu arbeiten beginnt und sich binnen wenigen Augenblicken eine erhebliche Strecke vom großen Dampfer entfernt. Ich gerate in Unruhe und frage die Maschinisten, wem der Dampfer gehöre. Sie verstehen mich nicht, ich frage sie, ob das Fahrzeug zur Stadt fahre oder zu einem der zahllosen Vororte. Sie verstehen mich wieder nicht, denn wie ich später noch zur Genüge erproben sollte, besitzt der Brasilier den denkbar größten Mangel für das Verständnis fremder Laute, und während ich mich in Portugal unschwer (wo nicht die Leute etwa gar Französisch sprachen) mit Spanisch hatte verständigen können, ist es mir in Rio vorgekommen, daß die Leute mich nach der „Rua do Machado" wiesen, als ich nach der „Praça da Acclamaçao" gefragt hatte.

Genug davon; ich begann schon, da ich das Schiffchen doch nicht mehr zum Umkehren bewegen konnte, mich in mein Schicksal zu fügen, als ein Herr, meine Unruhe bemerkend, auf mich zukam uud mir zu verstehen gab, alles sei richtig, denn er sei der Besitzer des Schiffchens. Ich bemerkte auch noch einige andere Leute, die sich in der gleichen Lage wie ich befanden, und schloß also, daß der obenerwähnte Herr aus dem Passagiertransport von den Postdampfern zum Lande ein Geschäft mache. Rio schien dicht, ganz dicht in greifbarer Nähe vor uns zu liegen, das aber erwies sich als optische Täuschung, denn über eine halbe Stunde sauste der Dampfer mit unveränderter Geschwindigkeit dahin, während vom Lande her Dutzende und aber Dutzende von Raketen zum dunkeln Nachthimmel emporstiegen. Mit welcher Freude ich an Land sprang — ich will nicht versuchen, es zu beschreiben, ich hätte die Erde küssen müssen, die mir zum erstenmal wieder einen soliden Haltepunkt darbot. Um schnell

das Geschäftliche zu erledigen, wandte ich mich also zum Besitzer des Schiffchens und reichte ihm eine portugiesische Münze. Der Herr aber lächelte mit einer gewissen Ironie, schüttelte meine Hand und erklärte mir, daß ich sein Gast gewesen sei, indem er den ganzen Dampfer für die Ueberfahrt seiner Familie gemietet habe.

Während ich noch sprach, trat ein junger Mann an mich heran mit der Frage, in welchen Gasthof ich gehen wolle. Ich erteilte ihm die gewünschte Antwort, worauf er sich bemühte, meine Absicht zu Gunsten eines nähergelegenen Gasthofes umzustimmen. Der Mann schien mir ein Hotelagent zu sein und ich begann schon, ihn demgemäß zu behandeln; da er sich aber erbot, mich die weite Strecke bis zur betreffenden Pferdebahnlinie zu begleiten, so hatte ich nichts dagegen einzuwenden. Ich stieg in den Pferdewagen, mein Begleiter sprach noch mit dem Kondukteur, ich dankte durch Lüften des Hutes und fort ging es mit einer Schnelligkeit, wie sie bei allen mir früher bekannten Pferdebahnen unerreicht ist. Noch suchte ich in meiner Börse nach einem entsprechenden Stück portugiesischer Münze, mit der stillen Befürchtung, daß der Kondukteur sich auf deren Annahme nicht einlassen werde, als der Mann sich von selbst zu mir wandte mit der Bemerkung, er sei schon bezahlt. So hatte also mein Begleiter von vorhin, den ich für einen Hotelagenten gehalten und beinahe en canaille behandelt hatte, genau dieselbe Rolle gespielt, wie jene Spanier, die, wenn du vielleicht ganz unschuldig und nichts ahnend im Kaffeehaus sitzest, meuchlings für dich bezahlen und dich in einer gewissen Verwirrung zurücklassen, wie du den seltsamen Gastgeber herausfinden und selbst einmal bewirten sollst. Nun war die Summe, um die es sich diesmal handelte, nicht groß, dennoch aber fühlte ich mich beschämt, zum zweitenmale beschämt auf einem Boden, den ich erst vor wenigen Augenblicken betreten.

Ich will die weiteren Abenteuer meiner nächtlichen Gasthofsuche nicht beschreiben. Daß ich schließlich das Richtige fand, daß ein vortreffliches Abendessen und eine

hübsche Wohnung meine Anstrengungen belohnten, war wirklich ein Wunder. Denn die Entfernungen, um die es sich handelte, waren so groß, eine Verständigung mit den Mulatten und Negern auf der Straße erwies sich als so unmöglich, daß ich wohl nur dem Zufall mein gutes Glück zu danken hatte. Mit ihrem Pferdebahngewirre, ihren jahrmarktähnlichen Straßen, ihren einstöckigen Häusern, ihren offenen Läden ohne Schaufenster und der zahlreichen farbigen Bevölkerung erinnerte die Stadt mich bei jener ersten Fahrt lebhaft an New York, ein Eindruck, den ich am folgenden Morgen im vollsten Umfange bestätigt fand. Auch fand ich, daß alle jene Farbigen, die ja das Gros der Bevölkerung bilden, sich auffallend ruhig und anständig benahmen, ausgenommen etwa die Straßenjugend, die zu Ehren eines Festtages — in Brasilien ist ungefähr jeder Tag ein Festtag — durch zahllose Frösche, Schwärmer und sonstiges Feuerwerk die Maultiere der Pferdebahnen scheu machte, die Augen der Passagiere in Gefahr brachte und doch von der umherstehenden Mulattenpolizei nicht im geringsten bei ihrem gefährlichen Spiel gehindert wurde. Die Besitzer meines Gasthofes erwiesen sich als brasilische Franzosen und kamen mir mit aller erwünschten Liebenswürdigkeit entgegen in dem Grade, daß zwei von den drei Thüren meiner Wohnung auf meine Bemerkung hin, daß sie unverschließbar seien, mit kleinen Brettchen zugenagelt wurden.

Ich wohnte also in dem aristokratischen Vorort Botafogo, der durch zahllose Pferdewagen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht von der eigentlichen Stadt aus zu erreichen ist, und wenn ich noch hinzufüge, daß ich mich am folgenden Morgen um 9 Uhr auf der Alfándega befand — jenem riesigen Zollhause, durch dessen Hallen alle ein- und ausgeführten Güter ihren Weg nehmen, also bei der merkantilen Bedeutung Rios die Hälfte alles dessen, was ein Kaiserreich von der Größe Europas vom Auslande bezieht oder zum Auslande verschickt —, daß ich jedoch erst gegen 4 Uhr in den Besitz meines Gepäckes gelangte, nachdem ich wenigstens fünfzig-

mal das Wort „Paciencia" (Geduld) vernommen hatte, so glaube ich diesen Bericht über die kleinen Leiden der Ankunft abschließen zu dürfen, so unvollständig er auch im einzelnen noch sein mag.

Gänzlich verschieden waren die Eindrücke, welche ich nach erledigter Arbeit am Nachmittag erhielt. Auf einer Fahrt mit der Pferdebahn, die von der „Rua d'Ouvidor", der Hauptverkehrsader Rios, beginnend, etwa eine Stunde dauert, bekommt man einen Wechsel der Szenerie zu Gesicht, wie er auf so kurzer Strecke ohnegleichen ist. Zunächst die engen, verkehrreichen Straßen der Stadt mit ihren offenen, jahrmarktähnlichen Läden und ihrer verschiedenfarbigen Bevölkerung, dann die eleganten Gärten und Villenhäuser der aristokratischen Vorstadt Botafogo, sowie schließlich ein Durcheinander vielgestaltiger Seen, schroffer Felskuppen, schönbewaldeter Berge und eleganter Pflanzenformen, welches gleichzeitig an die Schweiz, an Mitteleuropa und Indien erinnert. Dabei rollt man in den luftigen, von Maultieren gezogenen Waggons so leicht und mit so auffallender Geschwindigkeit dahin, daß man in einer eleganten Kalesche zu sitzen glaubt.

Mir ging in dieser Szenerie das Herz auf, als ob ich niemals vorher ähnliches gesehen hätte, als ob die Bai von Sydney nicht ebenso reizend, das Pflanzengewirr von Java und Ceylon nicht ebenso üppig gewesen wäre. Es ist ein eigen Ding um Szenerieschilderungen; jedermann kann sich doch dabei denken, was er will. Wer wollte es unternehmen, den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick eines wahren und wirklichen Kunstwerks, die Stimme eines großen Sängers, einer echten Künstlerin auf ihn hervorgebracht? In deiner Brust beginnt es sich zu regen in Wallungen, die noch kein Physiologe erklärt hat; verstohlen schleicht sich eine Thräne in dein Auge, ob du froh bist oder traurig, du weißt es selbst nicht, nur so viel ist sicher, daß du gerührt bist. O wäre, sagst du dir, eine Minute lang dein Vater, dein Bruder oder was sonst immer auf der Erde dir am liebsten ist, an deiner Seite! Das Gefühl, allein genießen zu müssen,

ist peinlich bei allem Glücke, das man empfinden mag, sobald Eindrücke so frisch, so rein und so göttlich wie in den schönsten Träumen der ersten Jugend auf uns hereinstürmen.

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß die Neuheit mit der Macht und Frische solcher Eindrücke das meiste zu schaffen hat. Und doch, wer könnte aufhören, diese Szenerie zu bewundern, selbst wenn er ein Menschenalter hier gelebt hätte? Gibt es doch der feineren Schönheiten genug, die verborgen und scheinbar sich versteckend erst bei innigerer Beobachtung sich erschließen.

Alles dies schreibe ich nicht, weil andere es vor mir und vielleicht in glühenderen Worten gesagt haben. Im Gegenteil; wo man zu viel erwartet, findet man nicht immer das Gesuchte, und so erging es mir ein klein wenig bei der Einfahrt in die vielgerühmte Bai: weder vermochte der trotzig am Eingange sich erhebende Felskoloß des „Pão d'Assucar" (Zuckerhut) das erwartete Entzücken in mir hervorzurufen, noch verschloß ich mich der Thatsache, daß die Gebirgsparadiese Insel-Indiens weit saftiger und üppiger bewaldet waren. Anders bei dieser ersten Auffahrt zu Lande. Schon der Umstand, daß hübschgeschlossene, waldumkleidete Seen und Buchten an Stelle des öden und offenen Meeres einen Teil der Szenerie bildeten, trug viel dazu bei. Andere Leute mögen sich für die imponierende Größe der unbegrenzten Wasserfläche, für ihre violettschwarzen Wogen und eine einförmige Linie als Horizont begeistern, mir — und ich spreche natürlich bloß von persönlichem Gefühl — ist das Meer stets kalt, herzlos und prosaisch erschienen, wie die leblose, nicht durchgeistigte Materie. Der Spiegel eines Sees aber atmet Leben mit seinen vielgestaltigen Farbentönen, seinen Schatten, seinen Uferlinien, und wenn nun das Grün des Pflanzenwuchses, wenn Berge und freundliche Landhäuser hinzutreten, dann weiß doch die Phantasie, womit sie sich beschäftigen soll, dann zaubert sie Bilder hervor, die, kaum entstanden, schon durch neue ebenso liebliche, verdrängt werden und in ihrem beständigen Wechsel niemals ermüden.

Wie viele solcher Bilder die einzige Bai von Rio aufzuweisen hat — Bilder, die alle verschieden sind und doch jedes so sehr in sich vollendet, daß man sie bloß in einen Rahmen zu fassen brauchte, um ein Kunstwerk zu besitzen —, ich weiß es nicht; ihre Zahl ist Legion. Wie eine einzige, riesige und tief ins Land einschneidende Meeresbucht solch wunderbaren Wechsel zuläßt, wird derjenige, der es nicht gesehen, sich nur schwer vorzustellen vermögen; es ist ein wahrer Kampf zwischen Gebirge und Meer, der allein diese Vielseitigkeit ermöglicht: hier ein schroffer, fast senkrecht abfallender Felsblock von einigen 1000 Fuß Höhe, dort in geringer Entfernung ein zweiter, ein dritter, ein vierter, daneben aber wellige Formen von sanfterem Charakter, und dahinter, daneben, rings herum Wasser und immer noch ein Stückchen Wasserfläche, wo man es am wenigsten vermutet: so ist in kalter Aufzählung das Material, aus dem die Natur hier ihre Wunder herausgeschnitten.

Und dabei ist eines am auffallendsten, eine Thatsache, die ich mir nicht aufzuhellen getraue und für die, ich weiß nicht, ob ein Geologe oder ein Bildhauer, den erklärenden Zauberspruch besitzen sollte. Warum ist die Form des Monte Pellegrino bei Palermo, warum ist diejenige unseres heimischen Drachenfels an sich schon ein Kunstwerk, wie kein Menschengeist es genialer erdenken könnte, und warum kann man in anderen Gegenden Hunderte von Quadratmeilen durchstreifen, ohne etwas anderem als abgeschmackten Linien zu begegnen? Ist das alles Zufall oder arbeitet hier und dort an diesem oder jenem gottgesegneten Platze die Natur auch bei der Bildung der Erdoberfläche und nicht bloß bei den Formen der belebten Welt mit bewußten Zielen? Wenn das so ist, dann muß Rio, dann muß dieser Teil der neuen Welt ebenso wie Italien ein Lieblingskind der mütterlichen Natur sein.

In ähnlichem, obwohl vielleicht nicht ganz in gleichem Umfange wie die Terrainbildung hat die Schönheit des Pflanzenwuchses in der Umgebung von Rio mich be-

geistert. Die Vegetation keines einzigen Tropenlandes ist uns Deutschen so häufig und in so begeisterten Farben geschildert worden, wie diejenige Brasiliens. Vielleicht hatte dieser Umstand meine Erwartungen allzuhoch gespannt. Man darf nie vergessen, daß Rio zwar noch innerhalb der Tropenzone, aber gar nicht weit von deren südlichster Grenze, dem Wendekreise des Steinbocks, liegt. Wer den großen Stielerschen Atlas besitzt, der möge sich einmal auf der Weltkarte die Linien gleicher mittlerer Jahrestemperatur der Luft, oder auch die Regenkarte der Erde ansehen, und er wird finden, daß die heißesten Teile der Erde sich auf Vorder-, Hinter- und Insel-Indien, auf ein Stück von Zentralafrika und ein ganz kleines Stückchen von Südamerika (Venezuela und die drei Guyanas) beschränken, ebenso wie Rio in bezug auf Regenmenge und Feuchtigkeit der Luft sich namentlich mit Insel-Indien nicht zu messen vermag. Soviel nun kann jeder Leser auf einer Karte herausfinden, wer sich aber wie der Schreiber dieser Zeilen monatelang in der Treibhausatmosphäre jener heißesten Erdstriche bewegt, wer dort zwischen Sommer- und Winter-, zwischen Tages- und Nachttemperatur kaum einen Unterschied von wenigen Thermometergraden zu bemerken vermocht hat, der läßt sich schon nicht durch den bloßen Anblick der ersten Kokospalmen dazu verleiten, alles, was der sogenannten heißen Zone angehört, in denselben Topf zu werfen.

Die Temperatur, welche ich in Rio vorfand (es war dort das Herz des Winters), entsprach etwa unserem Juni, und europäische Sommerkleider, mit denen man in Batavia oder Singapore verschmachten würde, erwiesen sich durchaus nicht als drückend. Nun hindert das nicht, daß Rio de Janeiro im Dezember oder Januar unter einer Hitze leidet, wie sie selbst in Batavia und Singapore selten erreicht wird. Die im Durchschnitt oder vielmehr ihrer mittleren Jahrestemperatur nach heißesten Erdstriche besitzen eben durchaus nicht die heißesten Sommer, ja, es mag dort zeitweilig kühler sein als während der Mittagszeit an einem heißen Julitag in Europa.

Immerhin aber findet sich die größte Ueppigkeit des Pflanzenwuchses bloß dort, wo die höchste mittlere Jahrestemperatur und der stärkste Feuchtigkeitsgehalt der Luft zusammentreffen, und in dieser Hinsicht nimmt das Klima von Rio erst die zweite Rangstufe ein.

Alle Berge um Rio sind mit Ausnahme eines einzigen allzu steilen Granitkegels — des Zuckerhuts — mit Busch und Wald bestanden, zwar nicht mehr mit dem alten jungfräulichen Urwald, den die Europäer dort vorgefunden, wohl aber mit einer jüngeren Generation, die, seit das Waldroden in Rios nächster Umgebung verboten ist, sich selbst überlassen bleibt und nach allgemeiner Annahme bei etwa achtzigjährigem Alter nicht mehr von dem ursprünglichen Urwald zu unterscheiden sein wird. Läge Rio de Janeiro unter dem Breitegrade von Sumatra, und besäße es dessen Feuchtigkeit — ich habe dort siebenjährigen Baumwuchs gesehen, der an Macht und Ueppigkeit mit dem Urwald wetteiferte — so würde dieser Prozeß noch schneller vor sich gehen. Ganz so schöpferisch aber erweist sich das Klima von Rio de Janeiro denn doch nicht mehr. Betreffs jenes obenerwähnten Zuckerhutes möge übrigens noch eine kleine Randbemerkung hier folgen. Eine Engländerin soll dort oben ihre Nationalflagge aufgepflanzt und alle Herren von Brasilien aufgefordert haben, dieselbe wieder herunterzuholen. Es fand sich aber keiner.

Zum Entzücken schön sind die Gärten von Rio de Janeiro, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß es nicht etwa anderwärts noch schönere gebe. Der Geschmack für Landsitze, Parks und Blumen ist erst durch die Fremden eingeführt worden, hat aber seitdem auch unter den Einheimischen auffallend schnelle Fortschritte gemacht. Klima und Natur begünstigen ja dergleichen auf eine bei uns unbekannte Art, und wenn auch nicht gerade, wie man aus übertriebenen Reiseschilderungen schließen sollte, die Champignons auf Schuhen und Regenschirmen emporsprießen, so ist doch nach 10- bis 15jährigem Wachstum die Königspalme so stolz und mächtig, wie bei uns selbst

auf günstigem Boden eine Fichte erst mit 40 Jahren. In einem einzigen ganz kleinen Garten fand ich zwölf verschiedene Orangenarten, außerdem eßbare Zitronen, Baumfarne, Bananen und andere Musa-Arten mit ihren hellgrünen Riesenblättern, ich fand Fächerpalmen, Riesenbambuse, blühende Kamelien, Baumkakteen und zärtlich gepflegtes europäisches Gras. Arbeit verursachen übrigens diese Tropengärten nicht weniger als die unsrigen. Einen so herrlichen Anblick auch der mit Hunderten von Früchten beladene Orangenbaum gewähren mag, so vergißt man doch darüber nur zu leicht, daß ein jeder solcher Baum wohl gepflegt sein will, wenn nicht Würmer und Moose den Ertrag schnell auf einen kleinen Bruchteil vermindern sollen.

Die echte Kokospalme der Südsee will nicht recht gedeihen, ebensowenig die wie aus Stein gehauene und als architektonisches Dekorationsstück unübertroffene Dattelpalme Aegyptens; niemals vorher aber habe ich die maximiliana regia in ähnlicher Schönheit gesehen, wie hier in allen Privatgärten. Der mehr durch seine Lage als durch seinen Inhalt hervorragende botanische Garten besitzt davon eine Allee, die architektonisch wirkt wie ein gotischer Dom, die man eine Säulenhalle mit lebendigen Kapitälen nennen könnte, — vielleicht der großartigste Säulengang der Erde. Kleinere Nachbildungen dieses botanischen Prunkstückes habe ich in mindestens einem halben Hundert Privatgärten beobachtet. Jedes einzelne Exemplar dieser Palme, das ich sah, ist schön, ausgewählt, beinahe vollkommen, während jene Kokospalmen, welche die Eilande der Südsee umkleiden, allen Unbilden des Windes preisgegeben, nicht selten ein wenig wirr und krumm durcheinanderwachsen.

Und wie diese Königspalme mit ihrem frischen saftigen Grün, sei es an Säulen, sei es an die stolz aufstrebenden Pfeiler eines gotischen Domes, erinnert, so stellt der Riesenbambus die Linien eines elegant sich verjüngenden und in Hunderten von Nähten sich vereinigenden Gewölbes dar. Dazu kommen die wie aus Erz gemeißelten

Formen mancher Kaktus- und Agavenarten; kurz, das Pflanzenleben der Tropen ist überreich an jenen Formen, die ich, wenn dieser Ausdruck in solchem Sinne gestattet ist, „architektonisch“ nennen möchte. Daß die Natur zeitweilig so arbeitet, als ob sie das spröde Material des Architekten oder Bildhauers vor sich hätte, das wird einem im deutschen Laubwalde gewiß nicht einleuchten. Wer aber auch für heißere Länder die Thatsache bestreiten sollte, der sehe doch bloß einmal einige Dutzend Bilder aus Ober-Aegypten an und er frage sich alsdann, ob nicht eine einzige Dattelpalme den Charakter eines Tempels oder ähnlichen Bauwerks derartig zu beeinflussen vermöge, als ob sie mit dessen Architektur aufs unlösbarste verknüpft wäre.

Nun bedürfen freilich gerade jene architektonischen Pflanzenformen der Ergänzung durch weichere Linien, um nicht in ihrer Alleinherrschaft hart und steif zu erscheinen. Und dafür ist in den hiesigen Gärten durch elegante Fächerpalmen, durch die saftigen Riesenblätter der Bananen, durch allerlei Blumenvolk, durch Schlingpflanzen, selbst durch Weinreben und Orangenlaub gesorgt, aus deren dunklem Grün die goldigen Früchte weit zahlreicher selbst als auf Sizilien hervorlugen. Und dennoch und trotz all dieser Pflanzenwunder — wenn man für die Schönheiten Rios nach einer Erklärung sucht, gesteht man immer und immer wieder der unvergleichlichen Lage, dem Kampf zwischen Meer und Gebirge, den Preis zu.

Wie wäre es, dachte ich, als ich eines Morgens schon um fünf Uhr erwachte — es ist hier um die Winterszeit zu dieser Stunde noch vollständig dunkel, — wenn du gleich heute einmal auf den Corcovado stiegst; um neun Uhr könntest du zum Frühstück zurück sein. Der Pferdebahnkutscher, mit dessen Wagen ich die erste Strecke zurücklegte, lächelte zu meiner Absicht und meinte, dergleichen ließe sich zu Fuße nicht ausführen. Ebenso lächelte der zweite, der dritte mir Begegnende, den ich nach der Richtung fragte. Wohl wissend aber, wie wenig solchen Leuten dergleichen, wie es ihnen dünkt, nutzlose

Anstrengungen verständlich sind, ließ ich mich dadurch nicht abhalten und erreichte nach rüstiger Arbeit mein Ziel, nicht aber rechtzeitig, um zum Frühstück wieder daheim zu sein, sondern um elf Uhr nach fünfstündigem unausgesetztem Klettern durch schattigen, obwohl keineswegs besonders mächtigen oder hochstämmigen Wald.

Der Anblick von oben, von jenem 694 m über den Meeresspiegel sich erhebenden Bergkegel (so weit das Auge reicht, ist bloß die einzige Spitze von Tijuca um eine Kleinigkeit höher), der Rio so nahe und dabei in seiner Form so charakteristisch ist, daß er in das Wappen der Stadt aufgenommen zu werden verdiente, dieser Blick über die gesamte Bai, über das dahinter gelegene Orgelgebirge und eine weite Fläche des Meeres belohnte reichlich die aufgewandte Mühe. Nach der Meeresküste zu fällt der seltsame Granitkoloß mit senkrecht steilen Wänden abwärts, so daß man, sich vornüber beugend, Häuser und Gärten in einer lotrechten Entfernung von zwei Drittel Kilometer unter sich liegen sieht. Nach der anderen Seite zu überdeckte ein wirbelndes Wolkenmeer die Bai samt ihren herrlichen Inseln, und sobald einmal ein Windstoß plötzlich eine Lücke hereinriß, schien es, als ob man durch Zaubermacht auf einen unterirdischen Weltteil herniederblicke. Das Interessanteste aber blieb doch immer die allerliebste Form, in der jenes Gebirge, dessen höchste Spitze eben der Corcovado ist, seine Ausläufer bis mitten in die tropische Weltstadt hineinschiebt.

Andere Städte sind wohl auf Hügeln erbaut und ihre Verkehrswege ziehen sich bergauf, bergab; Rios Straßen aber sind ausnahmslos eben und doch wimmelt es inmitten der Stadt von wohlbewaldeten Bergen und Hügeln, den sogenannten „Morros“, denen man wohlweislich, anstatt sie mit Häusern zu bebauen, ihren natürlichen Schmuck gelassen hat, während das größere, das Kettengebirge, gleich einem schützenden Schirm oder Mantel die Stadt umschließt, nach allen Seiten Längen- und Querthäler von wunderbarer Verschlungenheit aussendend, die, wohlbewaldet, von kühlen Wasserrinnen

durchrauscht und mit Felsgewirr, mit Kesselbildungen und allerlei Spielen der Natur abwechselnd, dabei aber von der Stadt aus durch zahlreiche und sachte die Thäler hinansteigende Pferdebahnen erreichbar, zur Anlage lieblichster Villen eine herrliche Gelegenheit darbieten. Wohl besitzt New York auf seinem mächtigen Strome einen großartigeren Verkehr, aber es fehlt das Gebirge; wohl erfreut sich Neapel ebenso poetischer Formen und vielleicht noch poetischerer Farben, auf seinen Bergen aber fehlt der Wald, abgesehen davon, daß sie denn doch nicht in solch faßbarer Nähe liegen. Wohl darf Paris sich einer unvergleichbar lieblichen Umgebung von Hügeln, von Villen und Parks rühmen, aber es fehlt das Meer, die Weltstraße, es fehlt die Größe, die imponierende Majestät. Kurz, alles in allem glaube ich nicht, daß irgend eine andere Großstadt sich jemals der Vorteile einer ähnlich schönen Lage erfreut hat, noch jemals erfreuen wird. Jene eine Thatsache allein schon, daß man vom Herzen der Stadt aus mit bequemen Pferdewagen und nach allen Richtungen bis hoch in die Gebirgsthäler hinauffährt, ist einzig; man muß an einige Badeorte der Schweiz oder Deutschlands denken, um sich dergleichen auch nur im kleinen auszumalen.

Weniger großartig als jene Szenerie vom Gipfel des Corcovado, dafür aber noch lieblicher fand ich einen Ausflug zu den Villen-Paradiesen der Thäler von Tijuca. Dort stieß ich plötzlich und ohne daß mir etwas von deren Vorhandensein bekannt gewesen wäre, auf zwei im Bau begriffene Zementbassins riesigsten Umfanges, eine wahre Herkulesarbeit, die bestimmt ist, nachdem die Wasserleitung vom Corcovado her nicht mehr ausreicht, auch noch die Quellbäche des Tijucagebirges zuzuführen. Leider soll diese Anlage, und zwar deshalb, weil man sich aus Nationalstolz bloß einheimischer Ingenieure bedienen wollte, ziemlich verfehlt ausgefallen sein, soweit man eben nach ihrem heutigen Stande (und es wird schon seit vielen, vielen Jahren daran gebaut) über die Sache zu urteilen vermag.

Mein erster und stärkster Eindruck in Rio ist der gewesen, daß die Natur und ihre Leistungen sehr schön seien, während sich durchaus nicht das Gleiche, ich will der Höflichkeit wegen nicht sagen vom Menschen selbst, aber ganz gewiß nicht von seinen Leistungen behaupten ließe. Das Durcheinander von Wasser und waldumkleideten Riesenbergen in Rios nächster Umgebung sucht seinesgleichen, nach der Stadt aber wird schwerlich jemand zurückverlangen, der nicht dort zu leben gezwungen ist. Die große Handelsmetropole von Brasilien ähnelt, wie bereits erwähnt, in manchen Punkten derjenigen der Vereinigten Staaten: dasselbe Pferdebahngewirr, dieselbe Anlage der Läden, dieselbe vielfarbige Bevölkerung; verschieden sind bloß die Vegetation und die (stark verringerte) Energiebethätigung. Alles in allem glaube ich behaupten zu dürfen, daß Rio de Janeiro einen, wenn ich so sagen darf, europäischeren Eindruck mache, als New York.

Die Stadt ist vortrefflich angelegt, viel besser als das steilstraßige Lissabon; das heißt, die ersten Baumeister haben es verstanden, ihren Plan so hübsch dem umkleidenden Bergmantel wie den einzelnen vorspringenden Hügeln (Morros) anzupassen, daß ein vollkommen ebenes und rechtwinkelig sich schneidendes Straßennetz herauskommt. Nun sind allerdings diese Straßen im alten Geschäftsviertel recht eng und nichts weniger als hübsch, dafür aber hat auch die Anlage der Pferdebahnen das Hinausschieben der Landsitze, sei es zur herrlichen aristokratischen Bai von Botafogo, sei es bergaufwärts zum elysischen Thal von Tijuca, ermöglicht.

Als Sitz der größten Kaufmannshäuser (nicht der Läden) gilt im alten und engen Geschäftsviertel die „Rua Direita“ (so wenigstens nennt sie jedermann, offiziell aber trägt sie gegenwärtig einen zwei bis drei Zeilen langen Namen); was für Berlin die Friedrichstraße, für Köln die Hochstraße, das ist für Rio die „Rua d'Ouvidor“, die — schmal mit einer Rinne zum Ablassen des Regenwassers in der Mitte — in ihren Mode- und Putzläden so ziemlich das ganze französische Element der Haupt-

stadt vereinigt. In der „Rua d'Alfandega“ endlich oder dicht dabei haben die meisten deutschen Kaufmannsfirmen ihre Kontors. In der ganzen eigentlichen Stadt gibt es vielleicht kein einziges durch seine Architektur hervorragendes Gebäude. Die ersten Europäer waren eben zu pressiert im Geldsammeln, um Paläste zu bauen, ihre Nachkommen aber ziehen es vor, außerhalb der Stadt Berge und Meeresufer mit hübschen Villen zu schmücken, anstatt die alte Stadt, in der die Geschäfte sich, so wie sie ist, zur Befriedigung abrollen, von Grund aus umzugestalten. Und dergleichen Umgestaltungen sind ja auch in Handelsstädten stets besonders schwierig gewesen.

Als hervorragendste Sehenswürdigkeit wurden mir die in den natürlichen Felsen eingehauenen Trockendocks genannt, aber sie sind doch wohl mehr nützlich als schön; die Post hat mir nicht gefallen wollen, weil die Mulatten darin gar zu faul und zu dumm sind; die Kirchen fand ich schmutzig und die zahlreich am Boden herumliegenden Bananenschalen ließen mich darauf schließen, daß sie keinen höheren religiösen Bedürfnissen dienen, als denjenigen, welche eine Prozession mit Raketengeschwirr und Cancanmusik als Gottesverehrung ansehen. Uebrigens möchte ich zum Kapitel der Post noch erwähnen, daß ebenso wie in New York Hunderte von (nach außen) verschlossenen und numerirten Gefächern dort angebracht sind, die man mieten, solchergestalt seine Adresse vereinfachen und mit Hilfe des betreffenden Schlüssels sich selbst seine Briefe abholen kann. Ebenso traurig wie mit der Architektur steht es mit den öffentlichen Denkmälern; mich wenigstens hat das Reiterbild Dom Pedros I. auf der „Praça do Rocio“ stets angemutet, als ob der alte fidele Herr, einen Beutel schwingend (es ist die Verfassung), in die Worte ausbräche: „Ja, das Geld ist nur Chimäre.“ Hübscher ist schon der öffentliche Garten (Paseio publico), auch wird es Leute, die früher einmal in Rio gelebt haben, interessieren, daß die ganze riesige „Praça d'Acclamaçao“ jetzt zu einer hübschen Gartenanlage umgestaltet ist.

Eine große Annehmlichkeit ist es, daß die Gasleitung

sich bis hoch in die Berge hinauf zu den entferntesten Villen erstreckt. Betreffs der angeblich ganz vortrefflichen Straßenbeleuchtung von Rio hat aber sogar der sonst so gewissenhafte Wappäus — mit echt deutschem Fleiße schrieb er, ohne jemals in Brasilien gewesen zu sein, das beste (jetzt etwas veraltete) Werk, welches jemals über dieses Land veröffentlicht worden ist — ein bißchen stark übertrieben. Außerordentliche Mühe hat man sich auch mit der Beschaffung guten Wassers gegeben und an den Gehängen des Corcovado, der Tijuca u. s. w. sind eine Anzahl massiv zementierter Wasserreservoire angelegt worden, die zu dem Größten gehören, was in dieser Art existiert. Leider ist jedoch die so beschaffte Wassermenge zu einer regelrechten Kanalisation immerhin noch nicht ausreichend, und an pestilenzialischen Gerüchen, mit denen der Brasilier schon recht vertraut ist, die aber dem Fremden desto unangenehmer auffallen, leistet Rio das Unglaubliche.

Die Häuser von Rio, meist zwei- oder dreistöckig, sehen von außen recht unscheinbar aus, nach innen aber eröffnen sich nicht selten auffallend große und auffallend gut möblierte Zimmer. Balkone sind häufig, obwohl bei weitem nicht so allgemein wie in Spanien oder selbst in Portugal. Früher wurde sehr solide aus jenem Granit gebaut, der, mit Quarz untermischt, allenthalben in Rios Umgebung zutage tritt, heutzutage zieht man den verputzten Ziegelsteinbau vor und beginnt auch die plumpen Pfannendächer durch etwas elegantere zu ersetzen. Seltener und immer seltener werden leider die Häuser aus jenen koketten Porzellanplatten (in Spanien nennt man sie Azulejos), die in Lissabon noch völlig den Charakter der Architektur bestimmen. Die innere Einrichtung der Häuser ist, abgesehen von den dumpfen und ungesunden Alkoven, die allgemein als Schlafzimmer und selbst als Eßräume dienen, mehr in mitteleuropäischem als in südländischem Stile gehalten, so z. B. findet man schräge und nicht etwa flache Dächer, Holzböden und nicht etwa Steinfließen, Tapeten und nicht etwa gekälkte Wände,

Holzbetten und nicht etwa eiserne und was dergleichen mehr ist. Kelleranlagen sind, wenn nicht unbekannt, so doch selten, und die Parterrefenster liegen so niedrig über der Straße, daß man sich vom Trottoir aus mit dem ganzen Oberkörper hineinlegen könnte. Abends blickt man, soweit nicht, wie dies meistens der Fall ist, die Parterreräume zu Läden benutzt sind, ziemlich frei durch Gardinen und Vorhänge in die Zimmer hinein, nachts aber werden diese Räume, falls man nicht die Schiebefenster herunternehmen will, durch doppelte Fensterläden von kleinen Latten (den technischen Ausdruck kenne ich nicht) verschlossen.

Ebenso verschieden von unsern Sitten ist die Anlage der Läden, insofern es nämlich ebenso wie in den Vorstädten von New York keine Schaufenster, sondern bloß frei nach der Straße hinausführende Thüröffnungen gibt. Wer einmal die Ruinen von Pompeji besucht hat, der wird sich jener winzig kleinen und wahrscheinlich (den dort erhaltenen Zeichnungen nach zu urteilen) ehedem von Prostituierten bewohnten Zimmer erinnern, in die man geradewegs von der Straße hereintritt (die früher vorhanden gewesenen Thüren oder Vorhänge fehlen natürlich), die weder durch Thüren noch Fenster eine Verbindung mit dem Rest des Hauses besaßen und die auch das nötige Licht bloß durch jene Straßenthür erhalten haben können. Das Mobiliar, wenn sich dessen jemals welches dort befand, ist selbstverständlich verschwunden, mit Ausnahme einer solid aufgemauerten Bettstelle, der bloß Matratzen und Decken fehlen. Aehnliche Zimmer nun findet man in Rio als Läden winzigster Gattung, und es sollte mich nicht wundern, wenn es deren auch solche gäbe, die dem gleichen Zwecke wie im alten Pompeji dienten.

Nächst New York gibt es wahrscheinlich keine Stadt der Welt, in der die Pferdebahnen eine so große Rolle spielten, wie in Rio de Janeiro. Die (nordamerikanische) Verwaltung dieser zahlreichen Linien ist vortrefflich, die mit ausdauernden Maultieren (sie kosten gewöhnlich 800 Mark) bespannten Wagen fahren mit auffallender Schnel-

ligkeit, und da dem größeren oder geringeren Verkehr aufs ausgiebigste Rechnung getragen, so beispielsweise auf den größern Strecken sogar die ganze Nacht hindurch gefahren wird, so haben sich diese Pferdebahnen — die man eigentlich Maultierbahnen nennen müßte — zu einem von jedermann benutzten Beförderungsmittel ausgebildet, ohne welches man sich das heutige Rio kaum mehr vorzustellen vermag. In der That herrscht im Pferdebahnwagen die vollste Gleichheit, jeder Stände-Unterschied ist verschwunden, und neben dem Minister, der soeben noch in seiner von zwei Mulatten-Kavalleristen begleiteten Droschke einherfuhr, mag man barfüßige Sklaven oder rauchende Negerinnen erblicken.

Diese Pferdebahnen haben die ganze Lebensweise von Grund aus umgestaltet, indem es jetzt auch den weniger Wohlhabenden leicht gemacht wird, außerhalb der engen Geschäftsstadt an irgend einem reizenden Oertchen zu wohnen. Davon wird in solchem Umfange Gebrauch gemacht, daß einige Leute trotz der zweistündigen Fahrt ihren Wohnsitz sogar bis in die Berge von Tijuca hinaus verlegen, trotz des vierstündigen Zeitverlustes, der dadurch entsteht, wenn sie auch bloß einmal alltäglich in das Geschäftsviertel kommen. In letzterem soll der Anblick einer Dame früherhin die größte Seltenheit gewesen sein, gegenwärtig aber strömt die Frauenwelt zeitweilig in Scharen herbei, um die schönen Läden der Rua d'Ouvidor und anderer Geschäftsstraßen anzustaunen. Billig ist übrigens das Pferdebahnfahren durchaus nicht — in denjenigen offenen Wagen, die man meistens benutzt, beträgt das Fahrgeld 200, in den weniger angenehmen geschlossenen, sowie auf den kleineren schmalspurigen Linien 100 Reis — und der Schreiber dieser Zeilen hat während seines ungefähr einmonatlichen Aufenthaltes in Rio der amerikanischen Gesellschaft einen Zoll von 26 Milreis 700 Reis (ungefähr 50 Mk.) entrichtet.

Equipagen und Droschken — letztere meist zweirädrige Tilburys — sind in Rio bloß für sehr wohlhabende Leute erschwinglich; eine Equipage kommt monat-

lich auf etwa 600 Milreis (1200 Mk.) zu stehen, und jene Droschke, mit der ich zur Audienz beim Kaiser fuhr, kostete mich 10 Milreis (20 Mk.). Ebenso teuer sind gute Reitpferde; übrigens waren die meisten Droschken und Privatwagen, die mir zu Gesicht kamen, mit Maultieren bespannt, und man versicherte mir, daß die schönen silbergrauen „Mulas“ eines reichen Fazendeiro über ein Conto de Reis (2000 Mk.) das Stück gekostet hätten.

Das Klima von Rio de Janeiro habe ich, trotzdem ich während der angenehmsten, d. h. kühlsten Jahreszeit dorthin kam, doch nichts weniger als angenehm gefunden; ich habe mich bloß wohl gefühlt, wenn ich Ausflüge in die Berge unternahm, niemals in der Stadt selbst. Dieses Klima wirkt erschlaffend, nicht bloß im Sommer, sondern auch im Winter, was also beweist, daß diese Eigentümlichkeit keineswegs eine ausschließliche Folge der Hitze ist, sondern ebensosehr mit der Zusammensetzung der Luft und deren krankheitserregenden Organismen zusammenhängt. Daß auch die Einheimischen dergleichen empfinden, ergibt sich daraus, daß sie es sorgfältig vermeiden, sich, namentlich beim Ruhigsitzen oder Stehen, den Sonnenstrahlen auszusetzen. Dem äußeren Anscheine nach wäre freilich über das Wetter nicht zu klagen gewesen.

Laut geographisch-meteorologischer Terminologie hätte der Winter auch die Regenzeit mit sich bringen müssen, thatsächlich aber entsprach die Temperatur etwa derjenigen unsres Juni, und der Himmel war während eines vollen Monats bloß an zwei Tagen mit Wolken bedeckt. Einmal fiel außerdem für kurze Zeit Regen und einmal gab es ein Gewitter. Dabei gab es außer Baratten oder Kakerlaken — die sich selbst auf den Trottoirs der Straßen breit machten — und einigen Mosquito-Arten kein Ungeziefer.

Die Kleidung der Herren war etwa wie bei uns im Sommer; schwarzer Rock und Cylinderhut erfreuen sich jedoch einer besonderen Beliebtheit. Die Damen trifft man zu Hause, und auch zuweilen auf der Straße in

Battist-, Pikee-, Mull- oder Kattungewändern (daß diese Ausdrücke durchaus sachgemäß und zutreffend seien, dafür will ich nicht einstehen), meist aber ziehen sie zur Straßentoilette gleich den Herren die dunklern Stoffe vor. Ich selbst habe in Rio vorwiegend deutsche Sommerkleider getragen, ohne sie am Tage unbequem oder Abends selbst ohne Ueberzieher zu kühl zu finden. Behaglicher freilich fühlte ich mich, als ich zur Abwechslung einmal einen indischen Linnenanzug anlegte. Doch blieb es bei diesem einen Versuche, denn es ist nicht gerade angenehm, auf der Straße wegen irgend einer Absonderlichkeit aufzufallen, und weiße Kleider sind zu dieser Jahreszeit in Rio nicht häufiger als etwa im Sommer bei uns in Deutschland. Und doch wären, glaube ich, für dieses Klima weiße Kleider weit gesünder.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Südländer im Norden leicht lungenkrank, die Nordländer aber in den Tropen gelb werden und über Leber und schlechte Verdauung klagen. Die Lunge des Südländers, so pflegten sich meine medizinischen Freunde populär auszudrücken, arbeite im Norden nicht energisch genug, dem Nordländer dagegen fehle im Süden die lebhafte Thätigkeit der Haut, welche zur Erhaltung der Gesundheit dort nötig sei. Transpirieren ist damit durchaus nicht gemeint, sondern eine Art von wahrhaftem Atmen der Haut, wie es bloß bei jener leichteren Kleidung möglich ist, durch unsere schweren europäischen Gewänder dagegen gehemmt wird.

Und noch in einem andern Punkte ist man in Brasilien weit weniger vorangeschritten als in Indien: ich meine das allmorgendliche Baden oder Uebergießen mit eiskaltem Wasser, welches in Klimaten mit unzureichender Nachtkühle oder Winterkälte allein die nötige Spannkraft der Gefäße aufrecht erhält. In meinem Gasthofe fand ich allerdings ein Bad, ebenso in vielen Privathäusern, doch ist dergleichen für die große Menge der Bevölkerung immerhin eine Seltenheit, während sich doch beispielsweise in Insel-Indien selbst der ärmste Malaye tagtäglich mit Weib und Kind in Flüssen und Kanälen herumtummelt

und das europäische Element ausnahmslos über mehr oder minder elegante Bade-Einrichtungen verfügt. Nun besitzt allerdings Insel-Indien so gut wie gar keinen Temperaturwechsel weder nach Tages- noch nach Jahreszeit, während der Winter von Rio de Janeiro doch schon recht fühlbar ist. Das aber ist doch nicht der wahre Grund für die mangelnde Lust am Baden, sonst müßte es ja in Bahia oder Pernambuko anders sein, was aber durchaus nicht der Fall ist.

Unter den Krankheiten mit tötlichem Verlauf steht in erster Linie die Schwindsucht, der schlechte Wohnungen (Alkoven) und Frühreife stets neue Kandidaten liefern. Erst an zweiter Stelle ist, was die Anzahl der Todesfälle anbelangt, Rio de Janeiros unheimlicher Gast, das „gelbe Fieber", zu nennen. Am schlimmsten hat während der letzten Jahre das gelbe Fieber 1873 gehaust, als 9- bis 10 000 Personen ihm zum Opfer fielen; 1874 starben dagegen 786, 1875 1178, 1876 3245, 1877 212, 1878 922, 1879 797 und 1880 1430, wobei jedoch zu bemerken, daß einerseits die statistischen Listen sehr unvollständig sind und anderenteils viele Gelbfieberfälle als Febris perniciosa unter einer anderen Rubrik notiert werden. Gewöhnlich pflegt die Gelbfiebersaison im Januar zu beginnen, im März ihren Höhepunkt zu erreichen und Juni oder Juli aufzuhören. 1876 beispielsweise gab es folgende Todesfälle: Januar 107, Februar 310, März 1322, April 935, Mai 374, Juni 126, Juli 45, August 12, September 4, Oktober 4, November 4, Dezember 2. Während des Jahres 1881 ist das gelbe Fieber milder denn seit langem aufgetreten; es gab folgende Todesfälle: Januar 31, Februar 54, März 41, April 23, Mai 24, Juni 9. Früher glaubte man, daß das gelbe Fieber in heißen und feuchten Jahren häufiger auftrete als in kühlen und trockenen, die Statistik aber hat die Unhaltbarkeit aller bisherigen Hypothesen erwiesen, und die erfahrensten Aerzte gestehen ihre vollkommene Unwissenheit über die Gründe, welche in einem Jahre das Fieber fernhalten, um es vielleicht im näch-

sten mit gesteigerter Heftigkeit wieder auftreten zu lassen. Nur so viel läßt sich behaupten, daß besseres Trinkwasser und vermehrte Reinlichkeit in den letzten Jahren die Gefahr um eine Kleinigkeit abgeschwächt haben.

Bei uns ist die Ansicht nicht selten, daß vom gelben Fieber nur wenige genäsen. Das aber ist nicht der Fall, bloß 20 oder 25 Prozent von jenen, welche von der schrecklichen Krankheit befallen werden, sollen ihr zum Opfer fallen. Neuangekommene Fremde, auch solche aus dem höhergelegenen Innern Brasiliens, sind der größten Gefahr ausgesetzt, und es heißt, daß der Erkrankung fast in allen Fällen irgend ein leichtes Unwohlsein, ein Schnupfen, eine Verdauungsstockung oder dergleichen vorausginge, so daß es also scheint, daß jene Pilze, Vibrionen, oder was immer den Ansteckungsstoff bildet, eines solchen zufälligen Unwohlseins bedürfen, um Halt zu fassen. Es folgen dann Gliederschmerzen, in zweiter Linie Unempfindlichkeit und in dritter Erbrechen des schwarzen, in den Magen eingetretenen Blutes. Rettung ist angeblich bis zum letzten Augenblick möglich, doch gehen die Ansichten über die Art der Behandlung weit auseinander. Während die einheimischen Aerzte, um den Körper des Kranken nicht allzusehr zu schwächen, einige Nahrung aufdrängen, sind die fremden der Ansicht, daß man den Magen ganz in Ruhe lassen und bloß Selterswasser oder Vichy geben solle. Nach Petropolis kommt das gelbe Fieber nicht, der Versuch aber, Gelbfieberkranke dadurch, daß man sie schleunigst dorthin schaffte, zu retten, hat noch niemals einen guten Erfolg ergeben. Die Kranken starben, weil ihre im höchsten Grade angespannten Nerven den Transport nicht ertrugen. Luftveränderung soll überhaupt schädlich sein: Gelbfieberkranke, sagt man, genäsen am leichtesten dort, wo sie erkrankt seien.

Auch vom gelben Fieber abgesehen, sind die Gesundheitsverhältnisse von Rio nicht die besten. Die Bevölkerung wird in dem für die Ausstellung von Philadelphia zusammengestellten Bericht mit absichtlicher Uebertreibung auf 400 000 Seelen berechnet, sie hat sich aber niemals

auf mehr denn 240 000 belaufen und wird auch, da Geburten und Todesfälle sich ausgleichen, so leicht nicht steigen.

Was Cintra für Lissabon, die Villen am Siebengebirge für Köln, das ist Petropolis für Rio de Janeiro, eine Sommerfrische, zu der für etwa fünf Monate im Jahre mit dem Kaiser uud dem diplomatischen Korps die ganze besser gestellte und beschäftigungsfreie Bevölkerung von Rio hinauspilgert. Aber Petropolis ist noch mehr, ebenso wie Buitenzorg für Batavia ist es ein Kurort, in dessen reiner Luft die Keime des gelben Fiebers nicht mehr gedeihen.

Im Sommer mag der tägliche Personenverkehr zwischen Rio und Petropolis sich auf 100 bis 200 Personen belaufen; er würde noch größer sein, wenn nicht die kurze Reise gar so mühsam und kostspielig wäre. Das einfache Billet erster Klasse kostet 10 Milreis (20 Mark), oder mit einem Umwege über Entrerios 24 Milreis, und so mag man in anbetracht der hohen Gasthofpreise behaupten, daß sich ein noch so kurzer Ausflug nach Petropolis doch stets auf mindestens 100 Mark stellen wird. Die Dampfer- und Eisenbahn-Gesellschaft würde bei billigeren Beförderungspreisen wahrscheinlich ein besseres Geschäft machen; so weit aber denkt man in Brasilien nicht, die wahre Routine des Verkehrs ist dort noch ein unbekanntes Ding.

Der erste Teil der Reise geht von der Abfahrtsstation Prainha aus quer durch die Bai nach Maua hinüber. Der betreffende Dampfer ist klein, aber in nordamerikanischem Stile recht elegant eingerichtet, und die jeden Augenblick wechselnden Bilder lassen während der 1 ½ stündigen Fahrt keine Müdigkeit aufkommen. Das zackenreiche Bergprofil des Orgelgebirges bleibt stets in gerader Richtung vor uns, während wir an wahren Labyrinthen erratischer Blöcke, an Dutzenden parkähnlicher und wasserreicher Eilande vorübergleiten, von denen jedes ein Stück Idylle ist. Die Landschaftsfarben sind nicht so scharf und charakteristisch wie diejenigen des Mittelmeeres

oder gar Aegyptens, immerhin aber sind sie weit lebendiger, als diejenigen Mitteleuropas. Der Reisende, der fremde Erdteile besucht, wird überhaupt schnell von der Ansicht zurückkommen, als ob die Farbe des Himmels, des Meeres und der ganzen Natur, je weiter nach Süden, desto glühender und üppiger würde. Mit Breitegraden und größerer oder geringerer Hitze hat die Farbenschachtel der Natur nichts zu schaffen; die Klarheit der Luft spielt dabei die Hauptrolle und allerorts, wo, wie so vielfach in tropischen Ländern, die Luft mit Feuchtigkeit überladen ist, wird man sich vergebens nach den Purpurtinten Aegyptens, Arabiens, des sonnverbrannten Orients umsehen.

Die Eisenbahn von Maua nach Raiz da Serra (Wurzel des Gebirges) war die erste, welche (von Engländern) in Brasilien gebaut wurde. Man fährt dort eine halbe Stunde lang mit rasender Schnelligkeit durch ein Sumpf- oder Lagunen-Dickicht, welches zwar kein Urwald, aber jedenfalls, soweit man dies vom Eisenbahnkoupee aus zu beurteilen vermag, eine Wildnis ist. Es gibt dreierlei Klassen, die erste mit Rohrsitzen, die zweite (man zahlt dort zwei Drittel vom Fahrpreise der ersten) mit schwarzem Lederpolster, die dritte (der Fahrpreis stellt sich dort auf ein Drittel des Preises der ersten) gleicht unserer vierten in Deutschland. Eigenartig in der ganzen Einrichtung ist bloß die Aufschrift der dritten Klasse; sie ist für „Descalzos“ bestimmt, d. h. Barfüßige oder Sklaven.

Von Raiz da Serra aus beginnt jene berühmte, über Petropolis zur Provinz Minas Geraes führende Straße, die sich selbst in ihrem heutigen Zustande mit den besten Verkehrswegen in Deutschland messen darf. Drei urwüchsige, mit je sechs Maultieren bespannte Postwagen, welche die musikalischen Namen „Traviata“, „Favorita“ und „Norma“ führten, warteten auf uns; die Kutscher waren Kolonisten aus Petropolis, redete man sie aber nicht ganz deutlich in Deutsch an, so stellten sie sich, als ob sie bloß Portugiesisch verständen. Des weitern

nun ging es, während ein heftiger Sturm die Zickzackwindungen der Straße hinunterfegte, zwei Stunden lang bergaufwärts; hinter uns lag das Panorama von Rio, das kaum minder charakteristisch ist, als dasjenige von Neapel, vor uns türmten sich die Bergkegel des Orgelgebirges auf, von denen einer immer derart den andern verdeckte, daß nur noch ein kleines Stückchen von der Spitze sichtbar blieb. Um 11 Uhr morgens waren wir von Rio abgefahren, um 4 Uhr nachmittags hielt die Post vor „Mac Dowalls Hotel" in Petropolis. Es gibt außerdem noch zwei andere Gasthöfe („Hotel Braganza" und „Hotel Beresford") in Petropolis; für die Regsamkeit der dortigen Deutschen ist es aber gewiß kein günstiger Beweis, daß sie sich von Brasiliern und Engländern diesen Erwerbszweig haben wegnehmen lassen.

Petropolis gleicht aufs Haar einem kleinen Badeort in den Schweizer Bergen, sowohl was die halbstädtische Anlage, als was die Eingeschränktheit des Ackerbaues anbelangt. Ein halbes Dutzend tüchtiger Gebirgsbäche vereinigen sich hier und nahezu jede der breiten Straßen wird in der Mitte von einem hübsch gemauerten und zementierten Kanal durchflossen. Längs den ein- oder zweistöckigen Bruchsteinhäusern laufen auffallend luxuriöse Zement-Trottoirs dahin, auf den Straßen herrscht ein regeres Leben, als man es nach der geringen Anzahl der Einwohner erwarten sollte, und wenn etwas auffällt, so ist es höchstens die große Anzahl der meistens auf Maultieren einhergaloppierenden Reiter. Die Bürgerhäuser sind eher nach der Schablone unserer Arbeiterwohnungen in den Industriebezirken (allerdings viel, sehr viel freundlicher), als nach der Art deutscher Bauernhäuser gebaut. Daneben nun findet man die Landsitze und Villen der reichen Brasilier, sowie am Ende des Ortes den recht hübschen, aber nichts weniger als großartigen Kaiserpalast. Ein Sommeraufenthalt in den Tropen nimmt sich während des Winters nicht so trostlos aus, wie etwa unsere eingeschneiten Badeorte, immerhin aber tritt der Eindruck, daß nicht alles so sei, wie es sein sollte, noch stark genug

hervor. Nur wenige von den vornehmen Besuchern des Sommers — darunter der englische und der österreichische Gesandte — bleiben auch im Winter in Petropolis; nähme man aber jene Besucher hinweg, so würde der Verkehr nur sehr gering sein, er würde sich im großen und ganzen auf die Kaffeetransporte aus dem Innern beschränken.

Das Klima von Petropolis fand ich ganz allerliebst, nur weiß man nicht recht, wie man es benamsen soll; es ist weder Fisch noch Fleisch. Die Leute renommieren, wie sich das für gesinnungstüchtige Sommerfrischler von selbst versteht, mit Reif und Eis (es soll dessen während der drei letzten Winter gegeben haben), sie erzählen von den Kohlenfeuern, deren man bisweilen zur Erwärmung bedürfe, und jammern darüber, daß der Kaffee hier oben nicht mehr gedeihen wolle. Während meines Aufenthaltes aber war von Winter nicht viel zu merken, ausgenommen etwa, daß die Trauerweiden und auch ein paar brasilische Bäume ihr Laub verloren hatten. Nachts freilich fegte der Wind und sauste und pochte ganz wie in unsern deutschen Bergen, dabei aber blühten drunten im Garten die Rosen, waren die Kamelienbäume mit Hunderten und aber Hunderten üppig roter Blüten bedeckt und wirtschafteten die deutschen Bauern mitten unter saftig grünenden Bananen, unter Bambusen und fruchttragenden Orangenbäumen herum. Der Kaiser hat allerdings ein Treibhaus angelegt, jedoch nur für die zarten und zartesten Gewächse.

Was das Aussehen der Vegetation anbelangt, so sind drunten im Thale die Pflanzen frischgrün, gleich unsern europäischen Laubwäldern, von den Bergen aber winken helle Stämme und dunkles Laub hernieder. Die Färbung dieser Bergvegetation — der Urwald ist längst schon den Kohlenbrennern zum Opfer gefallen — erinnert an Schwarzwald und Schweiz, ist aber doch verschieden und weniger angenehm, denn während das Grün des Schwarzwaldes mit wahrem und wirklichem Schwarz gemischt ist, tritt hier bloß sehr viel schmutziges Grau

hinzu. Im Freien sah ich in dieser Jahreszeit wenig Blumen, dagegen eine Unmasse verschiedener Farnarten, so daß man von diesem einen und einzigen Platze eine ganze Sammlung von Farnen hätte anlegen können. Mein Gesamteindruck war der, daß dieser Wald in bezug auf die architektonische Schönheit einzelner Pflanzenformen unserem deutschen Walde überlegen sei, an Gemütlichkeit dagegen — wenn ich mich so ausdrücken darf — weit hinter ihm zurückstehe. Ein Spaziergang zuerst durch gelbdürres Gras, dann durch Dornendickicht in den Wald hinein wäre mir beinahe schlecht bekommen, insofern ich mich nämlich bloß mit zerrissenen Kleidern wieder herauszuarbeiten vermochte.

Wem dergleichen Schilderungen zu persönlich und vielleicht ungerecht erscheinen, der möge doch einmal — um auch die leichter kontrollierbare, praktische Seite zu berühren — die Nützlichkeit des brasilischen Waldes mit derjenigen des deutschen, beziehentlich nordeuropäischen Waldes vergleichen. In Petropolis, also inmitten des gesegneten Waldlandes Brasiliens, bezieht man das Holz zum Bau der Häuser fertig geschnitten aus Schweden und Norwegen. Das einheimische Holz, so lautet auf jeden Ausdruck der Verwunderung die Antwort, würde, so vortrefflich auch einzelne Arten seien, doch zu teuer zu stehen kommen. Warum aber das? Man wird meist auf die kostspieligen Arbeitslöhne verwiesen, sie allein jedoch vermögen die auffallende Thatsache nicht zu erklären. Der Wahrheit näher kommt die Erklärung, daß der nordeuropäische Wald einheitlich, der brasilische dagegen aus viel dutzenderlei Baumarten zusammengemischt ist. Als Bauholz wäre bloß jeder zwanzigste oder fünfundzwanzigste Baum verwendbar, und da man, wie nirgendwo in Europa, mit dem Unterholz zu kämpfen hat, da es fast gänzlich an Verkehrswegen mangelt, so kann sich der Transport solcher vereinzelter Baumstämme bloß unter besonders günstigen Verhältnissen rentieren — so beispielsweise in den deutschen Kolonien Südbrasiliens längs der Flußufer, wo es denn auch thätsächlich viele Holzschneidereien gibt.

Petropolis ist von Hause aus eine rein deutsche Kolonie, die 1845 auf der kaiserlichen Fazenda „Corrego secco“ gegründet wurde, und zwar einerseits, um einer Anzahl durch betrügerische Versprechungen herübergelockter Deutschen ein Heim zu geben, anderseits, weil man in der Nähe großer Städte gern eine kleine deutsche Kolonie sieht, um billige Gemüse und Lebensmittel zu haben. Als Ackerbau-Kolonie ist die Ansiedlung gänzlich verfehlt, indem nicht einmal zu ausgedehnterem Gemüsebau der hinreichende Ackergrund vorhanden ist. Nach harten Mühsalen sind die ersten Ansiedler der vielen widrigen Verhältnisse Meister geworden, aber doch nur mit Hilfe jener Unterstützungen, die ihnen durch den Bau des kaiserlichen Palastes und den Besuch der reichen Familien von Rio zuflossen. Heute zählt das Munizipium unter seinen 8000 Einwohnern etwa 4000 Deutsche, der Rest sind Brasilier, Portugiesen, Franzosen, Engländer u. s. w. Nun darf man diesen 4000 Deutschen wohl mit Recht den Vorwurf machen, daß sie an Regsamkeit hinter den Portugiesen und andern Fremden zurückstehen, indem sie es nämlich nicht im geringsten verstanden haben, jene günstigen Verhältnisse auszunutzen, die sich aus dem Sommeraufenthalt des Kaisers und der Heranbildung eines Kurortes ergaben. Alle Läden sind in den Händen von Portugiesen (wohl zu unterscheiden von den Brasiliern); nur wenige Deutsche haben einen höheren Grad des Wohlstandes erreicht. Sie sind Handwerker oder Kohlenbrenner, sie arbeiten als Taglöhner für die umwohnenden Fazendeiros, sie verdingen sich als Knechte und Mägde, oder treiben auch wohl ein bißchen Milchwirtschaft. Zudem herrscht kein besonders großer Geist der Sparsamkeit, was um so auffallender hervortritt, als die Familienväter kaum so viel verdienen wie die jungen Leute, die Sonntags das Erworbene wieder springen lassen. Jeden Sonntag Abend und zuweilen auch in der Woche gibt es einen Ball ganz im Stile dessen, was auf der Berliner Hasenheide geleistet wird, nur mit dem Unterschiede, daß die Unteroffiziere, die Sergeanten und Köchinnen hier fehlen.

Ein gewisser Geist der Ordnung, der vorteilhaft von brasilischem Wesen absticht, ist allerdings nicht zu verkennen, wie denn z. B. viele von den sparsamen Portugiesen sich deutsche Frauen als die sparsamsten Wirtschafterinnen erkiesen; anderseits aber machen die Deutschen zu wenig aus sich selbst, tragen sich — wenn ich so sagen darf — nicht stolz genug, was doch eigentlich bei fleißiger Arbeit gerade unter einer brasilischen Bevölkerung so leicht und so selbstverständlich sein müßte. Für die kirchlichen und Unterrichtsbedürfnisse ist — namentlich durch die erfolgreiche Thätigkeit des Pfarrers Herrn Vorster — besser gesorgt, als selbst in den meisten deutschen Kolonien Südbrasiliens, und diesem Umstande vorzüglich ist es zu danken, daß das deutsche Element zur Zeit sich wenigstens stetig verhält, d. h. weder zu- noch abnimmt. Sieben Kinder sind die Durchschnittsziffer jeder Familie, dieser Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle wird dagegen durch Aufgehen ins Brasiliertum ziemlich genau ausgeglichen. Mag auch das deutsche Element in Petropolis sich 100 Jahre, mag es sich sogar noch länger erhalten, auf die Dauer ist es doch, so weit menschliche Berechnung reicht und falls nicht ein außergewöhnlicher Nachschub eintritt, ein verlorner Posten des Deutschtums.

In physischer Hinsicht hat der deutsche Typus sich vollkommen erhalten, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, alle zeigen dieselben pausbackigen, von blondem Haar eingerahmten Bauerngesichter. Nun sind die Leute zweifellos schöner und kräftiger als die Brasilier, man kann aber nicht leugnen, daß das schwarze Haar, die schwarzen Augenbrauen und der schwarze Bart die Züge besser markieren.

Die nähere Umgebung von Petropolis ist überreich an hübschen Durchblicken und Landschaftsbildern, origineller noch als die Natur sind jedoch die Namen der Bezirke. Sie heißen: Palatinato Superior, Palatinato Inferior, Suisso, Princeza, Imperial, Westphalia, Francez, Villa Thereza, Nassau, Brasileiro, Mosella, Ingelheim,

Rhenania Superior, Rhenania Central, Rhenania Inferior, Castellania, Simmeria, Woerstadt, Inglez, Worms, Presidencia, Darmstadt, Bingen.

Und nun zu einem andern Thema! Brasilien ist in die Aera des Eisenbahnbaues eingetreten, bevor es zum Besitz ordentlicher Straßen gelangt war. Die meisten Linien sind erst Stückwerk, und ihre Verknüpfung bleibt späteren Jahrzehnten vorbehalten, auch nehmen sie sich gegenüber dem Riesenleib des Gesamtreiches auf der Karte etwas winzig aus, eine einzelne Provinz aber, das Kaffeeland par excellence, ist schon heute in den Besitz eines wahren und wirklichen Eisenbahnnetzes gelangt. Vierzehn und eine halbe Stunde lang durchfährt man von Rio de Janeiro aus im Schnellzuge zwei der ergiebigsten Provinzen Brasiliens, um von São Paulo (der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz) aus sowohl nach Westen (Rio Claro u. s. w.) wie nach Osten (Santos) weitere Linien zur Verfügung zu haben. Leider ist das Kartenmaterial, welches in Deutschland für das Studium südamerikanischer Verhältnisse zu Gebote steht, so lückenhaft und ungenau, daß der geneigte Leser, selbst wenn er die besten Hilfsmittel zur Hand nehmen wollte, doch schwerlich das Gesuchte darin finden würde. Leicht hält es allerdings selbst in Brasilien nicht, über die Gesamtheit der gebauten und im Bau begriffenen Bahnen oder gar über die Abfahrtszeiten der Züge Aufschluß zu erhalten. Ein brasilisches Kursbuch wird wohl noch für die nächsten zehn Jahre ein frommer Wunsch bleiben, und so ist der Reisende genötigt, sich über die Verkehrsverhältnisse von Fall zu Fall an Ort und Stelle zu erkundigen.

Der Schnellzug von Rio de Janeiro nach S. Paulo (es gibt außerdem mehrere Lokalzüge) verläßt die Hauptstadt um 5 Uhr morgens und trifft gegen 7½ Uhr abends in S. Paulo ein. Der Fahrpreis beträgt für die erste Klasse 28 Milreis (56 Mark), Retourbillet 42 Milreis (84 Mark), für die zweite Klasse 14 Milreis (28 Mark), und da es außerdem kein Freigepäck gibt, so darf man wohl behaupten, daß das Reisen in Brasilien nicht eben billig sei.

Beinahe alle diese brasilischen Bahnen sind von Engländern gebaut worden und die Lokomotiven werden noch heute mit englischen Kohlen geheizt. Die Beamten aber sind Brasilier und das rollende Material — die dickköpfigen, mit Kuhfängern (cow-catcher) versehenen Lokomotiven sowohl wie die langen nach dem Trucksystem gebauten Waggons — sind nordamerikanischen Ursprungs. Auch die innere Einrichtung der Waggons, mit großen Spiegelfenstern und Plattformen zu beiden Seiten, ist dem nordamerikanischen System nachgebildet. Durch den ganzen Waggon führt in der Mitte ein Gang, zu dessen beiden Seiten die für je zwei Personen berechneten Sitze angebracht sind. Auf der Pedro-Segundobahn (sie gehört dem Staate) waren diese Sitze aus schwerem Holz in altdeutscher Manier geschnitzt, in Cachoeira aber stiegen wir auf die São Paulo-Bahn hinüber, die bloß eiserne Sitze mit rohrüberzogenen Polstern hat. Sitz und Rücklehne können dabei auseinandergeklappt werden, bis sie horizontal liegen, so daß eine Art von Bett entsteht.

Nun hatte ich für den ersten Teil der Fahrt Retourbillet zweiter, für den zweiten dagegen Retourbillet erster Klasse gelöst. Die Gesellschaft war aber weder hier noch dort sonderlich angenehm. In der ersten Klasse schon wußte man nicht, wohin man seine Füße setzen sollte, um dem ewigen Spucken zu entgehen. Der Aufenthalt in der zweiten aber, wo es von zerlumpten Arbeitern und Soldaten wimmelte, gestaltete sich förmlich zur Marter. Dabei weicht das Benehmen dieser Leute ziemlich stark von dem einer deutschen Gesellschaft ab: obwohl weit ruhiger und überlegender als eine gleich große Anzahl von Spaniern, sind sie doch sehr gesprächig und machen auf den Fremden den Eindruck, als ob sie alle seit uralter Zeit mit einander bekannt wären.

Was die Szenerie anbelangt, so entrollt namentlich die Strecke zwischen Rio de Janeiro und Barra do Pirahy (wo die Linie nach Minas Geraes abzweigt) den lieblichsten Wechsel aller Terrain- und Vegetationsformen; hinreißend schön ist zwar nichts, aber vieles ist recht

hübsch, und noch viel hübscher würde es sein, wenn nicht entweder die Natur so arg verwüstet, oder die Kultur noch so wenig entwickelt wäre. Wie hübsch würde sich an manchen Stellen ein Urwald mit gigantischen Bäumen, wie hübsch auch würden sich in dieser Umgebung elegante Villen, Gärten, Parks, Schiffe und Marmortempel ausnehmen! Mir fiel dabei unwillkürlich jenes Stückchen Wallonenland ein, welches man auf der Fahrt von Köln nach Paris durchschneidet und wo Natur und Kultur sich so herrlich in die Hände arbeiten. Vollständig ebenes Land wird man vergeblich in diesem Teile Brasiliens suchen. In Rios nächster Umgebung (d. h. bei der Fahrt durch einen kleinen Gebirgszug) sind die Berge etwas höher, späterhin etwas niedriger, allerwärts aber sind sie mit dem gleichen Gestrüpp oder den gleichen Waldformen bestanden.

Jener mächtige Urwaldgürtel, der sich ehedem vom Norden und von Minas Geraes her durch die Provinzen Rio de Janeiro und S. Paulo südwärts zog, dieses schönste und natürlichste Kleid des Bodens, ist in den Kaffeeprovinzen längst gelichtet, aber auch die Formen des neuentstandenen Waldes sind Legion. Bald beherrscht der Wald ausschließlich das Feld, bald wechselt er, sei es mit gelbdürren, sei es mit frischen, saftigen Gras- und Gestrüppkomplexen, aus denen einzelne Gruppen mächtiger Bäume boskettartig hervorragen. Dabei ranken die Schlingpflanzen von einem Baume zum andern hinüber und häufig hängen ein paar Zipfel elegant, gleich einer Schleife hernieder. Bedenkt man nun, wie sehr schon eine einzige Palme einer ganzen Landschaft Leben und Charakter zu verleihen vermag, rechnet man eine Unzahl reizender Bäche, kleiner Wasserläufe und Wasserfälle hinzu, so wird man gestehen müssen, daß Brasilien von der Natur gewiß nicht kärglich bedacht worden ist. Und doch war die Jahreszeit nicht gerade die beste, um das Land in seiner vollen Schönheit zu zeigen, denn in diesem südlichen Teile der heißen Zone, beziehentlich, um nicht ein allgemeines Urteil auszusprechen, in diesem dem Wendekreis so nahe

liegenden Teile Brasiliens ist die Pflanzenwelt im Sommer frischer als im Winter.

Eine Strecke weit ging die Fahrt an dem schönen, schiffbaren und ruhig strömenden Parahyba vorüber, einem Flusse von der Größe unserer Mosel, auf dessen zahlreichen Insel-Eilanden die Wipfel der Bäume sich mit den Schlinggewächsen zu wahren Laubengängen zusammenschlossen. Ein paarmal sahen wir weißgetünchte Fazendenhäuser, ein paarmal auch Sklaventrupps und Gutsbesitzer in Kniestiefeln, die kleinen Ortschaften aber, an denen der Zug hielt, waren nicht wesentlich von ebenso kleinen Ansiedlungen in Deutschland verschieden, ausgenommen etwa den Umstand, daß gestampfter Lehm hier im weitesten Umfange als Baumaterial verwandt wird. Bei diesen Dörfern finden sich natürlich stets auch Bambuse, Mais- und Zuckerrohrpflanzungen, vor allem aber Bananen — die dankbarste und fruchtreichste unter allen Obstarten der Erde. Kleine und mittelgroße Pferde, Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner und Kühe — in Brasilien gibt es keine Büffel, obwohl gerade diese, weil sie mit harten Grasarten fürlieb nehmen, hier am Platze wären — weiden ohne Fesseln in den naturwüchsigen buschbestandenen Feldern, und nicht selten mußte, wenn eine hartnäckige Kuh nicht frühzeitig das Geleise verließ, für kurze Zeit Halt gemacht werden.

Wenn nun auch das Land, wie oben geschildert, an natürlichen Reizen nicht arm ist, so kann ich noch nicht eben behaupten, daß es vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus denselben günstigen Eindruck erweckte. In diesem Teile Brasiliens (den bestbekannten Küstenstrichen) findet sich viel, viel weniger Wald oder Ackerland und viel, viel mehr ausgenutzter und verwüsteter Boden, als man gemeinhin in Europa glaubt. Namentlich gilt dies für die Provinz Rio de Janeiro, die noch vor kurzem die größere Hälfte alles brasilischen Kaffees erzeugte, von der jedoch die Fazendeiros heutzutage mehr und mehr nach São Paulo hinüberziehen, und deren Klima durch die großartigste Verwüstung gänzlich verändert ist. Von regel-

rechtem Ackerbau kann ja in diesen mittleren und nördlichen Provinzen Brasiliens, wo der Pflug zu den unbekannten Dingen gehört, nicht die Rede sein. Der allgemeine Raubbau aber wird begünstigt durch den Mangel an Arbeitskräften. Man kann bloß eine gewisse Fläche mit den vorhandenen Händen ausnutzen, mithin konzentriert man dieselben auf das lohnendste Produkt, den Kaffee, man zieht, durch die Eisenbahnen unterstützt, immer weiter dem jungfräulichen Boden nach und überläßt den ausgebauten sich selbst. Es fehlt daher in Brasilien ebensowenig wie in Nordamerika an Ruinen, wobei man gar nicht einmal auf die Großthaten der Jesuiten und ihre leichtsinnig zerstörten Werke zurückzugehen braucht. So manche verödete Dörfer oder verfallene Straßen (wie z. B. die von S. Paulo nach Santos) sprechen beredter als ganze Bände.

Nordbrasilien verlegt sich in neuester Zeit immer energischer auf den Bau des Zuckerrohrs, Paranà exportiert Mate, Santa Katharina kultiviert Nahrungsgewächse und Rio Grande do Sul verdankt seine Einnahmen der Viehzucht, in der Provinz Espirito Santo dagegen, in São Paulo und Rio de Janeiro ist der Kaffee König; er allein deckt nahezu die gesamten Bedürfnisse des Staates wie der Privaten. Laut amtlicher, aber durchaus nicht immer zuverlässiger Regierungsstatistik stellte sich in dem Jahre 1878 die gesamte Kaffeeproduktion der Erde auf 490 243 200 kg, wovon Brasilien 225 500 000, Niederländisch-Indien 91 403 800, Ceylon 53 422 400, die Antillen 41 800 000, Südafrika 35 890 000, Zentralamerika 32 500 000, Ost- und Westafrika 4 000 000, die Philippinen 3 397 800, Arabien 2 779 200 und Ozeanien 150 000 kg geliefert haben sollen. Ob das richtig ist, vermag ich nicht zu entscheiden; so viel mir bekannt, pflegen die Holländer von Java aus ganz anders lautende Angaben in die Welt zu schicken; das aber ist sicher, daß der Kaffeestrauch unter allen Kulturgewächsen des heutigen Brasiliens die hervorragendste Rolle spielt.

Dabei ist es hochinteressant, die große Verschieden-

heit zu beobachten, welche sich beim Anbau des Kaffees in Brasilien gegenüber Java und Ceylon kundgibt. Der Kaffee wird hier nicht wie unter der heißeren Sonne Javas im Waldesschatten gepflanzt, sondern entweder (namentlich bei älteren, schon halb verwilderten Pflanzungen) stehen die Stöcke unregelmäßig, vereinzelt und in weiten Abständen an irgend einem verödeten Berghange, oder in regelmäßigen Reihen, fast so dicht geschlossen wie unser Wein, dieses letztere jedoch bloß an einzelnen begünstigten Punkten. Der Kaffeestrauch liebt mehr trockenen als feuchten, mehr leichten, aber humusreichen, als schweren Boden und zieht die Berggehänge der Ebene vor. Diesen Bedingungen kommt man in Java nach, indem man den Kaffee (über und neben Kartoffeln) bloß an den höher gelegenen Berggehängen pflanzt, deren Abrutschen durch einzelne, stehengebliebene Bäume verhindert wird, indem man den Boden häufig umhackt und mit echt holländisch-malayischer Sorgfalt das Ansetzen jedes Unkrautes verhindert. In Brasilien dagegen glaubt man den Lebensbedingungen des Kaffees bloß auf frischgerodetem und abgebranntem Urwaldboden entsprechen zu können; in denjenigen Strichen, auf die sich im Augenblicke gerade die Energie konzentriert, reiht sich Kaffeeberg an Kaffeeberg, und ziehen sich die Pflanzungen sogar bis weit in die Ebene herab, auf meilenweiten Strecken dagegen, auf denen ehedem Kaffee gestanden, ist der Boden gegenwärtig sich selbst und der Capoeira (dem neuaufsprießenden Buschwalde) überlassen worden. Ob die Kaffeesträucher dereinst bei intensiverer Kultur künstlich gedüngt werden müssen, ist zur Zeit noch eine offene Frage. Ebenso ist in allen Ländern, wo es Kaffee gibt, in Brasilien ebensogut wie auf Java und Ceylon, das Lob des vielbesprochenen Liberia-Kaffees in aller Munde, ohne daß mir jedoch jemals auch nur eine einzige Bohne dieses berühmten Produktes hätte gezeigt werden können.

Um auf die Kaffeepflanzungen längs der Eisenbahnlinie zurückzukommen, so schien es mir, daß die meisten etwas kränklich, jedenfalls weniger üppig aussahen, als

die Kaffeesträucher von Java. Das aber hindert nicht, daß solcher Kaffeeberg mit seinen regelrechten, einer Baumschule gleichenden Linien, mit seinem dunkeln, lorbeerartigen Laub und den frischroten Beeren (von der Größe einer kleinen Kirsche) ein recht hübsches Bild abgibt, ein weit hübscheres, als selbst zur Zeit der Traubenlese unsere Weinberge am Rhein. Auch als Ziergewächs vor den Häusern nimmt ein Kaffeebaum sich nicht übel aus, im Walde dagegen verwildert er rasch und gibt nur geringen Ertrag. Durchschnittlich nimmt man an, daß der (gepflanzte oder gesäte) Kaffeestrauch mit dem dritten Jahre die ersten Beeren liefert, zwischen dem fünften und zehnten Jahre den Höhepunkt seiner Ertragsfähigkeit (durchschnittlich 1—1 ½ kg, auf bestem Boden und bei den besten Ernten jedoch bis zu 4 und 5 kg) erreicht und mit dem zwanzigsten, in einzelnen Fällen jedoch erst mit dem dreißigsten und vierzigsten Jahre zu tragen aufhört. Einer der tüchtigsten Fazendeiros gab mir an, daß seine Fazenda auf jedem Hektar 918 Kaffeebäume enthalte, die in schlechten Jahren durchschnittlich 674, in mittleren 1384 und in guten 2022 kg zu liefern pflegten. Dabei genüge ein Arbeiter für je zwei Hektaren. So viel ist sicher, daß der Kaffeebaum keine harte Arbeit erfordert und auch den Deutschen von Santa Katharina, namentlich wenn mit dem Roden der Wälder das Klima etwas trockener werden sollte, im höchsten Grade anzuempfehlen wäre.

Dabei ist bloß der Uebelstand, daß der Kaffee zwar sehr leicht in geringeren Mengen zum Hausbedarf, aber bloß mit Hilfe kostspieliger Anlagen in großen Mengen für den Weltmarkt herzurichten ist. In der fleischigkirschartigen Beere sitzen nämlich zwei Böhnchen mit der flachen Seite einander zugewandt sich gegenüber, und eine jede von ihnen ist von der Natur wieder gleichsam in pergamentartiges Seidenpapier eingewickelt. Diese beiden Hüllen also müssen entfernt werden, entweder durch sorgfältiges Trocknen (auf schwarz angestrichenen Steinböden) und demnächstiges Stampfen (Native-Kaffee) oder durch

Macerieren in Wasser (Plantage-Kaffee). Die demnächst folgenden Operationen, von denen zu einem bedeutenden Bruchteil der Marktpreis des Kaffees abhängt, will ich hier nicht näher aufzählen; das Gelbfärben der ursprünglich hellgrauen Bohnen spielt dabei eine große Rolle, doch hat man es in Brasilien trotz aller Kunstfertigkeit noch immer nicht dahin gebracht, daß der Brasil-Kaffee dem Java- oder auch nur dem Ceylon-Kaffee gleichgeschätzt würde. In Brasilien selbst erklärt man dies nicht etwa durch die geringere Güte des eigenen Produkts, sondern dadurch, daß Brasilien unter den kaffeeerzeugenden Ländern so ziemlich am spätesten in die allgemeine Wettbewerbung mit eingetreten sei. Die ersten Kaffeepflanzen sollen allerdings schon 1521 unter der Regierung Dom Manoels aus Ostindien herübergebracht worden sein, die Kaffeekultur als solche aber datiert gewiß nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, und nach fremden Ländern ist brasilischer Kaffee zum erstenmal im Jahre 1806 versandt worden.

So viel über den Kaffee.

In S. Paulo empfängt uns ein schöner, beinahe großstädtischer Bahnhof. Auch der Ort ist recht nett und im Verhältnis zu seinen 20 000 Einwohnern vielleicht hübscher als Rio de Janeiro. Besonders aber behagte mir die frischere, gesundere Luft, denn die Stadt liegt (in kurzer Entfernung außerhalb der Wendekreise) 750 Meter über dem Meere auf jenem großen brasilischen Plateau, welches nach der See hin steil abfällt, während es sich nach dem Innern zu allmählich abflacht. Die Entfernung des Bahnhofs von der auf einem Hügel gelegenen Stadt beträgt einige Kilometer, und ich hätte dieselbe, da ich bloß Handgepäck mit mir führte, mit dem Pferdewagen (dieses Institut führt allenthalben in Brasilien den Namen „Bond“) zurücklegen können; da ich aber nichts von deren Existenz wußte, so mietete ich für 1 Milreis 500 Reis ein hübsches zweispänniges Gefährt und hielt eine halbe Stunde später vor dem einem Deutschen gehörigen und zur Zeit von einem anderen Deutschen in Pacht genom-

menen Grand Hotel, welches für den ersten und besten Gasthof Brasiliens gilt. Man wird dort ganz in europäischem Stil empfangen, bei der Ankunft wird geläutet und man wird von flinken Kellnern — teils Brasiliern, teils Deutschen — über teppichbelegte Treppen zu einem reinlichen Zimmer geleitet. Küche, Bedienung und Reinlichkeit entsprechen allen Bedingungen eines europäischen Gasthofes ersten Ranges, und es ist bloß schade, daß ein derartiges Haus — es soll den Besitzer 600 000 Mark gekostet haben — an solch verlorenem Punkte und nicht etwa in Rio de Janeiro liegt. Auch die Brasilier selbst sind stolz auf dieses Institut, ziehen aber doch ihre Kneipen vor, in denen sie ungenierter herumspucken können. In diesem Gasthofe arbeiten u. a. auch 26 Sklaven, aber bloß unsichtbar in Küche und Waschzimmer. In den Vereinigten Staaten verwendet man ja die Schwarzen mit Vorliebe als Kellner, weil die Rassentrennung so scharf ist, daß sich daraus keinerlei Unzuträglichkeiten ergeben. Hier aber, wo jeder freie Schwarze sich ungeniert mit den Weißen an denselben Tisch setzen würde, geht das nicht an.

Nun möchte ich das Grand Hotel nicht gelobt haben, ohne auch seine weniger hübschen Seiten zu erwähnen. Dienstags Abend um 9 Uhr langte ich dort an, Donnerstag Morgen gegen 3 Uhr reiste ich ab, um zu den Kaffeebezirken im Westen weiterzufahren; zudem hatte ich, da ich stets eingeladen war, mit Ausnahme des Morgenkaffees keine einzige Mahlzeit dort genossen, der Wirt aber berechnete mir nichtsdestoweniger zwei volle Pensionstage. Das würde nicht einmal ein Brasilier gethan haben, dergleichen bringen bloß die brasilisierten deutschen Brüder zustande.

In S. Paulo fand sich bis vor ein oder zwei Jahren ein eigenartiges Beispiel christlicher Liebe, ein Karmeliterkloster nämlich mit 400 Sklaven, von deren Arbeit die Mönche gut lebten. Gegenwärtig erinnert bloß noch die Universität (juristische Fakultät) mit ihren altertümlichen Klosterräumen an jene Zeiten, als das Mönchswesen selbst unter den energischen und gewaltthätigen

Paulisten — den Yankees Brasiliens — zu blühen vermochte. Eine philosophische oder eine theologische Fakultät gibt es in Brasilien nicht, und zwar deshalb, weil die erstere als nutzlos betrachtet, die zweite von den Geistlichen nicht geduldet werden würde. Medizinische Fakultäten aber bestehen in Rio und Bahia, juristische in S. Paulo und Pernambuco. Gymnasialkursus und Abiturienten-Examen sind in Brasilien unbekannte Dinge, anstatt dessen verlangt man Prüfungen in einer Anzahl fest abgegrenzter Fächer, Prüfungen, denen man sich für jedes Fach besonders und zu besonderen Zeiten unterwerfen kann, so daß das Ganze noch mehr als bei uns auf eine Abrichtung zum Examen hinausläuft. Die Studenten werden alljährlich geprüft, ohne daß sie sich nach vollendetem Studium einer allgemeinen Prüfung zu unterwerfen hätten.

Im Hofe der Universität fiel mir ein von den Studenten über dem Grabe eines deutschen Professors (namens Franck) errichtetes Denkmal auf. Dergleichen Zeugnisse der Dankbarkeit sind sonst nicht gerade häufig in Brasilien.

Die Provinz S. Paulo gehört zu den sogenannten Zukunfts-Provinzen des Reiches und außerdem zu denjenigen, welche sich am energischsten um europäische Einwanderung bewerben. So ist beispielsweise eine Provinzialsteuer von 10—40 Milreis auf jedes fremde Schiff gelegt worden, welches in einen Hafen der Provinz einlaufend nicht wenigstens 100 Einwanderer mitbringt. Die Zahl der gegenwärtig in der Provinz verweilenden Deutschen wird auf 7000, diejenige der Italiener auf 10000 und der Portugiesen auf 16000 berechnet. Jene 7000 Deutsche sind über das ganze weite Gebiet zerstreut, sie sind größtenteils durch die Parcerieverträge des Senators Vergueiro und anderer Fazendeiros ins Land gekommen, haben nach dem Aufhören jener Verträge Grundeigentum — einige sogar parzellierte Kaffeeländereien — erworben und leben in mäßigem Wohlstand. Großkaufleute finden sich allerdings bloß in S. Paulo und besonders in Santos.

Drittes Kapitel.

Brasilisches Leben.

(Die hundertfältigen Farbenschattierungen der menschlichen Haut verwischen den Unterschied der Rassen. — Das Wollhaar des Negers dient als Aufbewahrungsort für halbgerauchte Zigarretten, für Streichhölzer und Zahnstocher. — Mulatten als Aerzte und Advokaten. — Spuckende Brasilier. — Die Jugend wächst auf ohne Achtung vor irgend etwas. — Gasthöfe und Speisehäuser. Eine Währung, bei der man sich stets in den Tausenden und Millionen bewegt. — Uebertriebene Arbeitslöhne und doch wenig Verdienst. — Kostspieligkeit des Lebens. — Die gute Gesellschaft. — Offiziere sind im allgemeinen nicht salonfähig. — Ein Ball im Cassino fluminense. — Oper und sonstige Vergnügungen. — Wie man hübsche Negermädchen zum Verkauf annonciert. — Sklavenfrage und Sittlichkeit.)

Bevor ich im folgenden ein kleines Bild dessen zu entrollen versuche, was der fremdländische Besucher der Hauptstadt von brasilischer Lebensweise zu sehen bekommt, möge mir eine beiläufige Bemerkung über den Namen des Landes und seiner Bewohner gestattet sein. Die ersten Ansiedler übertrugen — wenn man der Legende glauben darf — die portugiesische Benennung eines in Südeuropa vorkommenden Farbholzes (Brazil) auf die neuentdeckten Gegenden, wo eine ähnliche Holzart sich vorfand; daraus nun bildeten die Portugiesen das Eigenschaftswort Brazileiro (das sowohl „Brasilier" wie „brasilisch" bedeutet), während Franzosen und Engländer, dem Geiste ihrer Sprachen folgend, Brésilien und Brazilian schrieben. Der letzteren Form haben wir Deutschen — die wir ja aus eigener Anschauung erst spät über Amerika

Kenntnis erhielten — uns angeschlossen. Und doch thun die gut deutsch gebildeten kürzern Formen „Brasilier“ und „brasilisch“ dieselben Dienste wie die dem Englischen nachgeahmten schleppenden Verlängerungen „Brasilianer“ und „brasilianisch“. Da sie überdies nicht mehr ungewohnt sind, möchte ich ihnen entschieden den Vorzug geben.

Es mag kein zweites Land geben, wo die Mischung zweier grundverschiedenen Rassen — wie Europäer und Neger — so weit gediehen ist, als in Brasilien, wo man gleich viele verschiedenartige Farbentöne der menschlichen Haut zu Gesicht bekommt. Statistische Aufstellungen über Rassen- und Farbenunterschiede sind zwar absichtlich vermieden worden, auch liegt die Statistik recht im argen — wie denn das Statistische Amt aus Sparsamkeitsrücksichten wieder eingegangen ist —, dennoch bietet die Volkszählung von 1872 wenigstens für das Gebiet der Hauptstadt einige Anhaltspunkte zur Beurteilung der Frage, was denn eigentlich die brasilische Nation ist. Das neutrale Munizipium, d. h. Stadt und Gebiet von Rio de Janeiro, zählte zu jener Zeit 247 972 Einwohner, von denen 84 279 Fremde (darunter 3000 bis 3500 Deutsche), 48 939 Sklaven (darunter 10 973 aus Afrika eingeführte) und 141 754 Brasilier im engeren Sinne waren. Diese letztere Ziffer umfaßt alle Farbigen, Mulatten und dergleichen, und es ist wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn wir für die Hälfte jener 141 754 Einheimischen eine mehr oder minder starke Mischung mit nichtkaukasischem Blut annehmen. Die Vermischung mit Negerblut überwiegt dabei so sehr, daß wenigstens für das Munizipium von Rio de Janeiro (in der Provinz São Paulo ist es schon anders) die Vermischung mit Indianerblut gar nicht in Betracht kommt. Die letztere muß entweder von jeher verschwindend klein gewesen sein, oder sie ist doch schon verdaut und fällt um so weniger auf, da die Indianermischlinge von Negermischlingen höchstens durch das straffere Haar, keineswegs aber durch eine Verschiedenheit der Hautfarbe zu unterscheiden sein würden.

Nun macht man sich in Europa von jener Rassenmischung, wie ich glaube, insofern eine falsche Vorstellung, als man ihr eine allzugroße Bedeutung beimißt. Das Straßenleben brasilischer Städte ist allerdings bunt genug, trotz einer gegen New York gewiß um mehrere hundert Prozent verminderten Energiebethätigung, in diesem ganzen Getriebe waltet aber doch europäischer Geist, dem Mulatten und Neger als nützliche Mitglieder der Gesellschaft ganz ungezwungen sich anschließen. Ja, es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß gerade die hundertfältigen Mischungen und Farbenabstufungen den Unterschied der Rasse zu einem großen Teile verwischen und den braunen Mulatten nur schwer vom gebräunten Europäer unterscheiden lassen. Alle diese Leute tragen ja europäische Kleidung, sie bewegen sich zwar in anderen Formen als den bei uns üblichen, aber doch immerhin in europäischen Formen, und es würde nichts schwieriger sein, als festzustellen, wo der Europäer aufhört und der Farbige anfängt. Bloß der unvermischte Neger nimmt eine gewisse Sonderstellung ein, auch wird man in den höchsten Kreisen nur selten einem offenbaren Mulatten begegnen, das sind die einzigen Grenzen, die ich zu ziehen wüßte.

Um die einzelnen Rassen zu kennzeichnen, brauche ich über den unfreien Neger nicht viel zu sagen. Er ist ein Arbeiter in zerrissener Kleidung; nur soviel möchte ich hinzufügen, daß gerade die Negerrasse, die man in Europa als so durchaus einheitlich anzusehen gewohnt ist, in bezug auf Farbe, Körperbildung und geistige Anlagen je nach den verschiedenen Stämmen weit größere Unterschiede aufweist, als sie unter den Völkern Europas zu finden sein würden. Es ist daher sehr gewagt, im allgemeinen über die geistigen Anlagen der Negerrasse zu sprechen, denn die Mina-Neger (sie sind Aschantis, die ihren Namen von dem Fort Elmina an der westafrikanischen Küste tragen) weisen einen ganz außerordentlichen Grad von Intelligenz auf, während andere Neger niemals aus dem Stadium der Kindheit herauskommen.

Es kommt hier nicht so häufig wie in Nordamerika vor, daß unvermischte Neger es zu Reichtum und angesehenen Stellungen bringen, wohlhabende Neger (natürlich freie) findet man aber auch hier und ihr Aeußeres ist fast stets ein wenig komisch. Schon im Pferdewagen wird es dir auffallen, daß dein Nachbar zur einen Seite hinter den Ohren im dichten Wollhaar halbgerauchte Zigarretten, Zündhölzer, Zahnstocher und ich weiß nicht was sonst noch alles trägt, während die Nachbarin auf der andern Seite in unverständigster Weise mit bunten Lappen und europäischem Flittertand aus Korallen, Jet, falschen Perlen und unechtem Golde behängt ist.

Noch komischer wirkt die Naivität der Leute, sobald man sich in ein Gespräch mit ihnen einläßt. Einer von ihnen schilderte mir im Gegensatz zur brasilischen Soldateska die stramme Zucht des deutschen Militärs, das er in Berlin gesehen, da er als Sklave seinen Herrn dorthin begleitet. Ein andrer erzählte ganz vergnügt, als ich ihm eine Zigarre gab, in seinem Vaterlande Afrika sei der Tabak sehr teuer und das Rauchen bloß den Großen möglich gewesen, denn eine Arrobe Tabak habe einen Neger gegolten. Von dieser gewissen Originalität abgesehen, bildet gerade das Negerelement einen recht anständigen und achtungswerten Bruchteil der Bevölkerung von Brasilien, und nicht selten habe ich es angenehmer gefunden im Pferdewagen neben einem reingewaschenen Neger, als neben einem schmutzigen und spuckenden Brasilier zu sitzen.

Die Mulattenbevölkerung ist weniger kräftig sowohl als die Neger, wie als die unvermischten und in Europa geborenen Fremden. Der Mulattenrasse gehören fast alle Soldaten einschließlich der Offiziere, fast alle Polizisten, viele niedere Beamte, Ladenbesitzer, Kutscher und dergleichen an. Die dem Negerblut entstammende Eitelkeit tritt bei diesen Leuten schon mehr in europäischen Formen zutage, wie sie sich denn auch sonst durchaus in brasilischem Stile bewegen. Unter diesen Mulatten gibt es Leute von hervorragender Intelligenz, Männer, die studiert

haben, die berühmte Advokaten oder Aerzte geworden sind oder irgend einen höheren Verwaltungsposten ausfüllen. So gab es, um ein Beispiel anzuführen, noch vor wenigen Jahren in Brasilien fast gar keine einheimischen Aerzte; seitdem aber liefert namentlich die Universität Bahia eine ganze Anzahl Mediziner von gemischter Abstammung, die, wie man mir sagte, in ihrem Fache ganz tüchtig und zwar nicht besonders schöpferisch, aber mit der medizinischen Litteratur recht vertraut sind.

Was nun den unvermischten Brasilier kaukasischer Rasse anbelangt, so sieht namentlich in den Städten das Volk ein bißchen kränklich, verwittert oder zerkniffen aus, mit wenig regelmäßigen und selten mit hübschen Zügen. Um schönere und kräftigere Brasilier zu sehen, muß man entweder die vornehmern Klassen aufsuchen oder ins Innere gehen. Im allgemeinen ist jedoch von „Kalokagathia“ in diesem Lande verzweifelt wenig zu sehen, es sei denn, daß man, wie die Kaufleute dies nach einer günstigen Ernte thun, den Kaffee gut und schön nännte. Zum Teil mag das durch die Frühreife der städtischen Jugend bedingt sein. Auf der Eisenbahn oder im Pferdewagen wird man jeden Augenblick von einem rauchenden Lausbuben mit hohlen Wangen um Feuer für seine Zigarrette gebeten, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, anstatt meine eigene Zigarrette in die schmutzigen Finger zu geben, stets ein Streichhölzchen hervorzuziehen, was hierzulande für eine Unhöflichkeit gilt. Dabei scheint es, als ob alle diese Leute jung und alt lungenkrank wären, so viel und in so unangenehmer Weise spucken sie umher. Der geneigte Leser möge mir verzeihen, wenn ich über diese unangenehme Landessitte ein paar Worte verliere; sie ist jedoch so verbreitet, daß man sie geradeswegs als ein nationales Laster bezeichnen dürfte. Und das ist nicht das rohe, aber urwüchsige und in seiner Art, wenn man so sagen darf, gesunde Spucken des tabakkauenden holländischen Seemannes, es ist eine kränkliche Erscheinung, die mit solcher Umständlichkeit, mit einem solchen Grade von vorausgesetzter Berechtigung in Szene

gesetzt wird, als wäre jedermann sich bewußt, daß die andern ebenfalls alle krank wären. Vielleicht hängt die Sache mit dem Klima zusammen; denn sie erstreckt sich bis in die höchsten Gesellschaftskreise.

Um einen einzelnen Typus herauszugreifen, möchte ich des unteren Beamten in Cylinderhut, aufgeplatzten Lackstiefeln und hier und dort etwas fadenscheinigen Elefantenhosen Erwähnung thun, dem man für geleistete oder erwartete Dienste in allen Fällen und ohne Gewissensskrupel eine kleine Banknote verehren darf. Es geschieht das zwar unter Beobachtung von Anstandsformen, wie z. B. daß man dem Betreffenden die Hand schüttelt, im übrigen aber ganz offen und mit einer gewissen Unschuld; auch sind die Leute nie zudringlich. Eigentliche Bettler gibt's in Brasilien vielleicht nicht ganz so viel wie in Portugal, aber jedenfalls zehnmal mehr als in Europa.

Der portugiesisch-brasilische Volkscharakter besitzt viel weniger hervorstechende Seiten, viel weniger ausgeprägte Eigentümlichkeiten als der spanische. Der Brasilier gilt für gewandter als jener etwas plumpe Portugiese niederen Schlages, wie er die heutige Einwanderung aus Portugal darstellt; im Gegensatz dazu gilt der Portugiese für ehrlicher. Die Brasilier sind im großen und ganzen eine ruhige Rasse, sowohl im höheren als im niederen Leben, eine Rasse, die zu Messeraffairen und Raufereien italienischen Stils gar keine Anlage besitzt. Man wird mit ihnen am besten fertig, wenn man ihnen zwar energisch auf den Leib rückt, dabei aber ihre eigene zeremoniöse Höflichkeit nicht außer acht läßt; nordamerikanische Rücksichtslosigkeit würde wenig Erfolg haben. Das Wort faz favor (ausgesprochen wie fasch fawor), „seien Sie so gut“, ist in aller Munde, ebenso die Dankesformel muito obrigado (sehr verbunden); weiteres will ich nicht aufzählen, da die Brasilier in höflichen Redensarten denn doch hinter den Spaniern zurückstehen. Man mag über diesen Höflichkeits-Komment der Mittelmeervölker denken wie man will, man mag zugestehen, daß die Sache nicht

von Herzen kommt und häufig unbequem ist, so wird doch niemand, der jemals in Nordamerika unter der Herrschaft des andern Extrems gelebt hat, ihr eine gewisse angenehme Seite absprechen wollen.

Von andern Eigentümlichkeiten wäre zu erwähnen, daß man die Wochentage als primeira feira, segunda feira u. s. w. anstatt wie bei uns mit besonderm Namen bezeichnet. Und dann fällt auch ebenso wie in Portugal dem Fremden die außerordentliche Länge der Namen auf, Namen, die zudem nach vorhergehender Bekanntmachung in der Zeitung willkürlich gewechselt werden können.

Ich habe in mehreren Reiseschilderungen gelesen, daß man früher nicht habe wagen dürfen, ohne einen kräftigen, mit einem tüchtigen Stock bewaffneten Neger durch die Straßen von Rio oder Bahia zu gehen. Wie mir aber von Leuten, die so ziemlich ihr ganzes Leben in Brasilien zugebracht, versichert wurde, beruht diese ganze Angabe auf Erfindung. Um irgend welche Missethaten zu begehen, sei, so sagten sie, der Brasilier zu ruhig, Neger und Mulatten aber fühlten sich doch zu sehr gedrückt, besäßen kein hinreichendes Selbstgefühl, um sich an dergleichen Dinge heranzuwagen. Die öffentliche Sicherheit habe daher bis vor wenigen Jahren nichts zu wünschen übrig gelassen, ohne daß dies geradezu ein Verdienst der recht erbärmlichen Polizei hätte genannt werden können. Seit einigen Jahren aber hätten sich mit der zunehmenden Einbürgerung des italienischen Elements sowohl die Rachemorde wie die Einbrüche und Diebstähle in auffallender Weise vermehrt. In der That bin ich mehreren Personen begegnet, die mir eingehend erzählten, wie man in der letzten oder vorletzten Nacht bei ihnen einzubrechen versucht habe. Da nun namentlich Rio in sehr weitem Kreise von Landhäusern umlagert wird, so ist allerdings für Einbrüche die Gelegenheit außerordentlich günstig; Raubanfälle dagegen sollen beinahe niemals vorkommen, und so viel ist sicher, daß ich trotz stundenlangen abendlichen Herumspazierens in den Straßen am Meeresstrande und auf den lieblichen Hügeln nicht ein

einziges Mal den geringsten Tumult oder das geringste Außergewöhnliche bemerkt habe.

Schließlich wäre noch die etwas weitgehende Freiheit der in nordamerikanischem Stil (d. h. ohne Achtung vor irgend etwas) großgezogenen Straßenjugend, sowie der Umstand zu erwähnen, daß sich im niederen Volk zuweilen einige Roheit gegenüber dem Fremden kundgibt. So wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß, als ein kleiner Knabe mir und einigen andern Ausländern ein paar Kanonenschläge und explodierende Frösche vor die Füße warf, der Vater ihm zurief: „Du hättest besser werfen sollen, gerade ins Gesicht!“ Die Polizei besteht ausschließlich aus Mulatten und beträgt sich, von Ausnahmefällen wie die obenerwähnten abgesehen, ganz anständig, soll aber an der verhältnismäßigen Sicherheit durchaus unschuldig sein. Dem Fremden fällt am meisten eine gewisse Sorte berittener Polizisten auf und zwar durch die eigentümliche Art ihres Reitens. Man hat den Pferden jenen Paßgang angewöhnt, der für den Reiter ganz bequem sein soll, aber auffallend schlecht aussieht.

Gasthöfe, Speise- und Kaffeehäuser — jene drei großen Einrichtungen, deren Kenntnis die gesamten Erinnerungen so manches Alltagsreisenden umfaßt — finden sich in den großen Städten Brasiliens kaum weniger zahlreich, als unter gleichen Verhältnissen in Europa, nur stehen sie auf viel niedrigerer Stufe. Ausstattung der Zimmer und Reinlichkeit lassen viel, sehr viel zu wünschen übrig, noch mehr die Verpflegung. Morgens bekommt man Kaffee, Milch, Zucker (Rohzucker) und Butterbrot auf sein Zimmer gebracht, um 9 oder 10 Uhr folgt das in englischem Stile gehaltene Frühstück und um 5 Uhr speisen die meisten Leute zu Mittag. Im Gasthof — Hotel des Etrangers, Carsons Hotel oder in frischerer Luft Santa Teresa und Tijuca-Hotel — berechnet man einen Tagespreis für Wohnung und Kost (ausschließlich der Getränke), der sich durchschnittlich auf 5 Milreis (10 Mark) stellt; das scheint nicht so gar übertrieben hoch, ist aber in anbetracht der unglaublich mangelhaften

Leistungen sehr kostspielig. Ein wahrhafter Gasthof ersten Ranges, in dem man auf Reinlichkeit und vernünftige Preise rechnen könnte, gehört einstweilen noch zu den frommen Wünschen.

Sehr zahlreich sind die Speisehäuser für Arbeiter und Tagelöhner, sehr selten diejenigen für höhere Ansprüche. Feste Mahlzeiten gibt es in den Restaurants ebensowenig wie in den Gasthöfen eine Table d'Hote europäischen Stils; man speist nach der Karte, was bei der Kleinheit der Portiönchen sehr teuer wird. Die Abonnenten im „Globo" bezahlen für ihren Mittagstisch durchschnittlich 150 bis 200 Milreis monatlich, dazu 50 bis 100 Milreis für Wohnung, so daß also ein Junggeselle, der, ohne Extravaganzen zu machen, so gut wie etwa bei uns ein Leutnant oder Subaltern-Beamter leben will, doch immerhin auf eine Ausgabe von 600 bis 800 Mark monatlich rechnen muß. In Brasilien wiederholt sich die Erfahrung von Nordamerika, daß für den Arbeiter, der mit den roheren Nahrungsprodukten des Landes — in Brasilien sind es Dörrfleisch, schwarze Bohnen und Mandioka-Mehl — fürlieb nimmt, weit besser als für denjenigen gesorgt ist, der auf feinere Verpflegung Anspruch macht.

Dabei darf man sich nicht wundern, wenn bei der Tafel die Herren nach rechts und links spucken, die Frauen mit Zahnstochern im Munde herumwühlen. Ebenso mangelhaft ist die Bedienung; auffallenderweise finden sich unter den Kellnern nur wenige Deutsche, meist sind es stumpfsinnige Brasilier, die zu dumm oder zu faul sind, auf das zu hören, was man ihnen sagt. Der allgemeine Eindruck der Unsauberkeit, der dem Fremden die brasilische Küche verleidet, wird dadurch vermehrt, daß man die Gerichte nicht etwa als tüchtigen Braten oder dergleichen, d. h. in ihrer naturwüchsigen Form, sondern gehackt, zerschnitten, auf kleinen Schüsseln und mit unappetitlichen Saucen auftischt. Meist macht eine Makkaronisuppe den Anfang, dann folgen winzige, aber schmackhafte Austern, fingerlange Crevetten (hier Camerons genannt)

und zerstückelter Stockfisch (Bocalão) in Essig und Oel. Kalbfleisch gibt es nicht, weil man nur ausnahmsweise Kälber schlachtet; auch ist das Wild sehr selten. Als beliebtesten Gewürzes bedienen sich die Brasilier der „Pimenta", des einheimischen Pfeffers, der im Geschmack dem spanischen Pfeffer gleicht.

Ananas, Birnen, Weintrauben, Mangas oder sonstige seltenere Früchte habe ich niemals auf einer Tafel gesehen. Am billigsten sind japanische Mispeln (Loquat) sowie die kleinen, leicht schälbaren und ein wenig nach Fichtenharz duftenden Mandarin-Apfelsinen. Uebrigens möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß man die Orangen hierzulande auf viererlei Art zu verspeisen pflegt: das gewöhnliche bei uns übliche Schälverfahren mit Auseinanderbrechen ist unbekannt, anstatt dessen zerlegt man entweder die Früchte in vier Teile und saugt sie aus, was also ein sehr summarischer Prozeß ist, oder man macht oben und unten ein Loch in die Schale, um den Saft herauszupressen, oder man säbelt mit Messer und Gabel die Schale herunter, oder aber — und dieses Verfahrens bedienen sich die brasilischen Herren, wenn sie für ihre Nachbarinnen bei Tisch eine Apfelsine zubereiten — man schneidet mit scharfem Messer aus der bereits geschälten Frucht kleine dreiseitige Stücke derart heraus, daß, mag auch der ganze Saft dabei verloren gehen, doch nicht die leiseste Spur der die einzelnen Abteilungen trennenden Häute zwischen die schönen Lippen gelangt.

In solchem Tropenlande müßten, so sollte man glauben, alle Lebensmittel und namentlich die Früchte recht billig sein. Das aber ist durchaus nicht der Fall, denn von Bananen allein oder ähnlichen Dingen kann doch niemand leben; gerade die einträglichsten aber unter unseren Nahrungsgewächsen sind Kinder der gemäßigten Zone. Rio de Janeiro bezieht so ziemlich alles, was dort genossen wird, ausgenommen etwa Kaffee, Zucker, einige Früchte und Gemüse, von auswärts, d. h. alle feineren Sachen, aber auch Mehl und große Mengen von Kartoffeln aus Europa, Dörrfleisch dagegen, schwarze

Bohnen und Farinha aus den Südprovinzen. Sogar das Vieh muß herdenweise von Paraná, Rio Grande do Sul u. s. w. nordwärts getrieben werden, was nicht selten, bis es an Ort und Stelle anlangt, ein paar Jahre dauert. Trotzdem ist — wenn man von Dörrfleisch, schwarzen Bohnen und Farinha absieht — das Fleisch unter allen Nahrungsmitteln noch am billigsten (250 Reis = 50 Pfg. das Kilo), für einen Blumenkohl aber habe ich, um ein Beispiel anzuführen, 1,20 Mk. bezahlen sehen, für Orangen 2—40 Pfg., für Ananas 1—2 Mk. das Stück, für die ziemlich seltenen Weintrauben 3 Mk. das Kilo. Nordamerikanisches oder künstliches Eis kostet blos 12 Pfg. das Kilo, doch ist sein Verbrauch sehr eingeschränkt. Alle diese Angaben gelten natürlich für die bürgerliche Lebensweise, in den Häusern der Großen dagegen findet man allen raffiniertesten Luxus der französischen Küche. Und anderseits herrscht unter den niederen Schichten der Brasilier eine in Europa unbekannte Genügsamkeit.

Alle diese Züge, so unbedeutend sie auch an sich sind, habe ich, um ein richtiges Bild von Land und Leuten zu entwerfen, erwähnen zu müssen geglaubt, und zwar dies um so mehr, als die meisten Reiseschriftsteller, wenn sie nicht vornehm über die materiellen Seiten des Lebens hinweggehen, doch das Alltägliche außer acht zu lassen pflegen und bloß die Originalitäten hervorkehren. So ist beispielsweise in allen Reiseschilderungen über Brasilien, die mir zu Gesicht gekommen, die Angabe vorhanden, daß „Farinha“ (Mandioka-Mehl) die Stelle unseres Brotes vertrete. Nur in einem Buche wird hinzugefügt, neuerdings bediene man sich auch ab und zu europäischen Mehls. So also steht in Büchern zu lesen, die vor zwei oder drei Jahren erschienen sind. Und doch mag der Fremde wochen-, ja, monatelang in Brasilien reisen, ohne daß ihm die Farinha, wenn er nicht besonders danach fragt, auch nur ein einziges Mal zu Gesicht kommt. Die Wahrheit ist, daß die Farinha, deren Zubereitung und Verwendung die Europäer von den Indianern er-

lernten, allerdings jahrhundertelang die Stelle unseres Brotes vertreten hat und auch heute noch unter den niederen Klassen eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel bildet. Die Zeiten aber, als sie thatsächlich als Brot diente, als auch der Fazendeiro sich noch die zusammengedrehten Farinha-Kügelchen in den Mund warf, sind längst vorüber; die Farinha dient noch als Mehl, aber zu allen Gelegenheiten, bei welchen man in Europa Brot ißt, wird auch in Brasilien europäisches, beziehentlich nach europäischer Art zubereitetes Brot erscheinen.

Aehnlich verhält es sich mit vielen Dingen. Der Eroberungszug der europäischen Zivilisation verringert tagtäglich die Zahl der Originalitäten; das mag manchen Leuten als beklagenswert erscheinen (meines Erachtens ist nicht viel daran verloren), jedenfalls aber ist es nicht zu ändern und darum sollte man es auch nicht leugnen. Das Raritätensammeln und Verallgemeinern ist ja für den Reiseschriftsteller recht bequem, wenn nur die Wahrheit dabei nicht so arg zu kurz käme. Läge Italien nicht in so leicht erreichbarer Nähe, läge es wie Brasilien jenseit eines großen Ozeans, so würden dieselben Herren wahrscheinlich, einer vom andern abschreibend, berichten, daß der Reisende sich gefaßt machen müsse, in Venedig, in Rom und Neapel mit nichts als Makkaroni fürlieb zu nehmen.

Das beliebteste Tischgetränk der besseren Klassen ist ein gewöhnlicher Bordeaux, der mit 2—3 Mk. die Flasche berechnet wird — spanische und italienische Weine sind etwas teurer; außerdem trinkt man Portwein und Sherry, deutsche Weine sind beinahe unbekannt. Deutsche und englische Biere (die in Flaschen versandt und vorher gekocht werden) kosten 2 Mk. Pilsener Bier sogar 3 Mk. die Flasche; weit verbreiteter aber ist das im Lande (und zwar fast ausschließlich von Deutschen) gebraute Cerveja nacional. Dieses Getränk schmeckt nach anstrengenden Touren oder auch bei großer Hitze ganz erträglich, sonst läßt sich nicht viel Gutes davon sagen, und wenn auch der nicht ganz niedrige Preis (40—80 Pfg. die Flasche)

dadurch gerechtfertigt sein mag, daß man sowohl Hopfen wie Malz aus Europa bezieht, so begreife ich doch nicht, warum nicht der Qualität eine größere Sorgfalt zugewandt wird. Vielleicht ist das bei der bloß 14 Tage dauernden obergärigen Brauerei nicht anders möglich, und für die untergärige fehlen die Keller. Am billigsten unter allen Nahrungsmitteln ist der Kaffee, der in den zahlreichen, aber nichts weniger als eleganten Kaffeehäusern zu 40 oder 60 Reis (8—12 Pfg.) die Tasse verschenkt wird. Just ebensoviel kosten die nicht gerade feinen, aber ganz erträglichen Zigarren von Bahia, weit häufiger jedoch raucht man die nicht etwa in zweifelhaftes Seidenpapier, sondern hübsch reinlich in Maisstroh eingewickelten Zigarretten. Auffällig sind dabei die Namen: Tabak heißt „Fumo" (also „Rauch"), Zigarren heißen „Charutos" oder „Cherrutos" und Zigarretten „Cigarros".

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Leben in Brasilien weit kostspieliger ist, als selbst in den Vereinigten Staaten, ganz besonders aber gilt die Hauptstadt als ein teures Pflaster. Das ist nicht immer so gewesen. Vor 30 Jahren etwa soll bei billigen Arbeitskräften alles recht wohlfeil in Rio gewesen sein; die Teurung kam erst mit dem Auftreten des gelben Fiebers und der Anbahnung der Sklavenemanzipation. Das wird um so fühlbarer, als während des Aufblühens von Kalifornien (etwa von 1849 bis 1856) das meiste Geld verdient wurde, während die Kaufleute, an eine gewisse Nachlässigkeit im Geldausgeben gewöhnt, heutzutage vielfach über ihre Mittel leben.

Am auffallendsten wirken auf die Neuangekommenen stets die hohen Ziffern, in denen sich schon in Portugal, mehr aber noch in Brasilien (wo der Real nicht halb so viel als der portugiesische Real wert ist) alle Preisangaben bewegen. Gasthofsrechnungen oder Eisenbahn-Fahrpreise von 50 000 Reis (kürzer ausgedrückt 50 Milreis) sind ja durchaus nichts Ungewöhnliches, ebensowenig wie eine Faktura von einer Million oder einem Konto de Reis. Die Kaufleute finden diese Rech-

nungsart ganz bequem, auch habe ich im gewöhnlichen Leben kaum irgend welche Unzuträglichkeit bemerkt. Allerdings hätte man den Ausgangspunkt nicht ganz so klein zu wählen brauchen, indem ja bei den heutigen Währungsverhältnissen 5 Reis die geringste geprägte Kupfermünze darstellen. Ab und zu, namentlich in den deutschen Kolonien, hört man wohl auch noch die alten Ausdrücke: Cruzado (400 Reis), Pataca (320 R.), Testão (100 R.) und Vintem (20 R.), im allgemeinen jedoch ist es sehr leicht, sich in das brasilische Münzsystem hineinzufinden.

Der Kurswert des brasilischen Geldes ist im Laufe der letzten Jahrzehnte fortdauernd gesunken, so daß also ältere Preisnotierungen nicht ohne Umrechnung mit den heutigen verglichen werden können. Auch heute bewegen sich die Schwankungen des Wechselkurses in sehr weiten Grenzen, und wenn ich eines Tages für das Pfund Sterling 11 Milreis erhalten hatte, so zahlte man nur acht Tage später mit knapper Not 10 Milreis 200 Reis. Von brasilischem Silbergeld kommen einem bloß ab und zu die seltenen 500-Reis-Stücke in die Hände, die jedoch nicht höher im Kurs stehen als Papier; sonst herrschen Papier, Nickel und Kupfer unumschränkt, und so weit der menschliche Blick reicht, auf unabsehbare Zeiten. Die großen schmutzigen Kupferstücke (zu 5, 10, 20 und 40 Reis) gleichen den französischen Sous, hübscher sind die Nickelstücke von 100 und 200 Reis, unangenehm schmutzig aber ist hinwiederum das Papiergeld, das, sei es als Reichskassenscheine, sei es als Noten der „Banco do Brazil“ (die letzteren gelten nur in der Hauptstadt, aber nicht in den Provinzen), in Abschnitten von 500 Reis an aufwärts existiert. Dabei ist das Papiergeld, trotzdem man es aus den Vereinigten Staaten bezieht, sehr liederlich angefertigt; die im Lande selbst gedruckten Freimarken sind viel hübscher.

Die Arbeitslöhne sind in ganz Brasilien und namentlich in Rio übertrieben hoch, und doch herrscht ein fühlbarer Mangel sowohl an Dienstboten wie an tüchti-

gen Arbeitern. Nichtsdestoweniger wäre dort für einen deutschen oder englischen Arbeiter das schlechteste Feld. Die allernötigsten Bedürfnisse — und deren hat ein Deutscher weit mehr als der Portugiese oder Italiener — sind eben so teuer, daß der größte Teil des Verdienstes dadurch wieder aufgezehrt wird. Am schlimmsten soll es, wie die Fama berichtet, mit den Dienstbotenverhältnissen stehen. Die Dienstmädchen verstehen nichts und sollen durch Liebeshändel mit irgend einem schmutzigen Vendenbesitzer sehr bald auf abschüssige Wege geraten. Brasilien kann wohl größere Mengen von Leuten aufnehmen, wenn dieselben, mögen sie auch arm sein, nur gewillt sind, mit harter Arbeit das Land zu bebauen; nur geringe Aussichten bieten sich dagegen den Fabrikarbeitern, und am allergeringsten ist die Aufnahme-Fähigkeit für Leute aus den besseren Ständen, namentlich für jene jungen Kaufleute, die Deutschland in so überreicher Zahl in alle Welt sendet. Allerorten, wohin auch immer man auf der Erde kommen mag, hört man die gleiche Klage, den gleichen Wunsch, von jenen Kommis — hier heißen sie alle Caixeiros, also Kassierer, ohne Rücksicht darauf, ob sie Buchhalter oder was sonst immer sind — verschont zu bleiben, die so hoffnungs- und anspruchsvoll hinauszukommen pflegen, um schon nach kurzer Zeit, wenn ihre Mittel erschöpft sind, und wenn sie nicht etwa Kellner, Flaschenspüler oder ähnliches werden wollen, ihren Landsleuten zur Last zu fallen. Solche Leute glauben, wenn sie ein paar Hundert Mark bei sich haben, für alle Wechselfälle ausgerüstet zu sein; wie weit aber reicht dergleichen in einer Stadt, wo sich selbst in der niedrigsten Kneipe der Tagespreis doch immer auf 2 Milreis (4 Mk.) stellt?

Der Tagelohn selbst des ungeschicktesten Arbeiters beläuft sich wohl niemals auf weniger als 1500 Reis (3 Mk.), für tüchtigere, geschultere oder kräftigere Leute steigt er bis auf 4 Milreis (8 Mk). Nun genießen solche Leute frühmorgens Kaffee mit Butter und Brot, der ihnen etwa 100 Reis, sie genießen mittags ein Fleisch-

ragout mit süßen Kartoffeln, das etwa 2—300 Reis, und abends ihre Hauptmahlzeit, bestehend aus Carne secca (getrocknetem Fleische), Feijoes (schwarzen Bohnen), Farinha, das 3—400 Reis kostet. Dazu kommt die Wohnung für einen einzelnen Mann mit etwa 8 Milreis, dazu kommen Kleidung und Nebenausgaben mit ebenfalls etwa 8 Milreis monatlich, so daß also die Leute, wenn sie sparsam sind, sich immerhin ein kleines Sümmchen ersparen können. Zuckerrohr=Branntwein bildet das gewöhnliche Getränk der niederen Klassen, für die selbst das billigste einheimische Bier (etwa 2—300 Reis die Flasche) noch zu teuer ist. In ähnlicher Weise leben die bei der Gasfabrik von Rio angestellten Engländer, deren täglicher Lohn 3500 Reis (7 Mk.) beträgt.

Der Sinnesart der Bevölkerung wohl noch mehr als dem heißen Klima entsprechend — denn in manchen Tropenländern arbeitet man genau ebenso stark und so lange wie in Deutschland — beschränkt sich die Arbeitszeit für den Handwerker auf 8, für den Kaufmann auf 5—7 Stunden. Die Banken und öffentlichen Büreaus in Rio sind bloß von 10—3 oder in seltenen Fällen von 10—5 geöffnet, und selbst während dieser Zeit hat man auffallend lange auf die Erledigung der geringsten Kleinigkeit zu warten. Im Schließen der Büreaus sind die Brasilier sehr pünktlich, im übrigen so saumselig als möglich. Am Kassenschalter der „New=London and Brazilian Bank“ habe ich zu drei verschiedenen Malen auf die Einlösung eines Checks 35, 40 und 70 Minuten warten müssen, und als ich beim letztenmal an den Kassierer die bescheidene Anfrage richtete, wann endlich meiner gedacht werden würde, erhielt ich in Englisch die bezeichnende Antwort: „Ich bin nicht hier, um Ihre Fragen zu beantworten; außerdem scheint es, daß Sie das Land nicht kennen.“

Wer aus Deutschland, sei es nach den Vereinigten Staaten, sei es nach Brasilien, mit dem Gedanken kommt, dort angenehmer zu leben, wird sich bitter enttäuscht fühlen; die Leichtigkeit, mit der sich in Deutschland auch

der Aermste allerlei Vergnügungen zukommen lassen kann, fehlt hier gänzlich. Europa ist das Land des Lebensgenusses par excellence; alle anderen Kontinente sind Länder der Arbeit. Auch in Brasilien mangelt es nicht an Vergnügungen, aber es geht damit wie mit all jenen schönen Waren, die man in der Rua d'Ouvidor an den Schaufenstern sieht: wer nicht über ungezählte Mittel verfügt, frage nicht nach den Preisen. Irrig ist auch die beinahe sprichwörtliche Redensart von den Reichtümern Indiens oder Brasiliens. Aus Indien fließen überhaupt alle dort angesammelten Kapitalien fortdauernd nach Holland und England ab, in Brasilien aber wird man auf Schritt und Tritt hören, daß das Land im Grunde genommen recht arm sei. Weite Landflächen und selbst natürliche Schätze des Bodens oder der Vegetation verbürgen an sich noch keinen Reichtum; die Arbeit der Menschenhand, Ausdauer und Sparsamkeit müssen hinzukommen, damit alle Bedürfnisse des Lebens und der höheren Zivilisation leicht zugänglich werden und außerdem noch Kapitalansammlung stattfindet. Wie in allen neueren Ländern verdient man in Brasilien bei harter Arbeit mehr als in Europa; dieser Mehrverdienst aber wird aufgewogen durch geringeren Lebensgenuß, durch die größere Seltenheit und Kostspieligkeit dessen, was man bei uns zu den Bedürfnissen der Kultur rechnet.

Die gute Gesellschaft von Brasilien rekrutiert sich aus den Vertretern des Handels — der überhaupt die erste Rolle im Reiche spielt —, aus den Beamten, einigen Fazendeiros und den zahllosen „Advogados“ und „Medicos“, falls nämlich ihre pekuniären Verhältnisse es diesen erlauben, sich zur guten Gesellschaft zu rechnen. Die Offiziere (größtenteils Mulatten) sind — einzelne Ausnahmen abgerechnet — nicht salonfähig, und außer auf den Straßen sieht man sie nie, weder in Theatern noch auf Bällen. Anstatt des militärischen Ehrgeizes blüht hierzulande die Stellen- und Titelsucht, und selten wird man einer Begrüßung beiwohnen, ohne daß dabei zu wiederholtenmalen die Worte „Doktor“, „Commenda-

dore" oder „Conselheiro" kund würden. Doktor ist überhaupt jedermann, der in dem Geruche steht, jemals eine höhere Schule absolviert zu haben. Auch in allem übrigen hält man etwas auf Formen, und über Mangel an äußerlicher Höflichkeit hat sich gewiß niemand zu beklagen. Abweichend von unsern Sitten ist der Gebrauch, daß die Ansässigen dem Neuhinzugekommenen — falls diesem ein gewisser Ruf vorangeht — zuerst ihre Besuche abzustatten haben, die dieser alsdann erwidern muß.

Von den fremden Elementen spielt das englische in gesellschaftlicher Beziehung die Hauptrolle, sintemal die Deutschen in bezug auf Festlichkeiten und Repräsentation etwas zurückhaltender sind. Uebrigens wird den Fremden in gesellschaftlicher Hinsicht die Unkenntnis der Sprache kaum im Wege stehen, da jeder Brasilier aus den bessern Ständen nicht ungern mit seiner Gewandtheit im Französischen prunkt. Weit seltener schon, aber doch häufiger vielleicht, als man bei uns anzunehmen geneigt ist, findet sich unter Brasiliern die Kenntnis des Deutschen. Der Senator Vergueiro (seiner Zeit Mitglied der Regentschaft) ließ seine Söhne in Deutschland studieren und machte die Vorliebe für deutsche Erziehung zu einer Art von Mode. Von denjenigen hervorragenden Brasiliern, bei denen ich durch persönliche Unterhaltung die vollkommenste Geläufigkeit im Deutschen fand, nenne ich den General-Telegraphendirektor und Jugendfreund des Kaisers, Baron Capanema, ferner den Fregatten-Kapitän Baron Tiffé, den Abgeordneten für die Hauptstadt, Freitas Coutinho und den Chefredakteur der hervorragendsten Zeitung Brasiliens, Herrn de Castro.

Noch verdienen in bezug auf die Zusammensetzung der besseren brasilischen Gesellschaft zwei Eigentümlichkeiten der Erwähnung. Zunächst sind die Adelstitel nicht erblich, werden aber darum nicht minder gesucht und vom Kaiser in geschicktester Weise für die Zwecke der Dynastie verwertet. Des weiteren herrscht in Brasilien weder für das Entehrende gewisser Dinge, noch selbst für gemeine oder verbrecherische Handlungen derselbe an-

dauernde Abscheu, wie bei uns. Persönlichkeiten, die ihrem Aeußern wie ihrem Innern nach etwas zweifelhaft sind, bilden eine stehende Figur in der brasilischen Gesellschaft, und daß man einem Manne, der soeben noch in den Zeitungen aller fürchterlichsten Dinge beschuldigt worden ist, beim Begegnen so freundlich als möglich die Hand drückt, gilt ebensowenig für auffallend, wie jene andere Thatsache, daß Leute, die ein paar Jahre im Zuchthaus zugebracht, zu einer Festlichkeit zugelassen werden, die des Kaisers Majestät mit seiner Gegenwart beehrt.

Die Saison in der Hauptstadt dauert von Mai bis Dezember und soll je nach Ausfall der Kaffee-Ernte mehr oder minder glänzend sein. Nach Weihnachten flüchtet alles vor der alsdann rasch zunehmenden Hitze nach Petropolis.

Mir wurde durch einen Ball in Rio de Janeiros feinstem Klub, dem „Cassino Fluminense“, die Gelegenheit geboten, einen größern Bruchteil der guten Gesellschaft zu Gesicht zu bekommen, als man ihn in Theatern und Privatgesellschaften kennen lernt. Die Einladung lautete auf neun Uhr abends und war adressiert an den „Illustrissimo excellentissimo Senhor Zöller“. Noch auffälliger als dieser hochtrabende, aber allgemein übliche Stil dürfte der Name des Kasinos erscheinen. Die ersten Entdecker der Bai von Rio glaubten in die Mündung eines großen Flusses gelangt zu sein, und da es gerade Januar war, so tauften sie denselben Januarfluß, daher aber tragen die Bewohner der Hauptstadt noch immer den Scherznamen „Fluminenses“ also „Flußleute“. Die Räumlichkeiten dieses Kasinos und namentlich der glänzende Ballsaal könnten dreist nach Wiesbaden oder Baden-Baden versetzt werden und würden dort als Kurhaus Furore machen. Die Gesellschaft mochte etwa 300 Personen (200 Herren und 100 Damen) umfassen, darunter der Kaiser, die Minister, die Gesandten und Konsuln, alle höheren Beamten, eine Anzahl Viskondes oder Barone und im übrigen ein Gemisch von Kaufleuten aller Nationalitäten, unter denen auch das deutsche Element

recht zahlreich vertreten war. Der Kriegsminister und zwei Generäle waren in Zivil erschienen, bloß die fünf Offiziere der kaiserlichen Guiden, die sich in dieser Umgebung gar nicht behaglich zu fühlen schienen, trugen Uniform. Die Damen waren fast durchweg in hellblauen oder rosaroten Atlas gekleidet, obwohl gelb und burgunderrot zu ihrem dunkeln Haar gewiß besser stehen würde. Jene hübschen leichten Mull- und Musselinkleider, wie sie ja in Deutschland so vielfach selbst bei den vornehmsten Bällen getragen werden, fehlen in diesem heißen Klima gänzlich.

Als ich um 2 Uhr nachts den Ballsaal verließ, befand sich der Kaiser noch immer dort, auf der Straße aber wartete seiner mitten unter allen andern Gefährten ein mit vier unansehnlichen Pferden bespannter droschkenartiger Wagen. Bald jedoch entwickelte sich ein eigentümliches Leben. Der Kaiser war in die Thür getreten, und seine 25 mischblütigen Guiden, die bisher auf der Erde herumgelegen hatten, sprangen auf die Pferde. Fort ging es in lautem Getrappel, und da niemand von den Umstehenden vor dem Kaiser Front machte oder auch nur den Hut abzog, so begriff ich wohl, warum er, der doch dem Prunke so abhold ist, seinen Wagen stets und bei allen Gelegenheiten von einer Kavallerie-Eskorte begleiten läßt: ohne dem würde er nur allzuhäufig warten müssen, bis diese oder jene unbotmäßige Droschke geruhte, dem kaiserlichen Wagen Platz zu machen.

Am folgenden Tage hatte ich Gelegenheit, etwas dergleichen vom Pferdebahnwagen aus zu beobachten. Der Kaiser war gezwungen, eine geraume Zeit dicht neben mir halten zu lassen, und mit mir erhoben sich ein paar andere Deutsche, den Hut abziehend, von den Sitzen. Das aber mußte wohl etwas sehr Seltenes sein, denn zweimal noch, nachdem er bereits vorübergefahren war, wandte der Kaiser grüßend den Kopf nach rückwärts. Am gleichen Abend hatte ich Gelegenheit, den Beherrscher Brasiliens in der französischen Komödie zu beobachten. Er schaute während der Zwischenakte aufmerksam im Pub-

likum herum, und man versicherte mir, daß er für Physiognomien und Persönlichkeiten ein ganz ungewöhnliches Gedächtnis habe. Neben ihm saß die Kaiserin, eine Dame mit weißem Haar, die allerseits als eine wahre Heilige verehrt wird. Das ganze Gefolge bestand aus zwei Kammerherren, die sich bescheiden im Hintergrunde der Loge hielten.

Die italienische Oper, die für den August von Buenos Aires her erwartet wurde, habe ich in Rio nicht mehr gehört; sie gilt als das non plus ultra allen Kunstgenusses. Die Brasilier schwärmen unzweifelhaft für Musik — und zwar in erster Linie für Verdi —, wie das schon aus der Allgemeinheit des Klavierspiels hervorgeht, auch sind sie gewiß nicht schlecht beanlagt, sonst würden die zahlreichen Mulatten-Kapellen, unter denen zuweilen kein einziges Mitglied sich aufs Notenlesen versteht, nicht so Hübsches leisten; bei alledem aber darf man weder auf tieferes Verständnis, noch auf den in England so häufigen Anschein eines tieferen Verständnisses rechnen. Mozarts „Don Juan“ ist in Rio de Janeiro ausgepfiffen worden, Camilla Ursu spielte vor leeren Bänken, und selbst der kleine Dengremont hatte, trotzdem er in Brasilien geboren ist (von französischen Eltern), bloß ein Publikum von 50 Personen vereinigt. Konzerte — es seien denn Konzerte im Freien, wie z. B. diejenigen einer deutschen Gesellschaft im Paseio publico — entsprechen überhaupt weniger als das Theater dem Landesgeschmack. Nur ist durch die übertrieben hohen Preise der Theaterbesuch sehr beschränkt, allen weiteren Bedürfnissen muß das Klavierspiel dienen, für welches hinwiederum durch ein Konservatorium und zahllose Musiklehrer gesorgt ist.

Für die Sinnesrichtung der brasilischen Jugend aus den besseren Ständen dürfte es bezeichnend sein, daß die Anzahl der Frauenzimmer zweifelhaften oder vielmehr unzweifelhaften Charakters größer ist als irgendwo in den Metropolen Europas, danach zu urteilen, daß mindestens aus jedem dritten oder vierten der niedrigen Par-

terre-Fenster zu jeder Stunde des Tages weibliche Figuren in leichten Mull- oder Muslingewändern hervorlugen, die dem Vorübergehenden zulächeln. Ebenso häufig sind die offenen, mehr den Anstand wahrenden Tabakläden, hinter deren Ladentisch hochaufgeputzte Damen sitzen; nur selten dagegen scheinen sich die betreffenden Geschöpfe auf der Straße zu zeigen. Unter den Mulattinnen ist, wie es heißt, von Sittenstrenge ohnehin nicht viel die Rede, auffallender dagegen erscheint es, daß unter jener Gesellschaftsklasse sich viele Europäerinnen, namentlich Oesterreicherinnen und selbst Deutsche befinden. Es wurde mir ein Fall erzählt, in dem ein Mädchen aus guter deutscher Familie, die als Gouvernante herübergekommen, gewaltsam in einem Hause der Praça do Rocio festgehalten worden war, von wo es bloß durch heimliche Flucht entkam. Als dann das Eingreifen des Polizeipräsidenten verlangt wurde, habe dieser mit einem übel angebrachten Scherze erwidert: „Que voulez-vous donc, il faut patroniser la colonisation.“ Und als dann doch schließlich weitere Untersuchungen angestellt wurden, habe es sich herausgestellt, daß der betreffende Hausbesitzer über ein Jahreseinkommen von 70 000 Mk. verfüge.

Aber es gibt noch seltsamere Dinge in Brasilien. Wie würde es eine deutsche Familie anmuten, wenn man ihr eines Morgens statt der gewohnten journalistischen Nahrung eine umfangreiche und recht hübsch gedruckte Zeitung vorlegte, in der sie statt der üblichen Anzeigen über leerstehende Wohnungen und stellensuchende Dienstboten lange Anpreisungen eines zum Verkauf ausgestellten Hausdieners, eines hübschen Negermädchens und ähnliches fände? Die Leute würden, meine ich, zunächst an einen Anachronismus denken, sie würden einmal nachsehen, ob das betreffende Blatt nicht etwa schon 10, 20, 50 oder 100 Jahre alt sei, und bei diesem Suchen würden wahrscheinlich allerlei Erinnerungen an den großen Bruder- und Sklavenkrieg der nordamerikanischen Freistaaten wieder aufgefrischt werden. Vielleicht auch möchte irgend ein Mitglied der Familie bemerken, daß die Sklaverei

heutzutage thatsächlich noch im ganzen Orient besteht; ein anderer aber würde dann wahrscheinlich einwenden, daß öffentliche Anpreisungen der zu verkaufenden Sklaven auf dem jedermann zugänglichen Anzeigenwege doch heutzutage weder in Konstantinopel noch in Kairo mehr zulässig sein würden. Englands Vorgehen gegen die Sklaverei, sowie der Krieg der amerikanischen Nordstaaten gegen die amerikanischen Südstaaten haben in der großen Menge der europäischen Bevölkerung die Ansicht verbreitet, daß es mit der Sklaverei in großen Zügen nun ein- für allemal vorbei sei, und die wenigsten stellen sich vor, daß sie in zwei großen Länderkomplexen Amerikas in allerausgedehntestem Umfange fortbesteht. In runden Ziffern ausgedrückt leben auf dem spanischen Cuba nnter einer Gesamtbevölkerung von 1 400 000 Seelen nicht weniger als 227 000, in Brasilien unter einer Gesamtbevölkerung von 10 Millionen Seelen nicht weniger als 1 ½ Millionen Sklaven.

Lassen wir nun Cuba beiseite und beschäftigen wir uns mit Brasilien! Dabei ist es unumgänglich, einerseits auch die allgemeine Arbeiterfrage, die mit der Sklavenfrage aufs engste verknüpft ist, zu beleuchten, andererseits zwischen der Arbeit in den Städten und der Arbeit auf dem Lande zu unterscheiden. Wer zum erstenmal und als Fremder nach Rio de Janeiro kommt, der wird zunächst den Eindruck gewinnen, als ob die große Aufgabe, europäische Energie und europäische Kultur auf die Tropen-Zone zu übertragen, hier in befriedigenster Weise gelöst sei. Er sieht, wie man auf dem Arbeitsmarkt von Rio bloß nach Leistungen und weder nach Freiheit oder Unfreiheit, noch nach Rassen oder Nationalitäten fragt, und wie demgemäß die niederen Arbeiten von Portugiesen und Italienern, von Mulatten und Negern in bunter Mischung und in seltener Brüderlichkeit verrichtet werden. Erst allmählich und beim weiteren Vordringen im Lande wird er gewahr, daß jenes Problem doch bloß in den Städten und selbst dort bloß äußerlich gelöst ist, daß abgesehen von der gegenüber dem großen Ganzen noch

recht geringfügigen Thätigkeit europäischer Kolonisten alle Landarbeit, namentlich beim Kaffeebau, noch von Negersklaven verrichtet wird, und daß bis zu diesem Augenblick niemand weiß, wer beim Aufhören der Sklaverei die bisherigen Arbeiter ersetzen soll.

Kehren wir jedoch nach Rio de Janeiro zurück und betrachten wir zunächst die „freie" Arbeit. Dabei treten uns zwei auffallende Thatsachen entgegen: erstens, daß im allgemeinen die Arbeit des Negers hier beinahe teurer zu stehen kommt als diejenige des Weißen; zweitens, daß letzterer zwar auffallend hohe und mit europäischen Verhältnissen gar nicht zu vergleichende Löhne erhält, dabei aber infolge der Teurung aller Lebensbedürfnisse doch bloß bei kluger Vorsicht zum Sparen befähigt ist. Zu all jenen Arbeiten, welche eine gewisse Körperkraft erfordern, ist der Brasilier kaukasischer Rasse einesteils seiner physischen Anlage gemäß nicht recht geeignet, anderseits hat die historische, volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des Landes ihn davon zurückgehalten. Die Verrichtung der niederen Arbeiten durch Europäer ist neueren Datums: Portugal stellt das größte Kontingent, Italien, namentlich in den letzten Jahren, ein stets wachsendes, auch finden sich in den wenigen Fabriken einige Engländer, sowie in der Stellung von Knechten und Dienstmädchen eine ganze Anzahl Deutscher aus den Kolonien. Die zahlreichen Mulatten werden Kutscher, Polizisten, Soldaten, für die eigentliche harte Arbeit aber scheinen sie sich doch weniger als Europäer und Neger zu eignen. Mit seltener Ausdauer und wahrscheinlich weit angestrengter als in ihrem eigenen Lande arbeiten hier die Portugiesen; sie gelten durchweg als überaus fleißig und sparsam. Nun aber eine auffallende Thatsache. Spaziert man durch irgend eine der Geschäftsstraßen von Rio, beispielsweise die Rua d'Alfándega, in der sich die meisten deutschen Kaufmannshäuser befinden, so wird man vom frühen Morgen bis zum Eintritt der Dunkelheit einzelne Neger Hüte flechtend oder sonstwie beschäftigt auf den Treppenstufen sitzen sehen. Die Phy-

siognomien werden einem bald bekannt, und zwar dies um so rascher, als die Leute alle recht höflich, freundlich und beinahe unaufgefordert zu jeder Auskunft bereit sind. Diese Neger vertreten die Stelle unserer Packträger, man ruft sie, wenn man ihrer bedarf, und sie sollen auf diese Weise durchschnittlich bis zu 6 Milreis (12 M.) täglich verdienen, also mehr denn irgend ein europäischer und selbst der bestgeschulte Arbeiter. Woher das? Nicht etwa weil diese Neger recht kräftig sind, denn ebenso muskulöse Leute findet man auch unter Portugiesen und Italienern, die auffallende Thatsache erklärt sich einzig und allein dadurch, daß diese Minas-Neger unter der ganzen Arbeiterbevölkerung von Rio das edelste, ehrlichste und vertrauenswürdigste Element darstellen. Wenn man — so sagten mir die Kaufleute — einem Portugiesen oder Italiener irgend welche Waren zur Beförderung übergibt, so ist man niemals sicher, daß er damit am Bestimmungsort anlangt, jenen Negern aber dürfte man ohne die geringste Besorgnis ein ganzes Vermögen anvertrauen; obwohl Arbeiter, sind sie Kavaliere ureigenster Art. Dabei bilden diese Leute, die im Gegensatz zur großen Menge der Negerbevölkerung Brasiliens Mohammedaner sind, eine Art von geschlossener Gesellschaft, die den Loskauf jener wenigen besorgt, die noch Sklaven sind. Zu ähnlichen Dienstleistungen, wie die oben erwähnten, die doch so gut bezahlt werden, sind meines Wissens niemals Deutsche verwandt worden, sie sind weder so fleißig und sparsam wie Portugiesen und Italiener, noch so ehrlich und vertrauenswürdig wie die Minas-Neger. Und um noch einmal auf die letzteren zurückzukommen, so geben die Weiber ihren Männern weder an herkulischem Körperbau noch an guter Haltung etwas nach. Beim Neger ist immer eine tiefsatte Farbe (sei sie nun schwarz oder dunkelbraun), eine Farbe ohne hellere Stellen oder hellere Punkte das Zeichen physischer Kraft und Gesundheit. Nun muß man diese braunschwarzen Obstverkäuferinnen mit klassischer Ruhe, wenn ich so sagen darf, klassischem Schnitt ihrer einfachen Gewänder, hier

haben sitzen sehen, um zu verstehen, daß es auch unter ihrer Rasse eine besondere Art von Schönheit und Majestät gibt.

So viel über die freie Arbeiterbevölkerung Rios und der übrigen brasilischen Städte. Sie umfaßt nahezu alle europäischen Arbeiter und fast alle durch Schenkung oder Loskauf freigewordenen Sklaven, die überhaupt in Brasilien leben, denn im Innern kommen europäische Arbeiter bloß als Kolonisten und Neger bloß als Sklaven vor. Auch in den Städten aber wird noch ein Teil der häuslichen oder sonstigen Arbeiten durch Sklaven verrichtet, und zwar ist hier das Vermieten der Sklaven sehr verbreitet. Es gibt dafür eigene Agenten und Vermietungsgeschäfte, ähnlich unsern Anstalten zur Vermittlung von Dienstboten, und ähnlich wie dort zahlt man hier den Agenten eine Vergütung (durchschnittlich 5 Milreis). Nun besitzen auch viele Deutsche, Engländer und Franzosen ihre Sklaven; um aber den Anschein zu wahren, erzählt man dem Fremden, sie seien gemietet. Soweit ich selbst zu beobachten im stande war, verrichteten alle diese städtischen Sklaven ihre Arbeiten unglaublich langsam, dabei waren sie schmutzig, ehrlich gutmütig und kindisch.

In jenem Privathotel, in dem ich zu Rio de Janeiro wohnte, leisteten junge Negersklavinnen die Dienste unserer Zimmermädchen, und zwar nicht weniger gut, wofür sie auch nicht weniger gut gehalten wurden. Wie viel Taschengeld die armen Dinger bekamen, damit wollte die Hausfrau nicht herausrücken, nur erzählte sie, daß es ihr bisher nicht gelungen sei, die Mädchen zu mehr als dem Besitz eines einzigen Hemdes zu bringen — es schien auch in der That, daß dieses ihr einziges Kleidungstück war —, weil alles, was darüber hinausginge, von den leichtsinnigen Kindern in Zucker oder sonstige Schnurrpfeifereien umgesetzt würde. Ich machte den Versuch und schenkte meinem Zimmermädchen einige Milreis: die Folgen waren entsetzlich, denn da gerade ein mir unbekanntes Kirchenfest spielte, so hatte das dumme Ding nichts

Eiligeres zu thun gewußt, als sich für den ganzen Betrag Feuerwerk anzuschaffen, ein paar Raketen und eine Unzahl von Springfröschen, die nun alle dicht unter meinem Fenster und um mein Fenster herum krepierend weder Arbeit noch Schlaf zuließen.

Ueber Patzigkeit und Unverschämtheit der Neger, seien sie nun Sklaven oder Freie, jene Charakterseite der coloured gentlemen, welche sich auf nordamerikanischem Boden in so ausgedehntem Maße breit macht, habe ich in Brasilien weder selbst zu klagen gehabt, noch andere Leute klagen hören. Ein Kind ist allerdings der Neger allerorten, aber in Brasilien bekundet sich das bloß ab und zu durch auffallende Eitelkeit, wie durch einige andere Eigentümlichkeiten, z. B. die, daß der Neger gern laut denkt, auch wenn er allein ist. Im übrigen ist er wohl unter der ganzen, so überaus ruhigen Bevölkerung von Rio noch das quecksilberähnlichste Element, doch alles in allem ein harmloses Geschöpf, das niemand etwas zuleide thut, das sich noch viel zu abhängig fühlt, um die komische Patzigkeit des nordamerikanischen Negers zur Schau zu tragen. Es bestehen ja auch zwischen der Stellung der Farbigen in Nordamerika und in Brasilien die tiefgreifendsten Unterschiede. In den Vereinigten Staaten sind alle Neger frei, aber sie bilden eine Kaste für sich und vermischen sich nicht mit den Weißen. In Brasilien dagegen ist der überwiegende Teil aller unvermischten Neger noch abhängig durch Sklaverei, das Gros der gesamten Bevölkerung aber bilden in diesem Lande, wo die Vermischung kaukasischen und äthiopischen Blutes einen so auffallenden Umfang angenommen, die in hundertfältiger Verschiedenheit vom grauschwarzen Neger bis zum gebräunten Kaukasier sich abstufenden Mischlinge. Zum Hervorkehren eines besonders abstoßenden Negercharakters ist also kein Feld vorhanden, den Sklaven wird das nicht erlaubt, und den übrigen, d. h. den Freien, steht bei weitem nicht in gleichem Grade wie in Nordamerika das Vorurteil der Kaste gegenüber.

Mißhandlung der Sklaven durch ihre Besitzer soll

vorkommen, im allgemeinen aber selten sein; jedenfalls werden die Schwarzen hier besser behandelt, als seinerzeit ihre Leidensgenossen im angelsächsischen Nordamerika. Der Brasilier, der selbst das Nichtsthun so hoch schätzt, läßt auch seinem Sklaven den Genuß von Sonn- und Feiertagen, er hat kein Interesse daran, daß der Sklave seine Kräfte frühzeitig aufreibt, weil er ihn ja später doch nicht gleich einem Pferde oder Maultiere beiseite schaffen kann, sondern bis zum natürlichen Tode verpflegen muß. Die Flucht von Sklaven ist nicht gerade selten, aber doch nicht so häufig, wie man erwarten sollte, trotzdem Sklavenjagden nordamerikanischen Stils hier niemals Sitte gewesen sind. Es wird eben dem geflohenen Neger nicht leicht, sich gleichzeitig versteckt zu halten und für die hinreichende Nahrung zu sorgen. In den Wäldern findet er die letztere nicht und so muß er schließlich doch immer wieder zu bewohnten Orten zurückkehren, wo er in den meisten Fällen sofort als überzählig aufgefaßt und von der Polizei zurückgesandt wird. Bis ganz vor kurzem figurierte unter den Anzeigen der Blätter von Rio de Janeiro, namentlich des Journal do Commercio, eine stetige Rubrik, die mit einem Hunde als darüberstehender Figur jene Art von Steckbriefen enthielt, welche zur Ergreifung der entlaufenen Sklaven aufforderten. Neuerdings hat sich in einem andern Teil der Presse Widerspruch dagegen erhoben, so daß man den Hund weggelassen und auch im übrigen die Form gemildert hat. Eine andere, jetzt schon verschwundene Sitte war die, daß abends durch Läuten eine gewisse Stunde angezeigt wurde, nach welcher sich kein Sklave ohne Erlaubnisschein seines Herrn mehr auf der Straße blicken lassen durfte. Die Polizei übt jedoch noch immer ihr Recht, jeden Schwarzen, den sie nächtlicher Stunde auf den Straßen erblickt, zu befragen und anzuhalten; es passierte beispielsweise dem freigelassenen (und sogar deutsch sprechenden) Hausneger einer mir befreundeten Familie, daß er, als man ihn abends zu einigen Besorgungen ausgesandt hatte, die Nacht auf einem Polizeibüreau verbringen mußte. Allzu

schwer würde den Negern das Entweichen trotzdem nicht werden, denn am Tage verkehren sie recht frei in der ganzen Stadt. Ebenso sind die meisten jener Bonbonsverkäufer, welche an den Haltestellen die Pferdebahnwaggons umlagern, noch Sklaven; ihre Ware ist von den Töchtern der brasilischen Besitzer verfertigt, die sich auf solche Weise ihr Taschen- und Nadelgeld erwerben. Diese Sklaven nun sind das lustigste Volk, das man sich denken kann, ihres Lachens und Plauderns ist kein Ende und von moralischem Druck, von Unwillen über ihre unfreie Stellung ist nicht das geringste zu merken.

Es ist den Sklaven ebenso wie seiner Zeit in Nordamerika oder wie im alten Rom gestattet, Privateigentum zu erwerben und, falls sie besonders energisch sind, durch Sonntagsarbeit ihren Loskauf anzubahnen. Besondern Wert aber besitzt diese Vergünstigung nicht, weil sie den Sklaven auf dem Lande kaum bekannt zu sein pflegt, und weil selbst in den Städten das etwanige Privateigentum der Sklaven ebenso schnell wie gewonnen auch wieder zerfließt. Trotzdem habe ich häufig, wenn ich mich durch den Mund eines portugiesischen Begleiters mit den Leuten unterhielt, die herzergreifendsten Schilderungen gehört, wie diese oder jene Frau sich losgekauft habe, wie aber ihre Kinder in der Sklaverei zurückgeblieben seien, und ähnliches mehr. Solche Erzählungen enden dann stets mit der bescheidenen Bitte um ein Almosen, welchem hinwiederum, falls es gewährt wird, endlose Danksagungen und Segenssprüche folgen. Alles darf man natürlich den Leuten nicht glauben; einiges mag wahr sein, aber mindestens ebensoviel ist erfunden. Wo immer man Neger trifft, in Afrika, in den Vereinigten Staaten oder in Brasilien, da bethätigen sie sich als ebenso große Lügner wie Schmeichler. Der Europäer, mit dem der Neger spricht, ist für ihn stets der beste und edelste aller Weißen, mit jenem angebornen Charakterzuge aber scheint die Vorstellung, daß jenem besten und edelsten Wesen nun auch eine Geschichte aufgebunden werden müsse, Hand in Hand zu gehen.

Die öffentliche Sicherheit wird in Brasilien durch das zahlreiche farbige Element nur wenig gefährdet. Entlaufene Neger mausen wohl ab und zu fremde Gärten und Höfe nach Hühnern und Früchten ab, alle frechen Einbrüche aber werden von Europäern, und zwar, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe von Italienern verübt. Selbst im Innern des Landes besitzen die Schwarzen — wenn auch ihr Katholizismus im übrigen mehr als oberflächlich sein mag — eine hinreichende Furcht vor Heiligen und Gespenstern, um vor ernsten Ausschreitungen zurückzuschrecken.

Was nun die Thätigkeit auf den „Fazenden" (den Gütern) anbelangt, zu welcher die überwiegende Menge aller in Brasilien vorhandenen Sklaven verwandt wird, so ist sie von der Stellung der städtischen Sklaven äußerst verschieden. Die Schwarzen arbeiten unter der Aufsicht roher Brasilier oder Portugiesen, sie schlafen nachts unter Schloß und Riegel wohlverwahrt in einem Flügel des Herrenhauses, und zwar die Unverheirateten und die sogenannten Verheirateten in gesonderten Räumen, und es würde einem fremden Besucher sehr übel vermerkt werden, wenn er sich in eine Unterredung mit den Leuten einlassen wollte. Die Arbeit, welche von den Schwarzen verrichtet wird, ist gerade auf den Kaffee-Fazenden, welche die überwiegende Mehrzahl bilden, nicht sonderlich schwer; auch wird von den Besitzern für Wohnung, Kleidung und Kost in ausgiebiger Weise gesorgt, wie die einen sagen, weil die guten Seiten des portugiesisch-brasilischen Charakters das mit sich brächten, wie die andern behaupten, weil die körperliche Gesundheit so wertvoller Objekte ebensosehr im Interesse des Besitzers liege wie diejenige seines Reitpferdes. Am besten stehen sich natürlich die sogenannten Haussklaven, deren Kinder mit denen der Fazendenbesitzer erzogen werden und Frauen und Töchtern als eine Art von artigem Spielzeug dienen.

Leidenschaftliche Anhänger der Sklaverei, wie sie seiner Zeit in den Südstaaten der Union die Mehrheit der weißen Bevölkerung ausmachten, gibt es in Brasilien

nicht. Man betrachtet die Sklavenfrage ganz und gar nicht von der politischen, sondern ausschließlich von der volkswirtschaftlichen, der finanziellen oder höchstens einmal hier und dort von der sozialen Seite. Was die letztere anbelangt, so verweisen viele Leute auf den entsittlichenden Einfluß der Sklaverei. Zunächst entwürdige es den weißen Arbeiter, wenn er mit einem Sklaven konkurrieren solle, dann aber werde durch die Sklaverei das Familienleben der weißen Sklavenbesitzer von Grund aus untergraben und ihre Rasse verschlechtert. Regelrechte Ehen, so setzte mir einmal ein aufgeklärter Fazendenbesitzer auseinander, seien unter den Schwarzen niemals geschlossen oder auch nur von ihren Besitzern gewünscht worden, und doch freuten die letztern sich über jede Vermehrung ihres lebendigen Eigentums. Wie aber müsse es auf das feinere Gefühl eines 16- oder 17jährigen weißen Mädchens wirken, wenn es seine schwarze Spielgefährtin, mit der es aufgewachsen und erzogen worden, in einem Zustand erscheinen sehe, wie er sonst bloß nach der Ehe einzutreten pflegt, wenn Vater, Mutter und Brüder sich darüber freuten und, was Vater und Brüder anbelangt, vielleicht noch ein engerer Zusammenhang gemutmaßt werden könnte.

Und ist denn, fragte ich, die Geistlichkeit niemals in dem eigenen Interesse einer Vergrößerung ihres Einflusses dagegen eingeschritten?

Nein, lautete die Antwort, und zwar das um so weniger, als Portugiesen und Brasilier viel zu ruhige, kluge und vorsichtige Leute sind, um jenen unverheirateten Herren den freien Zutritt in ihre Häuser und den Verkehr mit ihren Frauen und Töchtern zu gestatten. Die Geistlichkeit ist hierzulande ihrer allzutief stehenden Moral wegen vollkommen aus der Familie ausgeschlossen.

Um nun zur Geschichte des brasilischen Sklavenwesens überzugehen, so sei bemerkt, daß die Gründe für Einführung afrikanischer Neger, wie die Art des Sklavenhandels und der Sklavenverwendung in nichts von dem verschieden waren, was betreffs Nordamerikas in jedem

historischen Werke zu lesen ist. Brasilien bildet vom angelsächsischen und spanischen Amerika bloß insofern eine Ausnahme, als die eigenartigen Verhältnisse hier länger als dort die Beibehaltung eines dem Untergange geweihten Instituts sowohl verlangt wie ermöglicht haben. Noch im Jahre 1715 beim Abschlusse des Friedens von Utrecht bedang sich England von Spanien das Recht des ausschließlichen Sklavenhandels am La Plata aus; später aber schrieb England die Vernichtung des Sklavenhandels auf sein Banner, und so finden wir, daß die englische Regierung schon in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts auch an Brasilien mit ernsten Forderungen herantrat und der Hof von Rio de Janeiro sich im Jahre 1826 verpflichtete, keinen Sklavenhandel an den Küsten Brasiliens mehr zu dulden. Demungeachtet betrug die heimliche Zufuhr an Sklaven in den vierziger Jahren nach den einen 27—28000, nach andern Angaben 50—80000 Köpfe jährlich. Die brasilischen Schnellsegler spotteten der englischen Kriegsschiffe, welche die weite Küstenlinie ja doch nicht hinreichend absperren konnten, und die Zufuhr frischer Sklaven von Afrika her dauerte nur wenig vermindert bis zum Jahre 1851, als die Engländer anfingen, nicht mehr bloß zu drohen, sondern sich die Sklavenschiffe aus den brasilischen Häfen herauszuholen. Auch die letzte öffentliche Sklavenauktion mag vor etwa 25 Jahren stattgefunden haben.

Der nächste weitere Schritt war das aus Brasiliens eigener Initiative hervorgegangene Sklavenemanzipations-Gesetz vom 28. September 1871, welches seinen Ursprung dem damaligen Führer der Konservativen, dem vor einigen Jahren verstorbenen Marquis von Rio Branco verdankt. Dieses Gesetz befreite nicht etwa die Neger selbst, sondern bloß ihre Nachkommenschaft, und verbot des weiteren die Trennung der Familien durch Verkauf an verschiedene Personen. Wer von Sklaveneltern nach dem 28. September 1871 geboren ist, bleibt bis zum achten Jahre bei seiner Mutter; alsdann haben die Eigentümer der Eltern das Recht, das Kind entweder gegen Entgegennahme einer

kleinen Summe für Erziehungskosten (200 Milreis gleich 400 Mark) an die Findelhäuser des Staates abzuliefern, oder selbst die weitere Erziehung zu übernehmen und zum Entgelt dafür die Arbeitsleistung des betreffenden Individuums bis zu dessen 21. Jahre einzuheimsen. Nach jenem Gesetze also würden bloß noch Leute, die vor dem 28. September 1871 geboren sind, oder aber solche, die von Sklaveneltern abstammen, wenn ihre Herren es wünschen, bis zum 21. Jahre Sklavendienste zu verrichten haben. Nun gibt es aber zweierlei Ausleger des Gesetzes. Die einen gedenken die Sklaverei beizubehalten, bis der letzte als Sklave geborene Farbige gestorben ist, was also recht gut bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts dauern könnte, die andern, die gegenwärtig an Zahl noch kleine Partei der Abolitionisten, meinen, daß das Land seit jenem Gesetze auf der Bahn humaner Gesinnungen fortgeschritten und zu weitern, beziehentlich ergänzenden Maßnahmen reif sein müsse. Sie drängen um so nachdrücklicher auf weitere Schritte zur Sklavenbefreiung, als, wie sie sagen, selbst das Gesetz von 1871 niemals in seinem vollen und beabsichtigten Umfange durchgeführt worden ist. Man habe Kinder, die nach dem 28. September 1871 geboren seien, fälschlich und absichtlich noch als Sklaven ausgegeben, vor allem aber seien die Renten eines zum Sklavenloskauf bestimmten Emanzipationsfonds bis zu diesem Augenblicke für andere Zwecke verwandt worden.

Die Neger selbst scheinen, soweit ich mich darüber zu vergewissern vermochte, ihre Befreiung thatsächlich als ein schätzenswertes Gut anzusehen; ob sie später, wenn die ersten Nahrungssorgen, die ersten Folgen ihres angeborenen Leichtsinns, an sie herantreten, noch so denken werden, wird von einsichtigster Seite bezweifelt. Jedenfalls wäre im eigenen Interesse der Neger eine plötzliche und gänzliche Befreiung nicht zu wünschen gewesen, sie würde das größte Elend im Gefolge gehabt haben.

Dem Gesetze von 1871 folgte in den nächsten Jahren ein lebhafter Transport von Sklaven aus den Städten

nach den Kaffee produzierenden Gegenden. Früher kamen in den Straßen von Rio auf jeden Weißen drei bis vier freie oder unfreie Farbige, gegenwärtig stellt sich das Verhältnis nur noch wie 2 : 1, und dies rührt daher, daß man bei dem zunehmenden Arbeitermangel in den Kaffeebezirken die Verwendung von Haussklaven immer mehr einschränkt, ganz abgesehen von der italienischen Einwanderung, die alle Lücken in dem städtischen Arbeits- und Handwerksgetriebe ausfüllt. Um nun dem Negerhandel von einer Provinz zur andern, soweit dies ohne Verbot thunlich, zu steuern, ist von einigen Provinzen ein Zoll auf die Einfuhr von Sklaven gelegt worden, so in der Provinz Rio de Janeiro eine Abgabe von 1500 Milreis, in der Provinz São Paulo eine solche von 2000 Milreis für jeden bei der Polizei angemeldeten Sklaven. Dies hindert zwar nicht, daß sich in den abgelegeneren Provinzen allerlei zuträgt, was die Oeffentlichkeit scheut, wie denn am oberen Amazonenstrom ein schwunghafter Handel mit Indianer-Sklaven betrieben wird; alles in allem aber sind Sklaven zur Zeit etwas schwer verkäuflich und die Preise, wenn auch immer noch hoch, sind doch von der Stufe, auf der sie noch vor wenigen Jahren standen, um einiges herabgestiegen, und zwar dies nicht bloß wegen jener Zölle und Einschreibegebühren, sondern vor allem auch deshalb, weil niemand sicher zu sein glaubt, daß nicht etwa binnen Jahresfrist oder, falls es hoch kommt, binnen einem Jahrzehnt, weitere Schritte zur Sklavenbefreiung geschehen.

Vor 20 oder 25 Jahren war der Preis eines guten Arbeitsnegers nicht höher als 300, 400 und 500 Milreis (also 600, 800 bis 1000 Mark), vor einigen Jahren erreichten die Sklavenpreise mit 2 bis 2 1/4 Kontos (4000 bis 4500 Mark) ihre größte Höhe, und augenblicklich ist ein kräftiger junger Schwarzer schon wieder zu 1 1/2 bis 2 Kontos zu erstehen. Sklavenmärkte oder Auktionen gibt es nun allerdings nicht mehr, dagegen finden sich tagtäglich im Jornal do Commercio lange Listen der zu verkaufenden Schwarzen mit der Bemerkung, daß die be-

treffenden Individuen in der und der Straße und bei dem und dem Sklaven-Agenten besichtigt werden könnten. Wer einen Sklaven kaufen will, geht entweder selbst zu jenen Agenten oder schickt — weil das Gewerbe der Sklaven-Agenten doch auch hier schon für unanständig gilt — eine Vertrauensperson, um späterhin schriftlich sein Angebot einzureichen.

Einer meiner Bekannten in Rio de Janeiro gab mir, damit ich ganz inkognito jene Häuser besuchen könne, seinen Kammerdiener mit, aber was ich sah, war weniger interessant, als daß es den Wunsch in mir weckte, wenn ich Rothschildsche Mittel besessen hätte, das Los mancher dieser Unglücklichen zu bessern. Da war beispielsweise ein neunzigjähriger Greis, halbblind dazu, den man nur noch zum Drehen einer Mahlmühle gebrauchen konnte, und der für 30 Milreis (60 Mark) feilgeboten wurde. Der Loskauf wäre also sehr leicht gewesen, wie aber alsdann für die Zukunft des Armen sorgen, der, auf sich allein angewiesen, nimmermehr seinen Lebensunterhalt hätte verdienen können! Ein anderes Mal sah ich, wie einem jungen Negermädchen von seiner französisch-brasilischen Herrin ein Hemd oder Kleid angemessen werden sollte, dabei aber verfuhr die Dame etwas roh, riß den Kopf des Mädchens ungestüm herum, machte Scherze über die Häßlichkeit der Schwarzen und schnitt ihr schließlich einen Teil des vom Hinterkopf herunterfallenden Haares ab. Das verursachte bei dem Mädchen einen wahren Paroxysmus von Weinen, Geheul und Verzweiflung, denn das Abschneiden des Haares gilt unter den Sklaven für die größte Strafe und Schande.

Am besten wird übrigens der europäische Leser aus den Anpreisungen in öffentlichen Blättern über die heutige Art der Sklavenverkäufe urteilen können. Als Beispiel nehme ich die Nummer des Jornal do Commercio vom 14. Juli 1881. Darin heißt es:

Zu verkaufen ein kräftiger Schwarzer, zu jedem Dienste geeignet, gelernter Gärtner und Koch. Man wende sich Rua da Alfándega 180.

Zu verkaufen ein liebes und zahmes Schaf, besonders geeignet zum Spielen mit Kindern u. s. w.

Zu verkaufen ein nur wenig gebrauchtes Piano u. s. w.

Zu verkaufen eine reinliche Schwarze mit einjährigem Freigeborenen (ingenuo) und guter Milch, Amme, Köchin und Wäscherin.

Zu verkaufen ein 50jähriger Haussklave, der ein krummes Bein hat, sonst ganz kräftig ist.

Zu verkaufen eine hübsche, kleine Mulattin mit schöner Figur und Büste, zu allen häuslichen Dienstleistungen tauglich.

Zu verkaufen zwei Kühe mit Kälbern und ein Zuchtstier u. s. w.

Von derartigen in ähnlicher Weise durcheinandergewürfelten Verkaufsanzeigen enthält die betreffende Zeitungsnummer 53; vielleicht noch interessanter aber ist die Anzeige eines gerichtlichen Verkaufs, bei dem gleich die Preise der Sklaven mit angegeben sind. Nach den einleitenden Bemerkungen werden zum Verkauf ausgesetzt:

Floriano, Arbeiter, verheiratet, 4000 Mark (ich gebe die Preise der Kürze wegen nur in deutscher Währung); Isabel, 27 Jahre alt, verheiratet, mit den freigeborenen Kindern Maria und Ermentrada, 2600 Mark; Estevão, Kutscher, 40jährig, 4000 Mark; Rosa, ganz schwarz, etwas kränklich, 54jährig, verheiratet, 1200 Mark, nebst dem Freigeborenen Licurgo; Simplicio, Zimmermann, 43jährig, 4400 Mark; Dionisio, Hausdiener, 53jährig, 1000 Mark; Anselmo, 56jährig, Hausdiener, 800 Mark; Amador 54jährig, verheiratet, 1200 Mark; Marcolina, 24jährig, verheiratet, nebst dem Freigeborenen Miguel, 2600 Mark; Chrisogno, 56jährig, 300 Mark; Joaquim, 18jährig, ganz schwarz, Hausdiener, 3800 Mark; Antonio, Mischling, 25jährig, verheiratet, 4200 Mark; Luiz, Mulatte, verheiratet, 70jährig, 100 Mark; Innocenzia mit der Freigeborenen Ramira, 27jährig, Amme, 2400 Mark; Lucia, 50jährig, schwarz, gutmütig und reinlich 100 Mark; u. s. w.

Aus dem, was ich früher über den Verlauf der Sklavenbefreiung sagte, wird hervorgehen, daß sich, wenn inzwischen keine weiteren Ergänzungsgesetze gegeben werden, der erste Ausfall erst im Jahre 1892 bemerkbar machen wird, d. h. in dem Jahre, in welchem die erste Generation der Freigeborenen das Alter der Mündigkeit erreicht. Die große Zeitfrage für Brasilien ist nun die, wer die ausfallenden Arbeiter ersetzen soll. Früher dachte

man sehr stark an europäische Einwanderung und hat thatsächlich, wenn auch zum überwiegenden Teil in verfehlter Weise, große Summen dafür geopfert. Der großen Menge aller Brasilier ist es aber um die Einwanderer als solche und um die volkswirtschaftliche Entwicklung des Landes nur wenig zu thun, sie möchten im Gegenteil bloß Arbeiter, die ihre Güter bewirtschaften, und in diesem Sinne werden denn doch europäische Einwanderer niemals die Stelle der Neger vertreten. Wenn man also die Einwanderung auch nach wie vor zu begünstigen gewillt ist, so haben doch die schlechten Erfahrungen, die man in der Provinz Paranà mit den russischen Mennoniten gemacht (der Versuch kostete 5000 Kontos), den Entschluß begünstigt, die Einwanderung fortab nicht mehr direkt zu unterstützen. Anstatt dessen ist 1880 durch Entsendung eines Kriegsschiffes nach China und Abschluß eines Vertrages der Versuch gemacht worden, Kulis herbeizuziehen. Schon jetzt sind einige Hundert Chinesen in Brasilien beschäftigt, auch spricht man noch immer von großen Massennachschüben, von Verträgen, die dieser oder jener Fazenden-Besitzer abgeschlossen haben soll und dergl., wahrscheinlich aber wird der Versuch — wie so vieles andre in Brasilien — ein Versuch bleiben, einerseits weil man von brasilischer Seite zwar viel redet und plant, aber nicht die hinreichende Energie entwickelt, anderseits weil die Chinesen gar keine besondere Neigung zur Auswanderung nach Brasilien an den Tag legen.

In dritter Linie wird sehr häufig die Frage aufgeworfen: Werden nicht die Neger auch nach der Emanzipation freiwillig arbeiten? Mir scheint es, daß man hierauf noch am meisten vertraut, trotzdem die Südstaaten der Union kein hoffnungerweckendes Beispiel aufweisen. Ein Fazenden-Besitzer soll schon mit gutem Erfolge seine Kaffeepflanzungen gegen Teilung des Ertrags durch freie Neger bearbeiten lassen, wobei natürlich, falls der Versuch sich bewährt, viele Aufseher und viel kostspieliges Verwaltungspersonal erspart würden. Alles in allem aber glaubt man nicht recht an den Erfolg der freien Neger-

arbeit. Ein erschwerender Umstand ist die schlechte Erziehung, die gerade infolge des Emanzipationsgesetzes neuerdings den Negerkindern zu teil wird. Der Staat hat fast gar nicht für die Aufnahme von Kindern gesorgt, zu der er sich doch bereit erklärt hatte; die Sklavenbesitzer aber haben kein eigenes und persönliches Interesse daran, was aus der jüngeren und freigeborenen Sklavengeneration wird, ausgenommen das Interesse, dieselbe bis zum 21. Jahr so tüchtig als möglich arbeiten zu lassen. Und auch wenn Wappäus meint, die aus Afrika eingeführten Sklaven hätten in Brasilien Kulturfortschritte gemacht, so muß ich das nach eigener und fremder Beobachtung entschieden bestreiten.

Es ist mir aus der Geschichte nur ein Fall bekannt, wo die Sklavenbefreiung ohne große wirtschaftliche oder politische Umwälzungen vor sich gegangen, und dieser Fall ist derjenige der Holländer in Ostindien. Auf Java und anderen Sunda-Inseln hat man es verstanden, die Sklaverei durch Frohndienste und Zwangsanbau des Kaffees zu ersetzen; was aber mit den fügsamen, materiellen und durch Jahrhunderte zur Arbeit erzogenen Malayen möglich war, ist meines Wissens noch niemals mit Negern durchgeführt worden. Wenn also auch viele Leute das brasilische Emanzipationsverfahren tadeln, wenn die einen auf die lange Zeit hinweisen, die bis zur vollständigen Durchführung verfließen wird, die andern auf die Unzweckmäßigkeit und die Fehler des eingeschlagenen Verfahrens, so habe ich doch noch von niemand gehört, daß er ein besseres Mittel, einen besseren Weg, um das Ziel zu erreichen, anzugeben gewußt hätte.

Wenn schon jetzt die brasilischen Finanzen seit langen Jahren mit einem Defizit rechnen, wie soll es alsdann erst werden, wenn die ersten Wirkungen des Emanzipationsgesetzes sich fühlbar machen? Von Brasiliens Staatseinnahmen bilden Ein- und Ausfuhrzölle 70 Prozent; 97 ½ Prozent der Ausfuhr aber entfallen auf Kaffee, der einstweilen bloß an ein paar verlorenen Ecken durch europäische Ansiedler, in seiner überwiegenden Menge da-

gegen durch Sklavenarbeit gewonnen wird. Die meisten, namentlich die Kaufleute sehen der Zukunft mit trüben Ahnungen entgegen, während andre von den bevorstehenden Umwälzungen zum allgemein menschlichen Besten eine Wiedergeburt Brasiliens erwarten, indem die brasilischen Großgrundbesitzer, welche jetzt vielfach die Rolle des auf dem Heu liegenden Hundes spielen, alsdann entweder selbst zu größerer Thätigkeit angespornt werden, oder anderen und energischeren Kräften Platz machen würden.

Viertes Kapitel.

Ein demokratisches Kaiserreich.

(Moritz von Nassau und der Kampf um die Herrschaft in Brasilien. — João VI., Dom Pedro I., die Regentschaft und Dom Pedro Segundo. — Krieg gegen Rosas, Revolution in Rio Grande und Paraguay-Krieg. — Verfassung, Kaiser, Ministerien und Kammern. — Die bescheidene Wohnung des bescheidensten Herrschers. — Eine Audienz bei Sr. Majestät. — Die Thronfolge und die Hoffnungen der Republikaner. — Unerhörte Zügellosigkeit der Presse; man nennt den Kaiser eine Kanaille. — Die Beamten versprechen viel und halten wenig. — Heer, Finanzen, Zölle und Industrie. — Die Alfándega und ihre Bedeutung. — Deutsche Interessen in Mittel-Brasilien. — Einige Fingerzeige für den deutschen Handel, die der Nicht-Kaufmann überschlagen sollte. — In ganz Brasilien leben etwa 200 000 Deutsche.)

Brasilien verdankt seine Entdeckung dem Zufall: am 22. April 1500 landete Pedro Alvarez Cabral, der Befehlshaber einer portugiesischen Flotte, in der heutigen Provinz Espiritu Santo und nahm, wie das damals Sitte war, das Land für seinen König in Beschlag. Da aber Portugal all seine Kräfte auf die weit höher geschätzten Besitzungen in Ostindien wenden mußte, so dauerte es noch 53 Jahre, bis gleichzeitig mit den ersten Zuckerpflanzungen eine Erstlings-Kolonie angelegt wurde, nachdem vorher schon weite Länderstrecken an Leute verschleudert worden waren, die sich angeblich um den Staat und die Entdeckung besonders verdient gemacht hatten. Daß nun in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum dreier Jahrhunderte ein Volk von wenigen Millionen dies weite Reich

zu kolonisieren vermochte, wird für alle Zeiten eine bemerkenswerte Thatsache bleiben und sollte auch von uns Deutschen, die wir in Kolonialdingen so ängstlich unsere Kräfte abwägen, gewiß nicht übersehen werden. Man sandte Verurteilte hinaus, eine Anzahl Juden und Franzosen kam aus freien Stücken, dann folgte die Inquisition, es folgten die Jesuiten, deren Indianer-Missionen am Uruguay und Paraná sich von 1552 bis zu Pombals Auftreten eines großartigen Erfolges erfreuten, und aus all diesen verschiedenen Elementen bildete sich im Kampfe mit Natur und Indianern, sowie bald auch mit Franzosen und Engländern eine dünn gesäte Kolonialbevölkerung heran, als deren energischste, wenn auch gewaltthätige Vertreter während eines vollen Jahrhunderts die „Paulistas", die Einwohner der heutigen Provinz São Paulo u. s. w. gegolten haben.

Und doch hat es eine Zeit gegeben — es war just die Zeit unseres dreißigjährigen Bruderkrieges —, als Portugals Herrschaft in Brasilien an einem Haare hing, als es sich darum handelte, daß das lusitanische Volk seine beiden großen Kolonialreiche an eine andere Nation verlöre, die ebensowenig zu den zahlreichsten wie zu den mächtigsten in Europa gehörte. In Holland hatte sich eine westindische Kompanie gebildet, welche unter Billigung und im Auftrage der Regierung die Ausführung kühner Eroberungspläne übernahm und sich mit vielem Glücke im Norden Brasiliens festzusetzen verstand. Die unglückliche Schlacht in Marokko (4. Aug. 1578), bei der König Sebastian Reich und Leben verlor, führte Portugal nach dem Tode des Kardinalkönigs Heinrich unter spanisches Joch, dem es bis zum 1. Dezember 1640 gehorchte. Als Führer der Holländer reihte damals von Nassau, ein Verwandter des Statthalters Moritz, Sieg an Sieg, und hätten nicht schwächliche Befürchtungen die Abberufung des genialen Heerführers veranlaßt, so würde die Dynastie der Braganzas ihre Krone nimmermehr mit dem Lorber der Rückeroberung Brasiliens umwunden haben. Schon die Spanier hatten den Hollän-

dern einige fühlbare Schläge beigebracht, noch thatkräftiger zeigte sich das brasilische Volk unter einem Stück von Nationalhelden namens Vieira, 1648 entschied die Schlacht von Guararabi das Schicksal des Landes und mit der Einnahme Pernambukos am 27. Januar 1654 mußte auch der letzte Holländer den Boden Brasiliens verlassen.

Ein längerer Frieden war damals keiner einzigen Kolonie beschieden. Auf eigene Faust hin hatten französische Auswanderer, namentlich Hugenotten, in Brasilien selbständige Ansiedlungen gegründet, die nach und nach von den portugiesischen Brasiliern erobert und mit grausamster Konsequenz vernichtet wurden. Das führte hinwiederum zu einem privaten, aber vom Staate unterstützten Kriegszug der Franzosen, die unter Duguay Trouin 1711 nach einem heftigen Bombardement Rio de Janeiro einnahmen, aber gegen Lösegeld wieder abzogen. Erst der Friede von Utrecht (11. April 1713) regelte das Verhältnis zu Frankreich, ebenso wurden 1778 durch einen besondern Vertrag mit Spanien alle Streitigkeiten über die Südgrenze ausgeglichen. Inzwischen waren seit Pombals Allgewalt (1750) die Jesuiten aus dem Lande vertrieben worden, und man hatte den Regierungssitz von Bahia nach Rio de Janeiro verlegt.

Die Weiterentwicklung Brasiliens hätte sich wahrscheinlich in ähnlichen Bahnen bewegt, wie diejenige von Spanisch-Südamerika, wenn nicht eine kluge Politik rechtzeitig die Bedeutung des dereinstigen Kaiserreiches für die Dynastie geahnt hätte. Mächtiger jedoch als diese Politik erwiesen sich die Verhältnisse. Als Napoleons Truppen im Anmarsche auf Lissabon waren, forderte der Befehlshaber eines im Tejo ankernden englischen Geschwaders den gutmütigen, aber schwachen König João VI. auf, entweder die portugiesische Flotte unter englischen Oberbefehl zu stellen oder aber sofort mit ihr nach Brasilien abzusegeln. König Johann wählte das letztere und schiffte sich am 29. November 1807 in Lissabon ein. Brasilien bekam jetzt eine selbständige Regierung, es wurde Königreich, und als längst schon der letzte französische Soldat

den Boden Portugals verlassen hatte, bestand noch jahrelang die eigentümliche Thatsache, daß das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie recht eigentlich umgedreht war.

In Europa begann das Zeitalter der Schwärmerei für Verfassungen, die in Brasilien ein lebhaftes Echo fand. Eine Truppenmeuterei kleinsten Stils leitete jene Unruhen ein, die, in kluger Weise von dem ehrgeizigen Kronprinzen Dom Pedro benutzt und unschädlich gemacht, am 26. April 1821 zur Uebersiedlung des Königs nach Lissabon führten. Dom Pedro blieb als Regent zurück; da aber die portugiesischen Kortes in nichts weniger als freiheitlicher Gesinnung die große Kolonie zu ihrer früheren Stellung zurückzuführen trachteten, so entschloß er sich am 7. September 1822 auf einer Reise durch die Provinz S. Paulo zu dem bedeutsamen Schritt, die Unabhängigkeit Brasiliens zu verkünden. Am 1. Dezember 1822 folgte die Kaiserkrönung, 1824 der Schwur auf die Verfassung und 1825 der endgültige Friede mit Portugal. Sonst war die Regierung des energischen (aber in diesem demokratischen, auf Volksgunst aufgebauten Reiche doch ziemlich machtlosen) Kaisers nur noch bemerkenswert durch den Krieg gegen die argentinische Republik, der am 27. Aug. 1828 zur Lostrennung der Banda Oriental führte. Dom Pedro I. hatte nach und nach die Volksgunst, die ihm früher so reichlich zu teil geworden, durchaus eingebüßt. Als er seine Stellung für gänzlich unhaltbar ansah, dankte er am 7. April 1831 zu gunsten seines Sohnes, des jetzigen Kaisers, ab und schiffte sich nach Lissabon ein, um seiner Tochter Maria da Gloria, zu deren gunsten er auf das Erbfolgerecht in Portugal verzichtet hatte, im Kampfe gegen ihren Oheim Dom Miguel beizustehen.

Der verbitterte Kaiser überlebte bloß um 3½ Jahre seinen Sturz, sein Nachfolger aber, der am 2. Dezember 1825 geborene Sohn einer österreichischen Erzherzogin, wuchs unter der Leitung einer vielfach wechselnden Regentschaft heran und wurde bereits am 23. Juli 1840

für mündig erklärt. Wenige Jahre später (1843) begann ein mehrjähriger Bürgerkrieg, jener erste Versuch der Provinz Rio Grande do Sul, Republik zu spielen, an dem sich auf beiden Seiten mit größerer Erbitterung auch die deutschen Kolonisten beteiligten — eine der interessantesten Epochen aus Brasiliens Neuzeit, deren in weiteren Kreisen gänzlich unbekannte Geschichte erst noch geschrieben werden soll. Weit mehr hat der blutige Paraguay-Krieg von sich reden gemacht. 1864 begann der Zwist mit Lopez, dem Diktator von Paraguay, der, seine Kräfte überschätzend, von einem halbindianischen Kaiserreich geträumt zu haben scheint, 1864 schlossen sich Argentinien und Uruguay an und von 1865 bis 1870 dauerte jenes verzweifelte Ringen, das mit Lopez' Tode, mit der Vernichtung eines der tüchtigsten Völker von Südamerika und einer gänzlichen Zerrüttung der brasilischen Finanzen endete. Brasilien aber hatte gezeigt, daß es, wenn auch mit ungeheuren Geldopfern, so doch ebenso gut wie Nordamerika seine Soldaten auf die Beine zu bringen vermöge; erst 1876 verließen die letzten Brasilier das unglückliche und gänzlich verwüstete Paraguay. Unter den Ereignissen der inneren Politik sind das bereits näher besprochene Sklaven-Emanzipationsgesetz von 1871 sowie das neue Wahlgesetz von 1879 am wichtigsten, welch letzteres die direkte Wahl an die Stelle der indirekten setzt und durch das Hilfsmittel der Naturalisation auch die Fremden ohne Ausschluß der Nichtkatholiken zur Wahlfähigkeit zuläßt.

Die Verfassung Brasiliens datiert vom 22. März 1822 und wird mehr in Worten gepriesen als in Thaten hochgehalten; ob sie in praktischer Hinsicht ebenso nützlich wie in theoretischer schön ist, dürfte zu bezweifeln sein. Nun betrachte ich es durchaus nicht als meine Aufgabe, dem Ideengang ihrer Urheber nachzuforschen, alles folgende soll nichts weiter sein, als eine flüchtige Skizzierung des brasilischen Staatsgetriebes, wie es sich dem Auge des fremden Besuchers darstellt. Was zunächst die Stellung des Kaisers anbelangt, so lauten die Ansichten der

Brasilier, mit denen ich darüber sprach, sehr verschieden. Meine persönliche Ansicht geht dahin, daß die natürlichen Verhältnisse zum großen Heil des Landes mächtiger gewesen sind, als der Buchstabe der Verfassung. Sie haben dem Kaiser eine weit größere Macht gegeben, als das aus nordamerikanischen, aus französischen und portugiesischen Freiheitsideen zusammengestoppelte Staatsgrundgesetz ihm zugesteht. So wenig Ehrfurcht das Volk im Privatleben dem anspruchslosen Manne entgegenbringt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Dom Pedro II. nicht bloß repräsentiert, sondern, ohne daß die Leute sich dessen anscheinend bewußt sind, im vollsten Sinne des Wortes regiert. Die Gründe dafür sind einerseits in des Kaisers Bescheidenheit und klug berechnender Zurückhaltung, anderseits in dem von wenigen hinreichend gewürdigten Uebergewicht zu suchen, welches seine niemals angezweifelte Uneigennützigkeit ihm über ein ganzes Heer kleinlich-egoistischer Politiker verleiht.

In diesem Lande, wo die Verleumdung zu einem seltenen Raffinement ausgebildet ist, hat dem Kaiser doch niemals ein politisches oder persönliches Vergehen vorgeworfen werden können, das vor einer strengeren Kritik standgehalten hätte. Trotzdem wird — ich bin stolz zu sagen, daß dies meines Wissens niemals von einem Deutschen geschehen ist — genug auf den Kaiser geschimpft. Man wirft ihm vor, daß er nach wohlfeiler Popularität hasche, daß er, der alles zu wissen glaube, nur wenige Dinge von Grund aus verstehe, sowie schließlich, daß er, in falscher Berechnung alle tüchtigeren Politiker und unabhängigen Geister abnutzend, einerseits die öffentliche Moral, das Vertrauen in Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit untergrabe und anderseits seine eigene Dynastie gefährde. Dem gegenüber dürfte es nicht schwer sein, zu beweisen, daß der Kaiser, der ja keineswegs absolut, sondern bloß deshalb herrscht, weil er sich noch stets als der weiseste und besonnenste Mann seines Landes bewiesen hat, daß also Dom Pedro II. noch in allen Fragen von Wichtigkeit seinen mächtigen Einfluß für das Gute und

Edle in die Wagschale geworfen hat. Irren kann sich natürlich ein jeder, und auch Dom Pedro hat sich unzweifelhaft in manchen von ihm protegierten Persönlichkeiten geirrt; anderseits aber sind mir mehrere Fälle bekannt, in denen es bloß des Kaisers überlegener Weisheit zu danken war, wenn Leute von wahrem, von bescheidenem und auf den ersten Blick nicht gewürdigtem Verdienst trotz aller Anfechtungen und allen Wechsels der Parteien jahrzehntelang in ihren Aemtern verblieben. Dom Pedro ist ein Fürst, auf den Brasilien mit vollstem Recht stolz sein dürfte, und darum berührt der allgemeine Mangel an Ehrfurcht alle diejenigen aufs peinlichste, die von Europa her ein höheres Maß von Achtung für das Achtungswerte mitgebracht haben. Einige Leute behaupten zwar, es sei ebenfalls nichts weiter als kluge Berechnung, wenn der Kaiser jenen Mangel an Achtung dulde. Er fürchte nämlich, daß, sobald er auffälliger hervortrete, die Macht des Neides sich stärker erweisen werde, als seine Dynastie. Darüber will ich mir ein Urteil nicht anmaßen, dagegen glaube ich, daß einige Notizen über das Privatleben des Kaisers auch für europäische Leser von Interesse sein werden.

Zu Zeiten der portugiesischen Vizekönige und selbst noch während der Regierung Dom Pedros I. ist zeitweilig in dem mehr als bescheidenen und beinahe elenden Palast an der Rua Direita (mitten im Geschäftsviertel der Stadt) Hof gehalten worden, gegenwärtig aber wird dieses Gebäude nicht benutzt, und Dom Pedro II. lebt bescheidener als mancher Privatmann in dem von Johann VI. erbauten Palast von San Christovão, den er blos während der heißesten Sommermonate mit dem kühlen Petropolis vertauscht. Man fährt mit der Pferdebahn hinaus — für den Privatgebrauch der kaiserlichen Familie befindet sich dort auch eine Station der Pedro-Segundo-Eisenbahn — und findet auf hübscher Anhöhe nicht mehr und nicht weniger als ein stilloses Landhaus mit schöner Vorderfassade. Das seltsamste aber ist bei diesem Wohnsitz eines so liebenswürdigen und ver-

ständigen Herrschers die unangenehme Nähe des Schlachthauses, die infolge der unverwüstlichen Neigung des Brasiliers, allen Unrat dort liegen zu lassen, wo er gerade liegt, eine ganze Kolonie von Aasvögeln herangezogen hat. Man sieht, auch ein so herrlicher Aufenthaltsort wie Rio besitzt seine Schattenseiten, leider allzu viele, die nur die Undankbarkeit und mangelnde Einsicht des Menschen mit sich gebracht; denn die Natur hat hier mehr und hundertmal mehr geleistet, als man anderwärts von ihr zu erwarten gewohnt ist. Warum aber, fragt man sich, mußte bei der Auswahl des Platzes für einen kaiserlichen Palast gerade eine Stelle gewählt werden, die vielleicht im ganzen Umkreis die am wenigsten liebliche ist?

Auf mehrere Kilometer im Umkreis dehnt sich eine Art von verwildertem Park aus, in dem die Hütten einiger Hundert schwarzer und brauner Zugehörigen des Palastes, außerdem der einfache Marstall und einige andere Baulichkeiten versteckt sind. Der Marstall mag etwa fünfzig kleine und mittelgroße Pferde, sowie ebenso viele Maultiere enthalten; außerdem sah ich in Käfigen ein paar Unzen (brasilische Tiger), Affen und ähnliches mehr. Nähert man sich dem Palaste, so wird man von den braunen Soldaten, die in sehr unkriegerischem Aufzug dort Wache halten, weder befragt noch im geringsten beachtet. Frei mag man durch irgend eine Thür, falls sie offen ist, hineintreten, und wenn man eine Audienz wünscht, mag man lange nach irgend einem Bedienten suchen, der die nötige Meldung macht. Es existiert in diesem Punkte eine Erzählung, deren Wahrheit von glaubwürdiger Seite verbürgt wird, und die auch nicht originell genug ist, um erfunden zu sein. Ein ausländischer Eisenbahn-Unternehmer habe in Petropolis alle Korridore vergeblich nach einem Kammerdiener durchsucht und schließlich an die erste beste Thür geklopft. Daraufhin habe ein hochgewachsener Herr die Thür geöffnet und auf die Frage des Eisenbahnmannes erwidert: „Der Kaiser, ja, das bin ich.“ Soviel ist sicher, daß unter allen lebenden Fürsten europäischen Blutes keiner in gleichem Maße

wie Dom Pedro II. jedwedem seiner Unterthanen zugänglich ist. Der Kaiser erteilt Samstags Generalaudienz im vollsten Umfange des Wortes, aber auch an allen übrigen Tagen empfängt er, wenn nicht besondere Gründe dies verhindern, gegen 5 oder 6 Uhr einen jeden, der nur im geringsten seine Berechtigung zu solcher Ehre nachzuweisen vermag.

Mir wurde am 13. Juli die Auszeichnung zu teil, Sr. Majestät durch den Admiral Visconde de Tamandaré vorgestellt zu werden, an den ich von hervorragender Seite empfohlen war. Im Wartezimmer saßen einige Damen, die ihre Bittschriften recht augenfällig in der Hand hielten. Von dort geleitete man mich über eine Freitreppe zu einem mächtigen, mit Gemälden geschmückten Saal, wo man mich einen Augenblick warten ließ. Während ich noch mit der Enträtselung des ersten dieser Gemälde beschäftigt war, winkte mir schon von der andern Seite des Saales ein Bedienter, auf die nach dem Hofe hinausführende Balkongalerie hinauszutreten. Am andern Ende dieses Ganges stand der Kaiser, der mit dem Visconde de Tamandaré sprach. Se. Majestät trat auf mich zu und befragte mich während einer vollen Viertelstunde in französischer Sprache über Zweck und Aufgabe meiner Reise. Gekleidet war der Kaiser so, wie ich ihn auch im Theater, auf der Straße und bei anderen Gelegenheiten gesehen, d. h. in schwarzem Gehrock, schwarzen Beinkleidern und weißer Pikee-Weste. Hochgewachsen, breitschulterig, von guter Haltung, mit weißem Haar und weißem Bart, würde er ausschließlich den Eindruck imponierender Majestät erweckt haben, wenn nicht die schönen Züge etwas unbeschreiblich Liebes und Edles, von unleugbarer Herzensgüte Zeugendes besessen hätten. Dabei ist es des Kaisers Gewohnheit, in der Unterhaltung ganz dicht an denjenigen, mit dem er spricht, und falls man einen Schritt nach rückwärts macht, abermals heranzutreten, was denjenigen, der das nicht vorher weiß, im Anfange ein wenig aus der Fassung zu bringen pflegt. Beim Abschiede reichte mir der Kaiser die Hand und

äußerte den Wunsch, daß ich, wenn meine Reise mich nach Rio de Janeiro zurückführen sollte, ihn abermals besuchen möge.

Hoffeste, Hofbälle oder dergleichen gibt's in Rio de Janeiro nicht, sondern bloß einmal am Geburtsfeste des Königs von Portugal, der des Kaisers Neffe ist, ein Festessen. Auch ist die kaiserliche Küche mehr als einfach; Silbergeschirr findet man im Palaste nur wenig, einen Weinkeller gar nicht, dafür aber große Vorräte an dem billigsten Landesprodukt, dem Kaffee. Dabei hat nicht etwa die Kammer des Kaisers Zivilliste so arg beschnitten, sie würde im Gegenteil nur wenig dagegen einzuwenden haben, wenn Dom Pedro sich an der aristokratischen Bai von Botafogo einen besseren Palast bauen wollte, er selbst aber legt sich aus eigenem freien Willen diese spartanische Zucht auf. Privatvermögen besitzt der Kaiser ohnehin nicht, auf ein Viertel der an sich nicht großen Zivilliste aber hat er zu gunsten der Staatsfinanzen verzichtet. Das hindert nicht, daß sich zuweilen große Mengen von Bettlern im Palaste versammeln, an die alsdann der Kaiser großmütig verteilt, was immer er bei sich hat. Es heißt sogar, er habe ein paarmal, als seine eigenen Taschen erschöpft waren, von den hinter ihm Stehenden kleine Summen entliehen. Ein Todesurteil hat Dom Pedro niemals unterzeichnet, obwohl er damit dem Lande und der Gerechtigkeit gewiß einen sehr zweifelhaften Dienst erwies. Bekannt ist des Kaisers Vorliebe für wissenschaftliche Studien, für die Marine hegt er persönlich ein größeres Interesse als für das stehende Heer, und wenn er sich einmal öffentlich in Uniform zeigt, so ist es ganz gewiß diejenige eines Admirals. Rechnet man dazu eine ausdauernde Arbeitskraft, einen Feuereifer, der ihn z. B. alle Routen für die große Reise von 1871 bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ausarbeiten ließ, sowie schließlich eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, so hat man ein Bild des Kaisers von Brasilien, soweit sich dergleichen ohne näheren Umgang überhaupt aufstellen läßt. Neuerdings spricht man

vielfach von einer beabsichtigten Weltreise des Kaisers, man spricht auch von einem Besuch der Provinz Matto Grosso, der sich nur vermittelst eines gleichzeitigen Besuches im republikanischen Buenos Aires — und das ist ein heikler Punkt — durchführen ließe.

Eigentümlich steht es in Brasilien mit der Thronfolge. Des Kaisers Söhne starben als Kinder, daher ist seine älteste Tochter, die mit dem Comte d'Eu (dem brasilischen Generalissimus und Enkel Louis Philippes) vermählte Prinzessin Isabel, die rechtmäßige Erbin des Thrones und zwar dies um so mehr, als sie am 15. Okt. 1875 einem Sohne, dem Prinzen Dom Pedro, das Leben gegeben hat. Nun hat sich aber diese Prinzessin, die, wie die Fama mit Recht oder Unrecht berichtet, ein wenig sehr unter der Herrschaft der Kirche stehen soll, keinerlei Sympathien in einem Volke zu erwecken gewußt, das im Grunde genommen nichts weniger als bigott ist. Weit beliebter war ihre Schwester, die 1871 zu Wien verstorbene Prinzessin Leopoldina, die mit einem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha (dem Großadmiral der brasilischen Flotte) vermählt war und (außer drei später geborenen Prinzen) schon am 19. März 1866 einen Sohn, der ebenfalls Dom Pedro heißt, gebar. Der Comte d'Eu weilt augenblicklich auf Urlaub in Frankreich, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha mit seinen beiden jüngsten Kindern in Wien; die Erziehung der drei anderen Prinzen aber, namentlich die Uebung im Deutsch-, Französisch- und Englisch-Sprechen, wird vom Kaiser selbst — der für Unterrichtswesen das größte Interesse zeigt — mit besonderer Sorgfalt überwacht.

Daß die Vorteile, welche Brasilien durch seine monarchischen Staatseinrichtungen vor den spanischen Republiken Südamerikas voraus hat, nicht allgemein gewürdigt werden, dafür möge folgende Unterredung mit einem namhaften brasilischen Politiker und Streber Zeugnis ablegen.

„Nicht wahr," so begann mein Bekannter die Unterredung, „Köln gehört neuerdings auch zu Deutschland?"

„Ganz gewiß," erwiderte ich," und zwar seit tausend und so viel Jahren."

„Ah! Aber haben sich denn die Annektierten in ihr Los gefunden, wird nicht Deutschland bei der nächsten Gelegenheit wieder auseinanderfallen?"

„Keine nationale Staatenbildung der Erde steht auf mächtigeren Grundlagen."

„In der That! Das gleiche kann man nicht eben von Brasilien behaupten."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil wir zwar eine routinierte und verhältnismäßig mächtige Zentralregierung, aber keine Nation in höherem Sinne haben. Hinter uns stehen, als einziger nationaler Rückhalt, jene vier Millionen Portugiesen, die mit uns die gleiche Sprache sprechen — der Zahl nach viel zu wenig für ein so weites Reich. Unter den zehn Millionen Bewohnern dieses Landes überwiegt aber, soweit sie nicht Sklaven oder Wilde sind, bei mehr als der Hälfte das Neger- oder Indianerblut."

„Und was leiten Sie daraus ab?"

„Daß wir in nicht allzu ferner Zeit zwanzig Republiken haben werden, denn die materiellen Interessen der einzelnen Provinzen sind allzu verschieden, das nationale Band ist nicht stark genug, als daß sie auf die Dauer zusammenbleiben könnten."

„Wenn ich Sie recht verstehe, so wären Sie also Republikaner."

„Ich bin es, aber nicht ich allein, sondern große und zahlreiche Parteien.

„Und wie ist das möglich in einem Lande, das sich eines so vortrefflichen Herrschers erfreut, in einem Lande, das alle Vorteile einer in ruhigen Bahnen verlaufenden Entwicklung seiner Monarchie verdankt?"

„Dom Pedro ist ein guter Mann, sein Einfluß hält Brasilien zusammen, aber er wird nicht ewig leben, und was sollte nach seinem Tode folgen, wenn nicht die Republik?"

„Aber ist denn nicht die Prinzessin Isabella rechtmäßige Thronfolgerin?"

„Sie ist ein Weib.“

„Und der Graf d'Eu?“

Es folgte eine Fingerbewegung, die sich nur bei den romanischen Nationen findet und die man mit Worten nicht wiedergeben kann.

Nach dieser Unterredung habe ich mir häufig die Frage vorgelegt, wie denn eigentlich eine so unansehnliche und im Vergleich zu anderen nichts weniger als kräftige Rasse eine solche Staatenbildung wie das heutige Brasilien hervorzubringen und an materiellem Gedeihen die meisten spanischen Republiken zu überflügeln vermocht habe. Lediglich an dem Zufall, der Brasilien eine Monarchie gab, kann das nicht liegen; der ruhige, kühle und überlegende Volkscharakter muß dabei die hauptsächlichste Rolle gespielt haben. Im gewöhnlichen Leben zeigt der Brasilier sowohl in bezug auf Körperbildung wie auch im Charakter manche Anklänge an das Judentum — wie denn eine starke Mischung nicht bloß mit arabischem, sondern auch mit jüdischem Blute historisch nachweisbar ist —, in der Erregung aber wird er unter Umständen grausam und blutdürstig. Der Brasilier ist im Guten wie im Bösen weniger hervorragend als der Hispano-Amerikaner; Brasilien gedeiht im Vergleich zu den spanischen Republiken trotz Schwäche und geringerer Energie, sobald aber in Montevideo bloß für eine gewisse Zeit politische Sicherheit herrscht, blühen die Verhältnisse dort weit schneller und energischer auf als in Brasilien. Daß Brasilien in seinem Nationalitätengemisch, in seinen mangelhaft erzogenen niederen Volksklassen zahlreiches Revolutionsmaterial besitzt, kann nicht geleugnet werden, es fragt sich bloß, ob diese Elemente des Umsturzes stärker sein werden, als die zahlreichen nationalen Tugenden des Volkes. Vor allem kann nicht geleugnet werden, daß die Brasilier trotz aller Beimischung von Neger- und Indianerblut sehr fest zusammenhalten und daß namentlich die gemeinsame Sprache alle Brasilier enge umschließt.

Nächst dem Kaiser und vielleicht neben oder über

dem Kaiser spielen im Staatsleben Brasiliens die Kammern (Senat und Deputiertenkammer) eine Hauptrolle. Die ganze Nation wird, einer hervorragenden Begabung nach dieser Richtung entsprechend, schon von Jugend auf zur Rhetorik gedrillt, und da die Parlamentarier fast ausnahmslos zu Berufspolitikern gewordene Advokaten sind, so gehen ihre langatmigen Leistungen noch über Lasker und Richter. Das Vergnügen, sich selbst reden zu hören, scheint bei diesen Leuten zum Laster herangewachsen zu sein, und vor den 16 Spalten täglicher Berichte im „Jornal do Commercio“ überkommt einen das Grauen. Das Ministerium umfaßt sieben Portefeuilles, nämlich für das Innere (einschließlich des Kultus und Unterrichts), den Ackerbau (einschließlich des Verkehrswesens), das Auswärtige, die Rechtspflege, den Staatshaushalt, den Krieg und das Seewesen. Die zwanzig Provinzen des Reiches werden von je einem Präsidenten, dessen Befugnisse denjenigen unserer Oberpräsidenten gleichkommen, sowie von je einer aus direkten Wahlen hervorgegangenen Provinzialversammlung geleitet. Als drittes Glied der Verwaltung dienen die Munizipalräte, die in den Stadtmunizipien 9, in den Landmunizipien 7 Mitglieder zählen, die alle vier Jahre neu gewählt werden und denen sowohl die wirtschaftliche Verwaltung des betreffenden Bezirks wie die Handhabung der niederen Polizei obliegt.

Bei den brasilischen Beamten findet sich im allgemeinen viel Pedanterie, viel von Jugend auf angelernte rein äußerliche Höflichkeit, sonst aber nichts, was für Bestechlichkeit und mangelndes Wissen Ersatz bieten könnte. Die höheren Beamten bedienen sich aller raffiniertesten Feinheiten, um Geld zu machen, den niederen aber darf man für erwartete oder geleistete Dienste ruhig eine Banknote in die Hand drücken. Es geschieht das namentlich auf der Alfándega ganz offen und — wenn ich so sagen darf — mit einer gewissen Unschuld. Auch werden die Leute niemals zudringlich. Schlimmer ist es schon, daß das brasilische Gesetz und mehr noch der Gang der bra-

silischen Rechtspflege die Herren Verbrecher weit mehr schützt, als alle ehrlichen Menschen, daß das Justizverfahren langwierig und kostspielig ist, daß Fürsprache und klingende Beweise die größte Rolle dabei spielen. Nur eines hat mir gefallen, die gute Sitte nämlich, daß jeder Minister um 3 Uhr nachmittags jedermann — und man bedarf dazu durchaus keines Frackes — empfängt und anhört. Auch ist es, wenn man sie richtig behandelt und ihren bündigsten Versprechungen, so lange sie nicht ausgeführt sind, kein allzu großes Gewicht beilegt, nicht eben schwer, mit ihnen fertig zu werden. Leider ist ihre Fähigkeit, zwischen Schwindel und Gediegenheit zu unterscheiden, sehr gering.

Einen mehr unheilvollen als belehrenden Einfluß übt in Brasilien die Presse. Das Jornal do Commercio wird zwar auffallend geschickt, aber gänzlich vom Standpunkte finanzieller Rücksichten aus redigiert, ihm am nächsten kommt die abolitionistische „Gazetta da Tarde", am zahlreichsten aber ist das Heer der Schmutzblätter vom Schlage des „Corsario", an denen das niedere Volk sich ergötzt, die den Kaiser „eine Kanaille" nennen, einem mißliebigen Minister — unter genauer Aufzählung erfundener Thatsachen — sei es geheime Sünden, sei es unnatürliche Laster, vorwerfen und ähnlichen Unfug treiben. Der Kaiser aber erachtet sich erhaben über das Geschimpf der Presse, er läßt es zu, daß man von „der elenden Rasse der Braganza" schreibt, aber er übersieht dabei, daß das Volk die gerade in diesem Lande so nötige Achtung vor dem Throne verliert, daß seine Minister nicht so unempfindlich wie er selbst sind, daß manche Neuerung und Besserung bloß deshalb unterbleibt, weil die Beamten sich durch Nichtsthun am besten vor schmutzigen Angriffen schützen. Der deutschen Presse werde ich an anderer Stelle Erwähnung thun, betreffs der portugiesisch-brasilischen dürfte die seltsame Thatsache erwähnenswert sein, daß ein Neger als der beste Feuilletonist gilt.

Recht traurig steht es um Brasiliens Staatsfinanzen. Trotz des neu eingeführten Sparsystems hat das

Defizit in den fünf Jahren von 1874/75 (das Finanzjahr zählt vom 1. Juli bis zum 31. Juni) bis 1878/79 20 000, 24 000, 35 000, 40 000 und 57 000 Kontos de Reis, zusammen also 357 Millionen Mark betragen. Die Zölle machen 70 pCt. der Staatseinnahmen aus, die Reichsschuld beläuft sich auf 1725 Millionen, diejenige der 20 Provinzen auf 75 Millionen Mark. Wie soll unter solchen Verhältnissen die Zukunft werden, sobald erst einmal die Sklaven-Emanzipation in ihrem vollen Ernste hervortritt?

Auch Brasiliens Heer (auf dem Papier in Friedenszeiten 13 500, in Kriegszeiten 30 000 Mann) erfreut sich keines besonders guten Rufes und wäre der Zahl nach unzureichend, um auch nur die ausgedehnten Grenzen der einen Provinz Rio Grande do Sul zu decken. Die Aushebung erfolgt in unvollkommenster und rohester Weise; während des Krieges mit Paraguay sollen die Freiwilligen in Ketten sich besonders hübsch ausgenommen haben. Bei früheren Gelegenheiten hat es auch deutsche Armeekorps gegeben, gegenwärtig aber dienen in der brasilischen Armee nur sehr wenig Deutsche, es sei denn, daß man die bürgerwehrähnliche Nationalgarde — zu welcher alle diejenigen gehören, die sich von der Linie freigekauft haben — hinzurechne. Uebrigens sollte man den militärischen Wert der brasilischen Armee auch nicht allzu niedrig anschlagen. Bei allen südamerikanischen Kriegen entscheidet nicht Tapferkeit, sondern Ausdauer bei denkbar schlechtester Verpflegung, und darin dürften wohl die brasilischen Soldaten trotz ihres unansehnlichen und unkriegerischen Aeußern den meisten europäischen Heeren überlegen sein. Auch sollen dieselben Leute, die sich zur Privatrache am liebsten des feigen Schrotschusses aus sicherem Versteck bedienen, im Kriege mit Paraguay dennoch ihren Mann gestanden haben. Die Marine zählt nominell 14 Panzerschiffe, 3000 Matrosen (in Kriegszeiten 6000) und einige Hundert Seesoldaten. Die freiwillig Angeworbenen erhalten ebenso wie beim Landheere ein Handgeld von 400 bis 500 Milreis und außerdem nach Ablauf

der Dienstzeit 108 900 Quadratmeter Land. Für den Geist, der unter den brasilischen Matrosen herrscht, dürfte eine kleine Thatsache bezeichnend sein: es wurde als ein günstiges Ergebnis betrachtet, daß bei der vorjährigen Expedition nach China von 250 Mann an Bord bloß 70 desertierten.

Die meisten Besucher Südamerikas haben Brasiliens Verhältnisse gegenüber denjenigen der spanischen Republiken in ziemlich rosigen Farben gemalt und namentlich die durch monarchische Ueberlieferungen und Volkscharakter gestützte Stetigkeit gerühmt, die den Republiken fehle. Alles dies ist auch heute noch in der Hauptsache richtig, auffallend aber war es mir, gleich bei der Ankunft eine Beurteilung brasilischer Verhältnisse und namentlich der Zukunft des Landes vorzufinden, wie sie den bei uns verbreiteten Ansichten ganz und gar widerspricht. Jene Beurteilung schien in der Hauptsache geleitet zu werden durch eine nicht näher bestimmte Angst vor dem Kommenden, durch die Ahnung eines Krachs, dessen Ursachen der eine hier, der andere dort suchte, über dessen Unausbleiblichkeit jedoch alle einig waren. Die einen wiesen auf die Sklavenbefreiung hin, die zweiten auf die üblen Finanzverhältnisse, die dritten auf die Allgemeinheit des Raubbaues, die vierten legten ein Hauptgewicht auf die militärische Machtlosigkeit der Rasse: sie bekundeten eine große Angst vor dem viel kühner aufblühenden Argentinien und wiesen darauf hin, daß der so eigenwillig sich gebärdende Süden, beispielsweise die Provinz Rio Grande do Sul, schon jetzt physisch beinahe ebenso stark sei, wie der ganze Rest, daß, wenn etwa dieser Süden einmal Unabhängigkeitsgelüste zeigen sollte, das Mulattenheer des Nordens gewiß nicht im stande sein würde, die Lostrennung und Republikanisierung zu verhindern.

Wenden wir uns nun zu den spezifisch deutschen Interessen in Mittelbrasilien, so möchten wir noch ganz besonders davor warnen, die darin ausgesprochenen Urteile auf ganz Brasilien zu übertragen. Wäre nicht die gemeinsame Regierung und der gemeinsame Zolltarif (von

den besonderen Zolltarifen einzelner Provinzen wird weiter unten die Rede sein), so würde es überhaupt niemand einfallen, die volkswirtschaftlichen und Handelsverhältnisse von Ländern, die untereinander so verschieden sind wie Nord-, Mittel- und Süd-Brasilien, unter dieselbe Schablone bringen zu wollen. Uns Deutsche interessiert verhältnismäßig der Norden am wenigsten, Mittel-Brasilien fesselt uns schon mehr, einerseits weil es das große Verwaltungs- und Handelszentrum des Reiches enthält, anderseits weil wir in einigen der mittleren Provinzen deutschen Ansiedlungen begegnen; der Süden endlich mit seiner zahlreichen deutschen Bevölkerung macht immer mehr von sich reden. Eine scharfe Trennung zwischen Nord und Süd ist natürlich ebensowenig wie in Deutschland durchführbar, unter dem Titel Mittel-Brasilien aber möchten wir im folgenden jenen gewaltigen Länderkomplex zusammenfassen, dessen Handel und Verkehr mit den überseeischen Ländern durch das große Thor von Rio de Janeiro vermittelt wird.

Die Bedeutung dieses Platzes — groß wie sie immer noch ist — scheint doch im Verhältnis zum Gesamthandel des Reiches gegen früher gesunken zu sein. Der Norden Brasiliens war ja in kommerzieller Beziehung stets von Rio de Janeiro unabhängig, seit der Einführung eines besonderen Zolltarifs für Rio Grande do Sul hat jedoch auch diese Provinz ihre direkten Verbindungen mit Europa vervollkommnet, ihr sind ohne Spezialtarife die übrigen Südprovinzen (Santa Katharina und Paraná) gefolgt und die Geschäfte, die früher in Rio vermittelt wurden, wickeln sich jetzt in Desterro und Porto Alegre ab. Dem gegenüber beziehen die Provinzen Rio de Janeiro, Espiritu Santo und Minas Geraes noch ihre gesamten und die Provinz São Paulo einen Teil ihrer Bedürfnisse über Rio. Die am wenigsten kultivierte und bekannte Binnenprovinz Matto Grosso ist seit Einführung eines Spezialzolltarifs ebenfalls von Rio unabhängig und tritt vermittelst ihrer natürlichen Verkehrsstraßen, d. h. den oberen Zuflüssen des Laplatastromes, mit der Außenwelt in Verbindung.

Der Umsatz der Erzeugnisse und die Befriedigung der Bedürfnisse eines Tropenlandes, das Europa an Größe übertrifft, sollten, so müßte man meinen, einen beträchtlichen Bruchteil des Weltverkehrs ausmachen. Dem aber ist nicht so; der Handelsverkehr entspricht durchaus nicht der Größe Brasiliens, er ist nur um eine Kleinigkeit höher als derjenige Spaniens und erreicht nicht die Hälfte desjenigen von Belgien. Dabei lebt die ganze Staatsmaschine des weiten Reiches recht eigentlich von den Zöllen, die als Aus- und Einfuhrzölle nicht weniger als 70 Prozent aller Staatseinnahmen aufbringen, ungerechnet die Provinzialzölle und die interprovinziellen Abgaben. Bei der Einfuhr sollten die Zölle ursprünglich 30 Prozent vom Werte betragen, dann aber kamen 50 Prozent Zuschlag auf die an die Zollkasse zu zahlenden Summen, so daß also die Waren schon dadurch um 45 Prozent verteuert werden, und da man die betreffenden Posten so hoch als möglich ansetzt, da man vielfach, wie das nicht anders thunlich, Waren verschiedenen Wertes zu einer Kategorie zusammenfaßt, so darf behauptet werden, daß die Einfuhrzölle sich für die meisten Waren auf 70, für einzelne auf 100, in Ausnahmefällen auf 150 Prozent des Wertes belaufen. Diese Lage der Dinge drückt unter den hiesigen eigentümlichen Verhältnissen den Kaufmann weniger, als man denken mag, der deutsche Fabrikant und Exporteur sollte sich dadurch nicht abschrecken lassen, er muß bloß über die Sache genauen Bescheid wissen, um Markt- und Preisverhältnisse beurteilen zu können. Bei den Berechnungen der in Brasilien lebenden Kaufleute spielt die Alfándega (das Zollhaus) eine große Rolle, die Alfándega ist auch der Ort, wo man mit brasilischem Beamtentum am leichtesten bekannt wird, und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Scherereien, naive Bestechlichkeit, namentlich aber Umständlichkeit und Langsamkeit dort eine sehr große Rolle spielen, so kann doch anderseits nicht bestritten werden, daß Brasilier sowohl wie Portugiesen verhältnismäßig ruhige und verständige Leute sind, mit denen man recht gut auskommen kann. Wer die fieber-

hafte Geschäftsthätigkeit New Yorks oder die glatte Kulanz Londons kennt, würde sich in den Hallen der Alfándega von Rio de Janeiro arg enttäuscht sehen und gar nicht an den ungeheuren Geschäftsverkehr glauben wollen, der durch diese Hallen seinen Weg nimmt.

Eine einheimische Industrie, die diesen Namen verdiente, hat Brasilien trotz der hohen Zölle (sie sind Finanzzölle, auf den Namen kommt es aber ja nicht an und sie würden in einem energischeren Lande doch als Schutzzölle wirken) nicht heranzubilden vermocht. Nur betreffs weniger Artikel ist mir von den hiesigen Kaufleuten erzählt worden, daß der Zoll das Aufhören der Einfuhr und die Verfertigung im Lande selbst zuwege gebracht habe. Im großen und ganzen ist Brasilien so vollständig wie nur irgend ein Land der Erde auf die Einfuhr fremder Industrieprodukte angewiesen. Und trotzdem klagen die Kaufleute; trotzdem ist es unverkennbar, daß die wenigsten in der Lage sind, selbst nach vieljähriger Arbeit mit erworbenem Reichtum in die deutsche, englische oder französische Heimat zurückzukehren. Die Geschäfte sind wegen der zahlreichen Währungsänderungen, wegen der starken Kursschwankungen, wegen der großen Ebbe, die nach jeder schlechten Kaffee-Ernte in der Nachfrage nach europäischen Bedürfnissen eintritt, von je her großen Wechselfällen unterworfen gewesen. Dazu kommt ein unheilvolles Kreditgeben, häufig auf 12 Monate, sowie die Schwierigkeit, faule Gläubiger auf gerichtlichem Wege zur Zahlung heranzuziehen. Das Prozeßverfahren ist so langwierig, so kostspielig und die hierzulande übliche Fürsprache aller möglichen Verwandten und Freunde, durch welche der brasilische Verklagte sich häufig die Gunst des Richters gewinnt, so mächtig, daß die fremden Kaufleute sich erst in letzter Instanz, wenn alle übrigen Mittel fruchtlos geblieben sind, und selbst dann nur selten an die Gerichte wenden. Dazu kommen aber in neuerer Zeit noch zwei weitere Umstände, die zur Vorsicht mahnen: erstens wirkt die bevorstehende Sklavenemanzipation verflauend auf das ganze Leben und hat auch den Handel bereits ein wenig

gedrückt, zweitens aber beginnt die zweite Hand, beginnen jene kleineren Geschäftsleute, die den Vertrieb europäischer Produkte im Innern vermitteln, immer selbständiger aufzutreten und mehr und mehr selbst an europäischen Stapelplätzen ihre Einkäufe zu besorgen.

Trotz alledem hat Deutschlands Handelsverkehr mit Rio zwar nicht absolut zugenommen (wegen der allgemeinen Geschäftsflaue), aber auch durchaus nicht abgenommen, was einer relativen Zunahme gleichkommt. Und dieses verhältnismäßig günstige Ergebnis wird allgemein dem Aufkommen direkter deutscher Dampferlinien zugeschrieben, die, wie man mir sagte, stets gute Ladung hätten und keine üblen Geschäfte machten. Und doch gehen nicht einmal alle deutschen Waren, die hieher kommen, über Hamburg und Bremen, sondern sehr viele über Havre, Bordeaux, Marseille, Southampton, Liverpool und Antwerpen. Namentlich soll letzterer Platz Konkurrenz machen, vor allem aber sollen viele deutsche Waren von französischen Exporteuren und Kommissionshäusern angekauft werden, um erst in Paris diejenige Aufmachung und Verpackung zu empfangen, die beim Versand nach überseeischen Ländern so wichtig ist. Von allen Importeuren, mit denen ich mich über die Sache unterhielt, habe ich gehört, daß die deutschen Fabrikanten neuerdings lobenswerte Anstrengungen machten, daß aber immer noch ein großer und vielleicht überwiegender Teil der deutschen Waren indirekt und unter fremder Firma in den Handel gelange. Ganz sei das auch gewiß nicht eher zu vermeiden, als bis wir im Stile von Paris große Stapelplätze für die mannigfaltigsten Waren und wenige aber große Kommissionshäuser besäßen. Die Gründe für den allerwärts und in allen Erdteilen sich wiederholenden Vertrieb deutscher Waren unter fremdländischer Geschäftsmarke liegen zu tief, als daß selbst der beste Wille des einzelnen Fabrikanten oder des einzelnen Kaufmanns sie völlig zu beseitigen vermöchte.

Um nun auf die Handelsthätigkeit Rio de Janeiros im besonderen überzugehen, so finden wir dort 205 Im=

porthäuser, darunter 37 deutsche, 1 österreichisches, 17 schweizerische, 31 englische, 26 französische, 4 italienische, 2 spanische, 54 portugiesische, 24 brasilische, 1 schwedisches, 3 belgische, 4 nordamerikanische und 1 argentinisches. Die Namen der deutschen Häuser sind: Stoltz, Roth u. Co.; Brandes, Cramer u. Co.; Jacobson und Beuthenmüller; A. G. Mosle u. Co.; Lampe u. Vianna; Wahncan u. Co.; G. Joppert u. Co.; Behrends u. Schmidt; Max Nothmann; Hugo Böhm; Richard Richers u. Co.; Backheuser u. Meyer; Friedrich Strack u. Co. (Nachfolger von J. G. Hasenclever); Gebrüder Haupt; Hartwig u. Williamsen; Matthießen u. Eichhorn; H. Laemmert u. Co.; Gebrüder Rée; E. F. Buschmann; W. Lucius u. Co.; Oskar Philippi u. Co.; Binnius u. Vogler; Hamann u. Co.; F. W. Rehhoff; Myol u. Co.; J. Glück; Emanuel Liebmann; Karl Schuhmann u. Co.; Fr. Glette; W. Wellisch; Kirth u. Co.; Mocker u. Schäfer; Groß u. Co.; Trinks, Münch u. Co.; Witte, Schmilinsky u. Co.; E. Pecher u. Co.; Arthur Sauer; Kern, Hayn u. Co. Unter den genannten betreiben die fünf letzteren außer dem Einfuhrgeschäft auch in größerem Umfange die Ausfuhr. Und dann möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß auch zwei deutsche Politiker, die Herren Mosle und Stengel, in engster Beziehung zu der Kolonie deutscher Großkaufleute in Rio de Janeiro stehen; der letztere gehörte früher dieser Kolonie an, der erstere ist 1882 wieder nach Rio de Janeiro übergesiedelt. Von sonstigen hervorragenden Deutschen verdienen der Gesandte Baron le Maistre, der hochverdiente Konsul Kommerzienrat Hermann Haupt und der Privatsekretär des Kaisers Dr. Henning besonders genannt zu werden.

Der Schiffahrtsverkehr zwischen Deutschland und Rio läßt sich genau feststellen, weil der überwiegende Teil aller Segelschiffe zunächst und um die Ladung zu vervollständigen, englische oder auch französische Häfen anläuft und alsdann in den brasilischen Schiffahrtslisten unter der Nationalität dieses letzten Herkunftsortes aufgeführt wird. Von deutschen Häfen kamen 1879 38 und

1880 33 Dampfer, 1879 30 und 1880 24 Segelschiffe, nach deutschen Häfen gingen 1879 41 Dampfer und 1880 55 Dampfer und 1 Segelschiff.

Von der Gesamtausfuhr entfallen 97½ Prozent auf Kaffee und davon gehen wieder 60 Prozent nach den Vereinigten Staaten, während Hamburg gleich in zweiter Linie folgt. Deutsche Schiffe waren bei der Ausfuhr in großer Anzahl beschäftigt; außer nach deutschen Häfen brachten sie brasilische Ausfuhrartikel nach New York, Baltimore, New Orleans, Galveston, Nicaragua, Buenos Aires, der Kapstadt, Falmouth, Hampden Roads, Lissabon, Gibraltar, Marseille und Triest. Von den Exporthäusern versandten 5 deutsche 451 557 Sack Kaffee, 17 englische 1 264 753, 4 amerikanische 747 548, 5 französische 154 900, 2 belgische 355 614, 4 italienische 56 792, 2 spanische 1186, 12 portugiesische 143 043, 3 brasilianische 106 153, 2 österreichische 86 542, 3 schweizerische 118 628 und 1 argentinisches 1607, woraus man sich auf den Umfang der Geschäftsthätigkeit je nach der Nationalität der Exporthäuser ein Bild entwerfen kann.

Sehr beklagt wird von den deutschen Kaufleuten in Rio der Mangel einer deutschen Bank. Seit im Jahre 1875 die deutsch-brasilische Bank wegen schlechter Verwaltung zu Grunde ging, bedient der deutsche Kaufmann sich einer der beiden englischen Banken, oder eines brasilischen Instituts (namentlich des großen Zentral-Etablissements „Banco do Brazil"), obwohl doch beide für spezifisch deutsche Interessen keinen Sinn haben können, oder er wickelt auch seine Geschäfte über England ab, was unnötige Unkosten mit sich bringt.

Das meiste Interesse wird man in Deutschland naturgemäß für die Ausfuhr nach Brasilien hegen, und so möchte ich im folgenden eine wenn auch unvollständige Liste über Herkunft und Marktgängigkeit der hier am Platze umgesetzten europäischen Einfuhrartikel geben. Die Reihenfolge wird dabei sein: Kurz- und Galanteriewaren, Metalle und Mineralien, Gewebe und Kleidungsstücke, Proviant, Droguen und chemische Produkte, Weine und

Spirituosen, Glas und Porzellan, Mobilien, Lederwaren, Hüte, Musikinstrumente, Papier und Bijouterien.

Betreffs Kurzwaren bemühen sich verschiedene Nationalitäten um den Markt, ohne daß eine Entscheidung schon gefallen wäre. Stahlfedern und Federhalter kommen aus England, Bleistifte besserer Art aus Deutschland (Faber), geringere aus Frankreich und England, Spielzeug über Paris aus Deutschland, Briefbeschwerer, Notizbücher, Tafelglocken u. s. w. gelangen in bunter Mannigfaltigkeit aus Berlin, Wien und Paris hierher, Glasperlen aus Böhmen, Regen- und Sonnenschirme aus England, künstliche Blumen ausschließlich aus Paris, nicht weil dort besser oder billiger als in Deutschland gearbeitet würde, sondern weil Paris für diesen Artikel hier einmal der altgewohnte Bezugsort ist. Besatzartikel kommen aus Wien, Baumwollzwirn aus England, Leinenzwirn, dessen Verbrauch gering ist, aus England; Seidenzwirn kam zuerst aus Portugal, dann aus Italien, dann aus der Schweiz und von Deutschland, dann aus Frankreich und gegenwärtig aus Nordamerika. Handschuhe werden ausschließlich in Rio selbst verfertigt, weil die Ware bei der Einfuhr zu leicht verdirbt. Das wenige Eingeführte stammt ebenso wie vieles Handschuhleder aus Frankreich und die wenigen baumwollenen Handschuhe, die hier verbraucht werden, aus Sachsen. Parfüms kommen zu billigem Preise aus Deutschland, von besserer Beschaffenheit aus England, Frankreich und Nordamerika. Haaröl kommt als „Olio de Barboxa“ aus Hamburg; Frankreich und England konkurrieren; Windsorseife sendet England, Frankreich Savonettes, während die billige Waschseife im Lande selbst verfertigt wird.

Für Steinkohle besitzt England ausschließlich den Markt in solchem Grade, daß sich alle Dampfer außer den deutschen englischer Kohle bedienen. Im Lande selbst finden sich Kohlen zu São Jeronymo (am Rio Jacuhy) in der Provinz Rio Grande do Sul, sowie noch an einer anderen Stelle in derselben Provinz. Der Preis für Cardiff-Kohle steht heute auf 19 Milreis, derjenige für

Newcastle-Kohle auf 17—18 Milreis die Tonne. Der Bedarf an Koks wird durch die Gasfabriken des Landes gedeckt. Der Metallhandel des Landes befindet sich fast ausschließlich in den Händen eines einzigen portugiesischen Hauses. Roh-, Guß- und Schmiede-Eisen kommen aus England, verzinktes Welleneisen und Stahl aus England und über Hamburg aus Deutschland. Für die einheimischen Erzlager von Ypanema in der Provinz São Paulo ist für die nächsten Jahrzehnte gar keine Aussicht auf Ausbeutung vorhanden, da die Transportkosten sich zu hoch stellen. Agrikulturmaschinen und selbst Pflüge sind hierzulande noch beinahe unbekannt; Ackergeräte senden England, Deutschland und Nordamerika, gewerbliche Werkzeuge dieselben Länder und außerdem noch Frankreich. Lokomotiven und rollendes Eisenbahnmaterial stammten (soweit ich es selbst bei meinen Reisen ins Innere gesehen) aus Delaware in den Vereinigten Staaten. Schienen lieferte England früher ausschließlich, neuerdings aber beteiligt sich, seit Krupp einen Herrn Repsold als Agenten in Rio angestellt hat, auch Deutschland. Kupfer entfällt unter das Monopol des obenerwähnten portugiesischen Hauses, Zink kommt aus Deutschland und England, Nähnadeln kommen von Aachen und England, Stecknadeln aus England und Nähmaschinen aus Deutschland. Dampfmaschinen sind beinahe gar nicht in Gebrauch. Wagen, Wagenachsen und Federn bezieht man aus Frankreich, Alfenidewaren aus England und Frankreich und Waffen aus Belgien und Nordamerika. Die brasilische Armee ist mit dem Comblain-Gewehr ausgerüstet, und die Regierung deckt den Bedarf durch direkte Ankäufe in Belgien, während sie die blanken Waffen aus Solingen bezieht. Die Marine bedient sich Whitworthscher, die Feldarmee Kruppscher Geschütze. Optische Instrumente bezieht man aus England und Frankreich, Brillen aus Deutschland. Für Dachpfannen besaß Portugal früher ausschließlich den Markt, trotzdem das betreffende Fabrikat zum großen Schaden mancher herrlichen Naturszenerie unglaublich plump und roh ist; neuerdings

verschwinden diese Scheusale des Geschmacks mehr und mehr, um einem eleganteren Fabrikat Platz zu machen, das aus Marseille stammt oder wenigstens dort verschifft wird.

An Geweben und Kleidungsstücken bezog Rio im Jahre 1880 38 993 Kolli aus Frankreich (Havre nicht mitgerechnet), Italien und Amerika, 1331 Kolli aus Belgien und 7704 aus Deutschland. Havre und Belgien, (das bloß den einzigen Ausfuhrhafen Antwerpen besitzt) habe ich dabei gesondert aufgeführt, weil fast alle Waren aus dem Elsaß über Havre, solche vom Rhein dagegen über Antwerpen gehen. Gerade in dieser Warenklasse haben nun, wie es heißt, die Deutschen recht lobenswerte Anstrengungen gemacht; man höre nur selten einmal Klagen. Hemden bezieht man merkwürdigerweise ausschließlich aus Frankreich und Tuchwaren aus Deutschland, während fertig zu verkaufende Kleider und selbst Damentoiletten fast ausnahmslos im Lande selbst verfertigt werden.

Sehr bedeutend ist die Einfuhr von Butter, früher aus England, neuerdings aus Frankreich. Die deutschen Kolonisten von Blumenau und Dona Francisca, die stets darüber klagen, daß sie in ihrem Lande keine Ausfuhrartikel besäßen und ohne Transportwege im Ueberfluß ihrer Lebensmittel erstickten, ohne bares Geld dafür bekommen zu können — diese selben Kolonisten müssen doch grade auf Butter und Speckversand sehr wenig Fleiß verwandt haben, sonst wäre es unmöglich, daß man den letzteren aus den Vereinigten Staaten bezieht, und daß in jeder Familie, in jedem Restaurant außer der ungenießbaren einheimischen bloß französische Butter zu finden ist. Einen ebenso bedeutenden Einfuhrartikel bilden Stockfische, die, so seltsam das auch klingen mag, neben schmutzig aussehendem Dörrfleisch, neben schwarzen Bohnen, Mandiokamehl, süßen Kartoffeln, Orangen und Bananen die Hauptnahrung des niederen Volkes bilden. Ein drittes Nahrungsmittel, das namentlich aus Portugal und Frankreich in Kistenverpackung und in großen Mengen

bezogen wird, sind Kartoffeln; bloß an einzelnen Orten, wo der Transport weniger schwierig, vermag das einheimische Erzeugnis Konkurrenz zu machen. Europäischer Käse wird bloß in feineren Familien und Restaurants verspeist, die Brasilier ziehen den Käse aus der Provinz Minas Geraes vor, der meist recht herzlich schlecht ist. Malz und Hopfen — der Bedarf für die im Lande gebraute Cerveja nacional ist sehr stark — kommen aus Deutschland, Schinken (trotzdem Deutschland recht gut konkurrieren könnte) aus England, Mehl aus den Vereinigten Staaten, Thee aus England und den Vereinigten Staaten und Reis aus England. Von letzterem erzeugte Brasilien früher noch einiges über den eigenen Bedarf hinaus, seitdem aber die Sklaverei als unhaltbar erschienen ist, und seitdem man sich für eine Konzentration aller Arbeitskräfte auf die Kaffeepflanzungen entschieden hat, ist der Reisbau gänzlich aufgegeben worden. Eis kommt aus Nordamerika (es kostet hier 12 Pfg. das Kilo, wird aber nur wenig gebraucht), Kochsalz aus Portugal, Biskuits aus England, konservierte Milch aus der Schweiz, sonstige Konserven in großer Menge aus Deutschland, trotzdem andere Länder, namentlich England, überlegen sind.

Am auffallendsten wird demjenigen, der Tropenländer bloß aus entzückenden Reiseschilderungen und nicht aus eigener Anschauung kennt, die starke Einfuhr von gepreßtem Heu erscheinen, das man früher aus Europa bezog, gegenwärtig aber vom Laplata. Tropenländer sind — um diese große Frage nur eben mit ein paar Worten zu berühren — wohl reich an Vegetation, auch reich an allerlei nützlichen Pflanzen, reich an Obst, Gewürzen und vielen Dingen, die auf dem europäischen Markt sehr teuer bezahlt werden, verhältnismäßig arm aber sind sie an den unscheinbaren Gräsern und Cerealien der gemäßigten Zonen. Diese Gräser und Cerealien bedürfen einer energischen Kultur, und die Einfuhrlisten solcher Länder, wo nicht, wie auf Java, ein einsichtiges und energisches Volk schaltet, geben ein deutliches Beispiel für die That-

sache, daß der zivilisierte Mensch nicht von Bananen, von Brotfrucht und Orangen allein zu leben vermag.

Doch weiter in unserer Liste. Droguen und Chemikalien senden England und Deutschland herüber. Deutsche Mineralwasser haben sich leider der liederlichen Verpackung wegen nicht einzubürgern vermocht. Rhein- und Moselweine werden bloß ab und zu von Fremden getrunken (die Flasche Moselwein kostet 3 Mark), deutsche Schaumweine könnten einen weit größeren Absatz gewinnen. Am meisten und sehr viel getrunken werden billige französische, portugiesische und spanische Rotweine (zu 5—600 Reis im Handel und zu 1 Doll. in den Restaurants), da der einheimische Weinbau trotz allem, was darüber geschrieben und gesprochen worden, noch beinahe gleich Null ist und ein wahrhaft fürchterliches Produkt liefert. Der hier verbrauchte Kognak stammt aus Frankreich. Deutsches Bier schlägt englisches, schwedisches und dänisches mehr und mehr aus dem Felde, wird aber bloß von wohlhabenderen Leuten genossen (es kostet 2 Mk., Pilsener und Dresdener Waldschlößchen sogar 3 Mk. die Flasche), da das Volk in dem einheimischen (obwohl meist von Deutschen gebrauten) Cerveja Nacional ein billigeres Getränk findet (zu 60 bis 80 Pfg. die Flasche). Auch ist bloß deutsches Flaschenbier verbreitet, welches schon durch seinen Transport etwas teurer zu stehen kommt, indem deutsches Faßbier allzuschlecht verspundet war. Auch beim Flaschenbier blieben die ferneren Sendungen stets hinter den ersten zurück, so daß man häufig die Bezugsquelle wechselte; gegenwärtig ist Aachener Bier (mit einem Pferd als Marke) am verbreitetsten. Porzellan und Glas kommen aus Frankreich, Belgien und Deutschland, Bauhölzer in großer Menge aus Schweden, Mobilien aus Frankreich, Wien und Deutschland, und eiserne Hausgeräte aus Nordamerika. Letztere werden übrigens des hohen Zolles wegen schon vielfach im Lande selbst verfertigt. Leder wird mit Ausnahme des feinen Lackleders, das man aus Frankreich bezieht, im Lande erzeugt, ebenso gibt es große Schuh-

fabriken. Cylinderhüte stammen aus Frankreich und gewöhnliche Filzhüte aus Deutschland. Klaviere und sonstige musikalische Instrumente werden aus Frankreich bezogen, trotzdem Deutschland gewiß einen Teil für sich erobern könnte. Man scheint sich aber, wie in so vielen Dingen, von deutscher Seite nicht die hinreichende Mühe gegeben zu haben. Während des deutsch-französischen Krieges beispielsweise, als der Bezug französischer Pianos unmöglich war, sah man sich gezwungen, deutsche Fabrikate zu nehmen, diese aber sind nach Beendigung des Krieges fast ausnahmslos wieder gegen französische umgetauscht worden.

Auch seine geistige Nahrung bezieht Brasilien ausschließlich, und zwar meist in der Form von Romanen, aus Frankreich, trotzdem gerade eine deutsche Buchhändler-Firma (H. Laemmert u. Co.) sich durch den Verlag brasilischer und deutscher Werke ein nationales Verdienst um Brasilien erworben hat. Ich habe mehrfach mit gebildeten Brasiliern über deutsche Wissenschaft gesprochen, was sie aber davon kannten, war an sich schon etwas seltsam ausgewählt (z. B. Büchners: Kraft und Stoff) und ihnen zudem erst durch die französische Uebersetzung zugänglich geworden. Deutsche Bücher finden daher selbst unter Aerzten und Juristen gar keinen Absatz, werden auch von Universitäts- oder sonstigen Bibliotheken nicht gekauft. Schreibpapier kommt aus den Rheinlanden, Druckpapier aus Belgien, feineres Packpapier aus Deutschland und geringeres aus England. Die Einfuhr von Kontor- und Schreibbüchern ist des hohen Zolles wegen unmöglich geworden. Goldwaren kommen aus Paris und Nordamerika, Uhren aus der Schweiz (Deutschland steht zu hoch im Preise) und Nordamerika. Die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten soll jedoch neuerdings nachgelassen haben, weil das Fabrikat allzu schlecht war. Für Silberwaren hat Deutschland den Markt vollständig gewonnen. Auch Stahlgeräte (Tula-Arbeiten u. s. w.) kommen in vortrefflicher Beschaffenheit aus Berlin. Die Einfuhr von Zigarren ist des Zolles wegen unmöglich,

trotzdem auch die einheimische Industrie hohe Abgaben bezahlt. Petroleum bezieht man selbstverständlich aus Nordamerika, und was die Streichhölzer anbelangt, so hat das schwedische Fabrikat die portugiesischen Wachszünder völlig verdrängt.

Das Gesamturteil hiesiger Kaufleute lautet günstig für die deutsche Industrie; als Fehler rügt man, daß Kaufmann und Fabrikant sich nicht genug in die Hände arbeiten; ferner unvernünftiges Gebaren bei Preisschwankungen, eine gewisse Schwerfälligkeit, sich neuen und ungewohnten Erfordernissen anzubequemen, langsame Lieferung und Nichteinhaltung der Lieferungsfristen, geringe Leistungsfähigkeit fremden Produktionsländern gegenüber, schlechte Aufmachung und Verpackung, Unpünktlichkeit, Willkür, Unreellität in Maß, Gewicht und Beschaffenheit, Hang zur Verschlechterung, Nachahmung oder Fälschung und Geschmacklosigkeit. Das ist natürlich ein ganz artiges Sündenregister, wenn man alles, was jemals von Fehlern beobachtet worden ist, so hübsch geordnet nebeneinander stellt; andere Nationen aber haben andere und vielfach größere Fehler. Wir möchten den Gedanken weit von uns abweisen, als ob der Deutsche mehr denn der Franzose oder Engländer zu tadeln sei, auch geben wir die obenstehende Liste ja bloß deßhalb, weil es Pflicht ist, nach Verbesserungen auszuschauen. Vielleicht verlohnte es sich, auch einmal die Tugenden aufzuzählen — es hält bloß viel schwerer, darüber etwas zu erfahren — damit die Fabrikanten daheim nicht den Mut verlieren. Von Vorschlägen zur Ausbreitung des deutschen Handels sind mir außer den erwähnten — Heranbildung von Berlin oder Hamburg zu Stapelplätzen und Gründung von Kommissionshäusern — genannt worden: der Versand hübscher Muster, wie die Franzosen ihn so unübertrefflich verstehen, häufige Entsendung von Reisenden, wie dies ebenfalls seitens der Franzosen geschieht, sowie vor allem Gründung einer deutschen Dampferlinie nach den Häfen Südbrasiliens. Das Hauptgewicht legte man auf die in Deutschland zu bildenden Stapelplätze für

deutsche Waren. Komme der fremde Kaufmann, namentlich derjenige, der die sogenannte zweite Hand darstelle, nach Paris, so finde er dort alles dicht nebeneinander, er brauche bloß seine Aufträge zu geben, um alles in schönster Verpackung zugesandt zu erhalten. Komme er aber nach Hamburg, so finde er bloß einiges in mehr oder minder alten Mustern, den Rest würde er sich im ganzen großen Deutschland zusammensuchen müssen, wozu nur wenige Zeit und Lust hätten. Und dann ermöglichten auch solche Stapelplätze die Anlage von allerlei Einrichtungen zur Verpackung (hydraulische Pressen u. s. w.), welche dem einzelnen unmöglich sei.

Jene Frage, mit der die größere oder geringere Wichtigkeit Brasiliens für den deutschen Handel aufs engste verknüpft ist, ist die, ob in fremdem Lande eine vermehrte deutsche Einwanderung auch den Umfang des Handelsverkehrs von und nach Deutschland vermehrt. Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika pflegt diese Frage in Deutschland meistens verneint, für Brasilien pflegt sie bejaht zu werden. Wer die Verhältnisse Nordamerikas kennt, wird sich nicht wundern, daß der deutsche Ackerbauer gewöhnlichen Schlages, wenn er nach Illinois oder Wisconsin gelangt, wohl niemals mehr nach deutschen Waren fragt, und in den meisten aller Fälle für Deutschland verloren, ja sogar in gewissem Sinne, weil er eine auf Tod und Leben konkurrierende Nation unterstützt, noch etwas Schlimmeres als bloß verloren ist. Er desertiert mit Waffen und Gepäck von der nationalen Sache. Wie aber steht es um dieselbe Frage in Brasilien? Die deutschen Kaufleute in den großen brasilischen Hafenplätzen, wie z. B. Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Santos u. s. w., sind im allgemeinen der Ansicht, daß vermehrte deutsche Einwanderung die Einfuhr deutscher Waren entweder gar nicht oder doch nur in verschwindend kleinem Grade vermehre. In Rio de Janeiro ist mir das für die Provinz gleichen Namens in unzweideutigster Weise nachgewiesen worden, freilich mit dem Bemerken, daß gerade die sogenannten deutschen Kolonien Petropolis, Neu-

Freiburg u. s. w. — als Kolonien sind sie jedenfalls verfehlt — nicht recht eigentlich als Beispiele angeführt werden dürften. Und dann kommt ja auch vor allem der Süden in Betracht, jene Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Katharina, in denen über ein Drittel des Gesamthandels deutsch ist.

Die Gesamtziffer der Deutsch-Sprechenden im Kaiserreich Brasilien wird etwa 200 000 sein, von denen 90 000 auf die Provinz Rio Grande do Sul, 60 000 auf Santa Katharina, 5000 auf Paraná, 9000 auf São Paulo, 8000 auf Minas Geraes (namentlich in den ehemaligen Kolonien Philadelphia und Juy de Fora), 9000 auf Espiritu Santo (darunter 7000 in den ehemaligen Kolonien S. Leopoldina und S. Isabel), 8000 auf die Provinz Rio de Janeiro (meist Ackerbauer und Handwerker in Petropolis, Cantagallo, Vassouras und Valença), 3000 auf das neutrale Munizipium von Rio de Janeiro (meist Kaufleute und Handwerker) und 8000 auf die Nordprovinzen entfallen. Im allgemeinen ist von den 35 000 Deutschen der vier Provinzen Rio de Janeiro, Minas Geraes, Espiritu Santo und São Paulo ebensoviel wie über sie geklagt worden. Viele Deutsche, so heißt es, brächten ihr Deutschtum bloß im allerengsten Umfang zur Geltung, ein Einfluß auf weitere Kreise sei nicht wahrzunehmen. Auch sollen die Bedürfnisse der Deutschen, namentlich aller ihrer Abkömmlinge, sehr schnell der landesüblichen Geschmacksrichtung sich anbequemen, so daß das Mutterland durch sie entweder gar keine oder doch nur verschwindend kleine Vorteile erhalte. Was den ersten Punkt anbelangt, so dürfte es allerdings nur wenige Reisende geben, die nicht auch aus anderen Ländern zahlreiche Beispiele dafür anführen könnten. Im Schlosse König Ferdinands zu Cintra fand ich im Einschreibebuch die Worte Schulte Esq. and Wife, an sich eine Lächerlichkeit, um so lächerlicher, wenn man bedenkt, daß der Schreiber unzweifelhaft ein Deutscher war. Und in meinem Gasthofe zu Rio saß mir bei Tische ein junger Jude gegenüber, der aus Spanien zu stammen behauptete,

dabei aber das Kastilianische auffallend schlecht sprach. Ich will mich hängen lassen, dachte ich, wenn dessen Wiege nicht in Frankfurt oder Berlin gestanden hat. Wenige Tage später, als ich in den Saal trat, suchte er verschämt ein Blatt Papier zu verstecken; es war irgend ein Berliner Börsenblatt.

Eine der am häufigsten gehörten Klagen deutsch-brasilischer Ackerbauer und Handwerker geht dahin, daß sie es gegenüber den allgemeinen ungünstigen Verhältnissen zu nichts Rechtem hätten bringen können. Dem entgegen wird von der andern Seite über den geringen Sparsamkeits- und Erwerbssinn der Deutschen geklagt. Die Italiener, die in immer größeren Massen nach Südamerika hinüberpilgern, sparen mit seltener Ausdauer, um das Erworbene später in der Heimat zu genießen. Man sagte mir, daß ein gewisser italienischer Kaufmann, dem viele seiner Landsleute ihr Scherflein zur Beförderung anvertrauten, allein aus den Kommissionsgebühren eine Jahreseinnahme von 70- bis 80 000 Lire zöge. Und in ähnlicher Weise weit härter als im eigenen Lande arbeiten die Portugiesen. Wenn dagegen die weniger energischen Elemente unter den Deutschen ein erträgliches Auskommen haben, sei es durch eine Kuh, ein Stückchen Garten oder dergleichen, so legen nicht wenige von ihnen die Hände in den Schoß und arbeiten nicht mehr. Hauptsächlich, so sagte man mir, finde sich das in jenen Kolonien, welche die weitestgehende Unterstützung seitens des Staates genossen hätten. Auch in dem Streite betreffs der Parzerie-Verträge sei das Recht zwar meistens, aber durchaus nicht immer auf seiten der Deutschen gewesen. Die letzteren klagten mit allem Anschein der Biederkeit, daß sie als Sklaven behandelt worden seien, schließlich aber habe es sich in vielen Fällen herausgestellt, daß sie bei den Fazendeiros, die den Verhältnissen entsprechend stets auch Krämer sind, unverantwortlich hohe Rechnungen hätten auflaufen lassen, denen sie sich später durch heimliches Weggehen zu entziehen suchten. Nun bestehe in Brasilien leider noch ein recht unglücklich ausgefallenes Gesetz

über die Schuldhaft, und es sei allerdings vorgekommen, daß Deutsche den Versuch, sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, mit zweijährigem Gefängnis gebüßt hätten. So viel über die nichtsnutzigen Elemente unter den Deutschen, die wohl ebensowenig bei irgend einer anderen Nation fehlen, die aber durch ihr Verhalten viel zu jenen ungünstigen Urteilen beigetragen haben sollen, die seiner Zeit in Deutschland über Brasilien verbreitet waren. Möge dies sein, wie es wolle, von einer deutschen Einwanderung nach Nord- oder Mittelbrasilien glaube ich auch heute noch abraten zu dürfen. Ackerbauer finden in Südbrasilien ein weit günstigeres Feld. Arbeiter oder Tagelöhner werden nur schwer mit den an geringere Bedürfnisse gewöhnten Negern oder Portugiesen konkurrieren können, und die jungen deutschen Kaufleute sind nachgerade zur Landplage geworden.

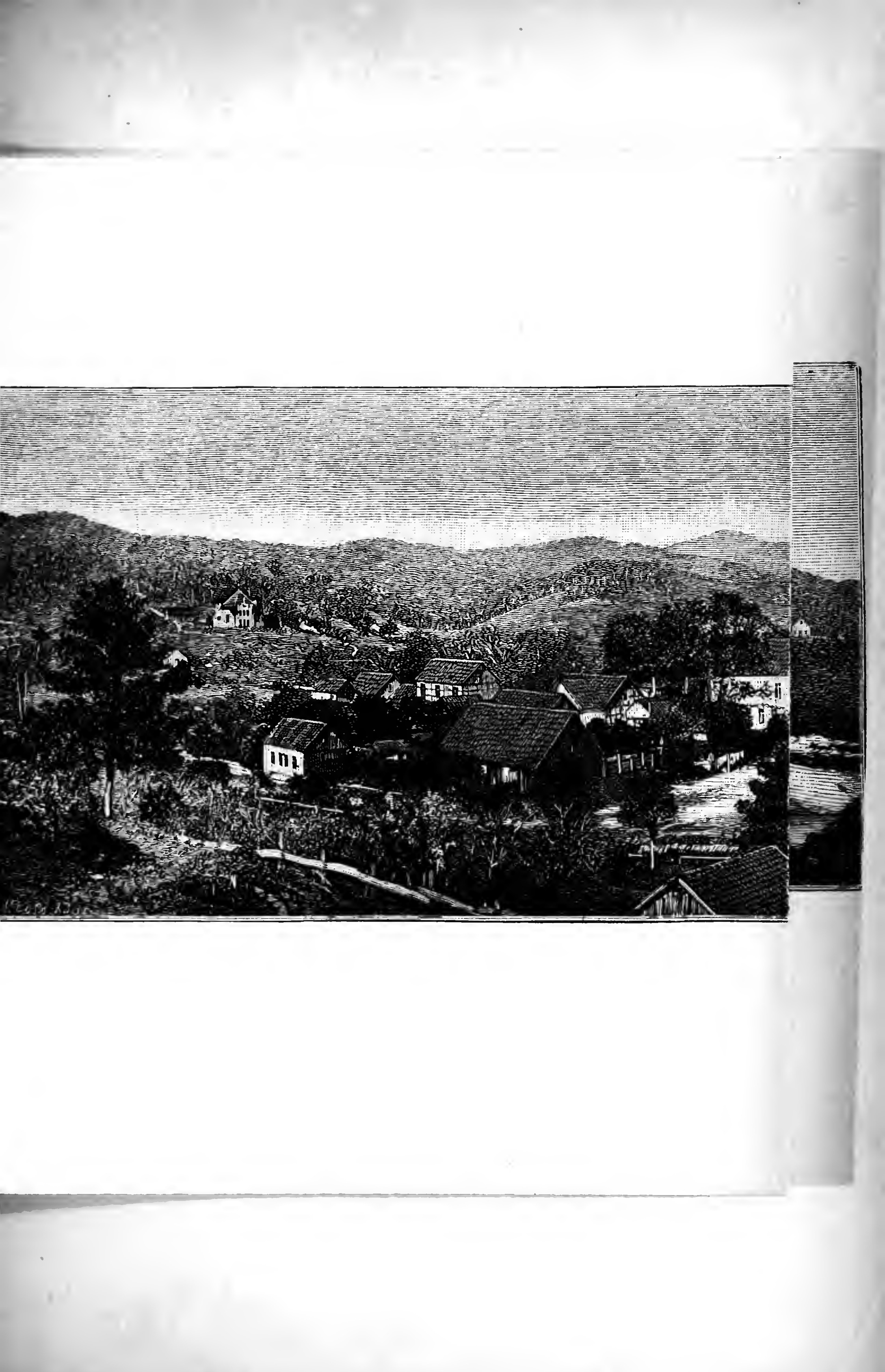
Ich kann nicht eben behaupten, daß ich durch meinen Aufenthalt in Rio über die Frage der deutschen Auswanderung nach Brasilien wesentlich klarer geworden wäre. Im allgemeinen ist man in den deutschen Kreisen Rios einer umfangreichen deutschen Auswanderung nach den Südprovinzen abhold; einesteils stellt man die Aussichten für den Auswanderer so ungünstig als möglich dar, man verweist auf das geringe Gedeihen der meisten Kolonien, auf klimatische und landwirtschaftliche Schattenseiten, auf fehlende Verkehrswege und mangelnden Absatz für die Erzeugnisse, auf die Abneigung der Brasilier gegen alles Fremde und auf das politische Mißtrauen der Regierungskreise, anderenteils gibt man eine gewisse persönliche Abneigung gegen die sogenannte Rasse der Teuto-Brasilier kund, die je nach persönlichem Vorteil bald die deutsche, bald die ultrabrasilische Seite hervorkehrten. Der deutsche Handel, so fahren die Leute fort, habe sich augenscheinlich gehoben, jedoch in den von so vielen Deutschen bewohnten Südprovinzen nicht mehr als in Rio und den stockbrasilischen Nordprovinzen. Sollte auch das deutsche Element in Südbrasilien durch Einwanderung an Zahl zunehmen, so bedeute das durchaus nicht eine Stärkung des Deutsch-

tums, sei von deutschem Einfluß sehr zu unterscheiden. Anstatt nämlich selbst zu denken und sich untereinander zu vertragen, würden die Deutschen doch immer von brasilischen Politikern im Parlament u. s. w. vertreten werden, denn einem der ihrigen gönnten sie eine solche Rolle weit weniger, als den Brasiliern, die ja durchweg bessere Schwätzer wären. Das Ende ist, daß diese Leute in den Ruf ausbrechen: „Warum denn in aller Welt die deutsche Auswanderung nach Brasilien lenken wollen, gibt es denn nicht auf der Erde anderer und besserer Länder die Menge?“ Wenn ich dazu bemerkte, welche Länder sie eigentlich im Sinne hätten, so kamen sie immer und immer wieder auf die Südsee zurück, und wenn ich erwiderte, daß sich dort dem Ackerbauer kein Feld biete, daß dort noch weit stärker von deutscher Einwanderung abgeraten worden sei, so war ihr einziger Ausweg der, daß sie sagten, wenn man keine staatliche Kolonie, was doch das einzig Richtige wäre, haben wolle, so solle man die Leute gehen lassen, wohin Zufall und Herdeninstinkt sie trieben, d. h. nach den Vereinigten Staaten.

Nichts schwieriger, als Deutsche unter einen Hut zu bringen. Früher bin ich der Ansicht gewesen, daß man der großen Kolonialfrage erfolgreich damit weiter helfen könne, wenn man sie dem großen Publikum näher lege und zur Erörterung anrege. In diesem Punkte aber habe ich ein wenig den Mut verloren, ich habe mich gefragt: Würde trotz allem, was darüber gesprochen, geschrieben und gesungen worden ist, das deutsche Volk aus sich heraus seine Einigkeit erzielt haben, wenn nicht ein gigantischer Geist es wie die Schuljungen zusammengeworfen hätte? Diese Frage habe ich persönlich mir verneint. Die Weltgeschichte macht Sprünge, wenn sie etwas Großes erreichen will, und zu diesen Sprüngen sind die Völker als solche zu unbeholfen. Wenn ich solche Urteile, wie die oben dargelegten, hörte, so habe ich mich gefragt: Was wollen und was können wir denn eigentlich? und diese Frage habe ich mir in folgender Form beantwortet: Staatliche Kolonien wären das beste und richtigste, ihr

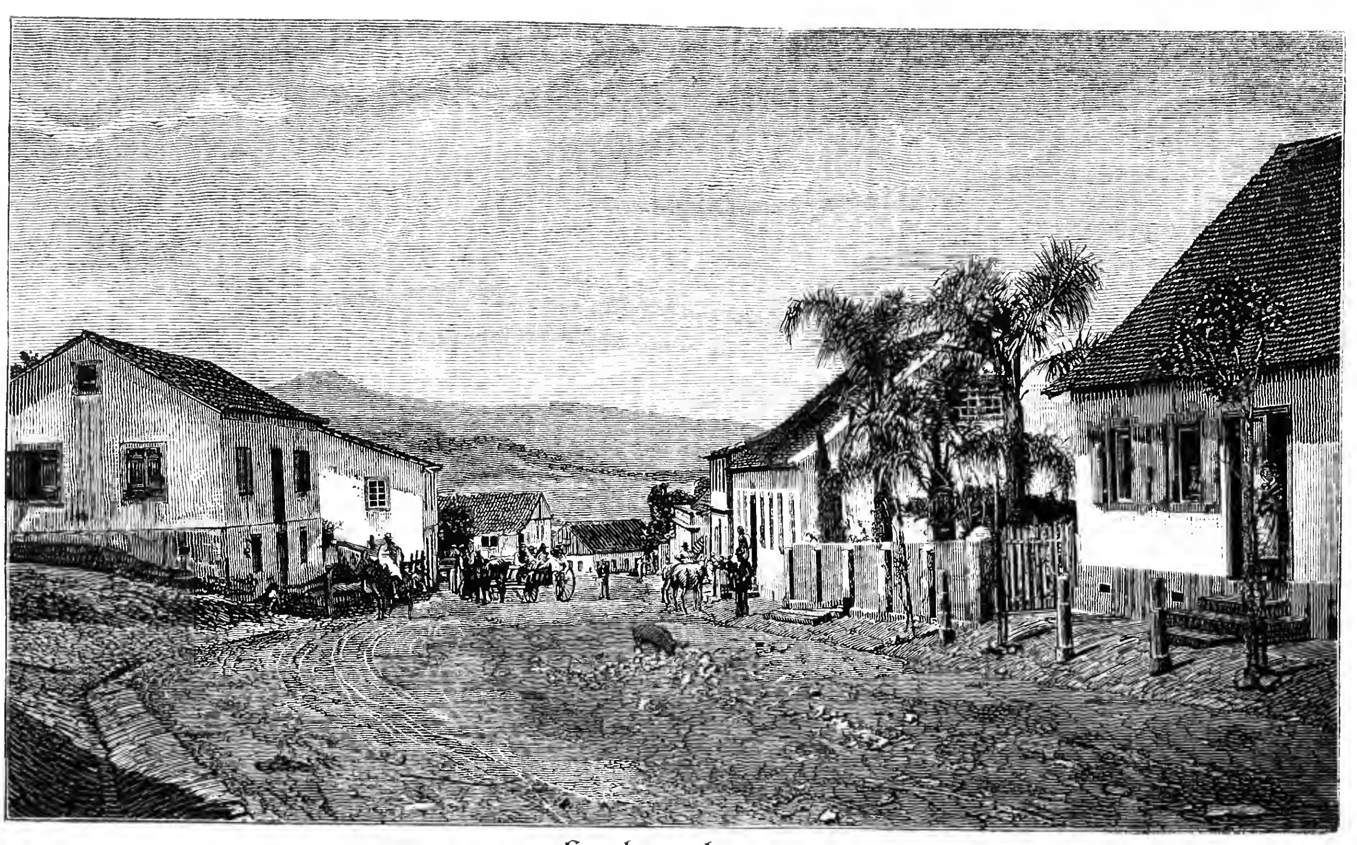
Erwerb aber, falls ein solcher heutzutage überhaupt noch möglich — und wir glauben, daß er noch möglich —, ist Sache der Regierung, deren Entschließung der Private vielleicht in verschwindendem Maße, aber doch nicht ausschlaggebend beeinflussen kann. Was also ist die Pflicht des Privaten, der durch seine Bildung, seinen Stand oder seine Rangstellung berufen ist, sich in dieser Frage ein Urteil zu bilden? Ich meine, er müßte sich sagen: So viel das in meinen Kräften steht, will ich alle Auswanderungslustige im eigenen Lande behalten. Da aber die Auswanderung in gewissem Umfange unvermeidlich ist, so muß jedermann, den seine Bildung, sein Stand und seine Rangstellung zum natürlichen Ratgeber der Menge stempeln, sich darüber klar sein: Wo und in welchem Lande bietet sich einesteils die größte Aussicht für das persönliche Fortkommen des Auswanderers, und wo ist anderntei ls die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sein Deutschtum bewahrt und dem Mutterlande fortdauernd von Nutzen bleibt? Es ist mir vielfach abgestritten worden, daß die Bewahrung des Deutschtums und der deutschen Sprache überhaupt von Wert sei. Auf die Widerlegung solch thörichter Ansichten will ich mich aber gar nicht einlassen, ebensowenig wie auf die Widerlegung der Ansicht, daß man den Auswanderer, sobald man um Rat gefragt wird, dahin gehen lassen solle, wohin der Zufall ihn treibt. Wir sind ja doch keine Herdentiere, sondern denkende Wesen. Die Frage also, wohin man dem Auswanderer, falls man ihn nicht im Lande zurückhalten kann, raten soll, seine Schritte zu lenken, sowohl in seinem eigenen persönlichen, wie im allgemein nationalen Interesse — diese Frage ist wahrlich der Lösung wohl wert.

Inhalt.





Der Stadtplatz der Kolonie Blumenau (in der brasilischen Provinz Santa Katharina.)



Hamburgerberg.

Rechts Gasthaus Kröfft, im Hintergrunde der Berg Dous Irmaos.

Die Deutschen

im

Brasilischen Urwald

Von

Hugo Zöller

II. Band

Mit Illustrationen und einer von Dr. **Henry Lange** gezeichneten Karte

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1883

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Fünftes Kapitel.

Die Kolonie Dona Francisca.

(Der Seeverkehr längs der Küsten Brasiliens. — Das Frühlingsland Santa Katharina. — Eine Erinnerung an Gerstäcker. — Die Themse von Joinville. — Freundlicher Empfang in dem lieblichsten Städtchen, das man sich denken kann. — Phäaken-Leben. — Warum findet sich in den deutschen Kolonien so viel Wohlstand und so wenig Reichtum? — Dona Francisca leidet an dem Mangel eines großen Export-Artikels. — Verkehrserschwerungen und mangelnde Energie. — Die große Zukunft des Südens. — Ein fideles Völkchen. — „Summs“ und Liebhabertheater. — Die deutschen Mädchen sitzen nach Männerart zu Pferde, wenn sie zur Kirche und zum Tanze reiten. — Der Charakter dieser Leute hat etwas unbeschreiblich Liebes und Anheimelndes. — Brasilier und Deutsche im Kampfe um das Dasein. — Der Hamburger Kolonisationsverein von 1849. — Die tüchtigste Leistung auf diesem Felde, welche das Deutschtum bisher aufzuweisen hat. — Rossenkultur, Weideland und Capoeira. — Der Bauer verlernt den Gebrauch des Pfluges. — Studien aus dem verschwindenden Urwald. — Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. — Blondlockige deutsche Schulkinder unter Kaffeebäumen und Zuckerrohrstauden. — Auf dem roggenbauenden Hochland. — Die Pfadfinder des Urwaldes. — Tiger und wilde Indianer.)

Von meiner Reise durch die Provinz S. Paulo zurückgekehrt, schiffte ich mich am Morgen des 25. Juli in Rio de Janeiro nach dem Süden ein. In der großen Handels- und Verkehrsstadt gibt es weder Transport-Gesellschaften noch Dienstleute, und da jene Portugiesen, die ihre Dienste verdingen, sehr unzuverlässig sind, so sah ich mich veranlaßt, der Beaufsichtigung wegen auf einer Strecke von fünfviertel Stunden neben dem Karren,

der meine Gepäckstücke trug, herzuwandern. Für einen Wagen hatte man mir 15 Milreis (30 Mark) abverlangt. Auch so aber dauerte es 3 1/2 Stunden, bis ich an Bord war, und die ganze Geschichte kostete 5,200 Reis (10,40 Mark).

Der Calderon war ein englisches Schiff mit englischer Einrichtung, englischer Küche und englischen Offizieren, das mit brasilischen Matrosen unter brasilischer Flagge fuhr. Der Kapitän war ein allerliebster Mensch und — wie sich bei der vorhergehenden Fahrt in einer Stunde höchster Gefahr gezeigt hatte — ein ebenso vortrefflicher Seemann; er sprach, was für seine Nationalität bezeichnend ist, kein Wort portugiesisch, stellte mir aber, als er mich seiner eigenen Sprache mächtig fand, so ziemlich das ganze Schiff mit allem, was drum und dran hing, zur Verfügung. Die Gesellschaft an Bord bestand aus Brasiliern, deren Aeußeres und Inneres zu unbedeutend war, als daß ich etwas Besonderes darüber zu sagen wüßte. Ein jeder besaß zwei bis drei Diamantringe, aber kein einziger ein reines Hemd. Sie waren weder reinlich, noch zutraulich, noch höflich und betrugen sich wie die Kinder, trotzdem sie zweifellos den besseren, wenn auch nicht den besten Gesellschaftsklassen angehörten.

Auf meinen Gepäckstücken war, wie das bei längeren Reisen sehr zweckmäßig ist, Name und Bestimmungsort in großen Lettern aufgezeichnet. Trat ich nun plötzlich hinzu, so stand jedenfalls irgend ein Brasilier davor, der die Sache laut herlas; anstatt aber irgend eine Bemerkung zu machen oder auch nur sich durch ein freundliches Lächeln zu entschuldigen, pflegten die betreffenden Persönlichkeiten beschämt und wie auf einer bösen That ertappt zu verduften. Ebenso ungezogen war das Benehmen der schmutzigen Rangen, ebenso kindisch dasjenige der Weiber — in England würde man sie als eligible young ladies bezeichnet haben —, die ungewaschen, braun von Gesichtsfarbe und mit schlecht gekämmten Hauren wie die Indianerinnen aussehend, stundenlang ein halbes Dutzend in einer Reihe mir gegenüber auf dem Sofa zu sitzen pflegten, mich beobachtend, wenn ich schrieb, dabei grin-

send und mit Zahnstochern im Munde herumfahrend. Sonst gab es außer mir bloß noch ein paar französische Ingenieure an Bord, die, direkt von Bordeaux herkommend, in Rio Grande do Sul beim Bau der Südbahn beschäftigt werden sollten.

Der Verkehr zwischen Nord- und Mittel-, zwischen Mittel- und Süd-Brasilien wird einstweilen bloß auf dem Seewege unterhalten. Zu Lande kann man wohl von Rio de Janeiro nach S. Paulo, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, reisen, wohin ja (bei 14 ½stündiger Schnellzugsfahrt) eine Eisenbahn führt; von dort aber zu Lande nach Curitiba, Dona Francisca, Blumenau und Porto Alegre zu gelangen, ist eine Sache, die, wenn auch keine Unmöglichkeit an sich, doch Monate über Monate erfordern würde und noch niemals von einem der mir bekannt gewordenen Reisenden unternommen worden ist. Nun hat aber auch der Seeweg seine Haken. Ganz Süd-Brasilien besitzt keinen einzigen Hafen, der gemäß natürlichen Verhältnissen und menschlichen Einrichtungen als Hafen ersten Ranges zu bezeichnen wäre, und was im besonderen die Provinz Rio Grande do Sul anbelangt, so befindet sich diese sogar in noch schlechterer Lage als unsere deutsche Nordseeküste, die bei aller Handelsenergie doch niemals den Mangel eines wahren und wirklichen Naturhafens verwinden wird.

Wenden wir uns von Santos aus südwärts, so finden wir (von dem unbedeutenden Cananéa abgesehen) zunächst die Bucht von Paranaguá, bei der die Einfahrt durchaus nicht ohne Gefahr ist. Guaratuba hinwiederum ist unbedeutend, São Francisco besitzt einen ausgezeichneten Hafen, aber (da eine brasilische Zollstätte in ihrer pedantischen Einrichtung mindestens 20 Beamte zählen muß und dieserhalb sehr kostspielig ist) keine Alfándega; Itapocorohy ist vielleicht ein Hafenort der Zukunft, gegenwärtig aber bloß eine Meeresbucht; Itajahy, der Hafen von Blumenau, ist seit der großen Ueberschwemmung (Sept. 1880) bloß für Schiffe von sehr geringem Tiefgange zugänglich, Porto Bello hat kein Hinterland und

selbst Desterro ist für tiefgehende Schiffe nicht erreichbar. Ueber Laguna, welches demnächst durch einen Privatdampfer mit Desterro in Verbindung treten wird, weiß ich nichts Näheres, ebensowenig über jenen Zukunftshafen, der vielleicht einmal im Norden der Provinz Rio Grande do Sul mit ungeheuren Kosten ausgegraben werden wird. Nach Porto Alegre, der Hauptstadt dieser Provinz, gelangen keine großen Seedampfer, und der nächstgelegene Hafen (Rio Grande) ist auch nur für mittelgroße Schiffe und nach Ueberschreitung einer Barre erreichbar, vor der die Fahrzeuge nicht selten tagelang warten müssen.

Der schlimmste Feind für die Entwicklung der Provinz Rio Grande do Sul ist jener schmale, sandgebildete Landstreifen, welcher die beiden Haffe „Lagoa dos Patos“ und „Lagoa Mirim“ und damit auch das Binnenland vom Meere abschneidet. Die Städte Rio Grande, Pelotas und Porto Alegre aber liegen auf dem Festlande, an jenen seichten Haffen, nicht am Meere, und zu ihnen führt durch jenen Landstreifen bloß eine einzige, noch dazu durch die oben erwähnte Barre schwer passierbare Durchfahrt. Diese Küsten würden trotzdem nicht so schlimm sein, wenn zuverlässige Kartenaufnahmen und außerdem einige Leuchtfeuer und Seezeichen beständen. An all diesem aber fehlt es — soweit nicht englische und französische Arbeiten dem Mangel abgeholfen haben — nahezu vollständig, denn in Brasilien nimmt man bloß Anläufe, ohne, seltene Ausnahmen abgerechnet, etwas zu vollenden. Auch ist die brasilische Marine viel zu bequem, um sich in energischer Weise auf kartographische Aufnahmen zu verlegen.

Sehen wir von den Segelschiffen ab, so vermitteln gegenwärtig zwei Dampferlinien den Küstenverkehr: die englische Linie, mit der die deutschen Dampfer einen Vertrag betreffs Warenbeförderung nach dem Süden abgeschlossen haben, entsendet von Rio de Janeiro aus monatlich drei Dampfer über Paranaguá, Desterro und Rio Grande nach dem Laplata; die (brasilische) sogenannte National-Linie fertigt monatlich zwei Dampfer ab, von denen der eine bloß die größeren Plätze, der andere aber

Santos, Cananéa, Iguape, Paranaguá, Antonina, Guaratuba, São Francisco, Itajahy, Desterro und Rio Grande anläuft. Noch wäre zu erwähnen, daß während einer gewissen Zeit des Jahres (d. h. derjenigen Zeit, während welcher sie Auswanderer herüberbringen) einige Dampfer der Hamburg-südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft ihre Fahrten über Rio de Janeiro und Santos hinaus bis São Francisco, dem Hafen der deutschen Kolonie Dona Francisca, erstrecken. Schließlich fährt von Desterro (Santa Katharina) ab dreimal monatlich der Dampfer San Lorenzo (40 Tonnen Ladekraft) nach Porto Bello, Itajahy und São Francisco, sowie auf demselben Wege rückwärts. Von Itajahy gelangt man alsdann mit dem Flußdampfer Progresso (14 Tonnen Ladekraft) nach dem Stadtplatz der deutschen Kolonie Blumenau, von São Francisco mit dem Flußdampfer Babitonga (5 Tonnen Ladekraft) nach Joinville, der Hauptstadt der deutschen Kolonie Dona Francisca.

Alle diese Linien, mit Ausnahme der Hamburger Dampfer und der obenerwähnten Flußdampfer, erhalten von der Regierung starke Zuschüsse, leisten aber trotzdem nicht, was der Handel von ihnen zu erwarten berechtigt ist, indem sie erstens ihre Fahrzeiten niemals innehalten, zweitens zu sehr dem Einflusse der „Mächtigen“ unterworfen sind und drittens aus Eigensinn oder Bequemlichkeit die bereitliegenden Ausfuhrwaren häufig wochenlang auf Beförderung warten lassen, was natürlich bei vielen Artikeln, die der Verderbnis leicht ausgesetzt sind, große Verluste mit sich bringt. Eine deutsche Dampferlinie, die ihre Fahrten regelmäßig (nicht bloß wie die Hamburger Schiffe zu gewissen Zeiten) zum Süden erstreckte, wird sehnsüchtig herbeigewünscht, als das beste Mittel, den Handel Südbrasiliens zu beleben. Allerdings dürfen die Dampfer der englischen Linie (sie hat ihren Sitz in Liverpool) ebenso wie diejenigen der Nationallinie bloß 9 Fuß Tiefgang haben, es gibt aber doch eine Anzahl Häfen in Südbrasilien (beispielsweise São Francisco, Porto Bello und mehrere andere), in denen nach geeig-

neter Untersuchung doch auch Schiffe jedes Tiefganges würden einlaufen können. Wichtig genug ist die Frage; hier ist wirklich ein Feld der Handelsthätigkeit, das Deutschland sich mit leichter Mühe erobern kann. Der Vollständigkeit halber will ich jedoch nicht unerwähnt lassen, daß die Herren von Montevideo, die eine außerordentliche Angst vor einem gewissen bösen Gaste aus Brasilien besitzen, während der ganzen Gelbfiebersaison, und zwar zuweilen in übertriebener Sorgfalt, vom Oktober bis Mai eine 14tägige Quarantäne über alle aus brasilischen Häfen kommenden Schiffe verhängen.

Was nun die Fahrt auf dem Calderon anbelangt, so führte sie längs der Küste eines der gebirgigsten Länder der Erde dahin. Freilich waren das, was wir sahen, keine Gebirge im gewöhnlichen Sinne, alle jene Bergprofile, die sich beim Vorüberfahren so hübsch am Horizont abzeichnen, sind nichts weiter als die westlichen Gehänge des großen brasilischen Plateaus.

Von Bewohnern der Luft und des Wassers bekamen wir Möven, Springfische und fliegende Fische zu Gesicht. Die letzteren werden im allgemeinen als Tropenfische betrachtet, bei warmer Witterung aber stellen sie bis sehr weit über die Wendekreise hinaus ihre Springübungen an, nordwärts bis zu den Banken von Neufundland, südwärts bis zum Laplata.

Am Morgen des 27. Juli ankerten wir vor den Sümpfen von Paranaguá (so heißt der bedeutendste Hafenplatz der brasilischen Provinz Paraná), das noch 16 Seemeilen landeinwärts von jener Barre liegt, die den Eingang zur gleichnamigen Bai bildet. Wir hatten die letzte Strecke bloß mit halbem Dampf zurückgelegt, weil die Schiffe der schlechten Passage wegen nur ungern des Nachts heranfahren. Schmale Kanoes aus Baumstämmen, die mit rätselhafter Sicherheit von ihren Insassen gerudert werden, kamen uns entgegen, man lud einige Koffer aus Kuhhäuten aus, an denen noch unbeschädigt die Haare festsaßen, und an hübsch bewaldeten Inseln vorbei ging es durch die letzte Strecke der weiten und recht hübschen

Bai, die sich aber in landschaftlicher Hinsicht doch nicht mit Rio de Janeiro vergleichen darf.

Am Quai von Paranaguá lagerten zahlreiche deutsche Waren oder wenigstens solche Waren, die laut Aufschrift der Kisten von deutschen Plätzen herübergesandt waren: Welleneisen, Gilka, Magenbitter, Augostura, Kopenhagener Bier und Hamburger Rotwein. Das Bild von Paranaguá war mit seinen weißgetünchten Häusern, seinen rotbraunen Ziegeldächern und einigen darüber hinausragenden Palmen von fern betrachtet recht hübsch gewesen, in der Nähe verlor es: die Straßen stellten sich als breite Sandstreifen dar mit urwüchsigen Quader-Trottoirs und von den Häusern imponierten nur noch die zahlreichen Konsulate — welche hier die Hauptrolle zu spielen schienen — durch ihre mächtigen Flaggenstangen. Rings um den Ort führten urwüchsige Buschwege, von denen aus man abseits und versteckt zuweilen ein Bauernhaus wahrnahm, landeinwärts. Ich pflückte wilde Doppelrosen, Farne, Erdbeeren, ich bewunderte die Vögel, die sich einer gewissen unappetitlichen Nahrung wegen so hübsch mit den frei im Walde weidenden Kühen vertragen, ich verfolgte eine gute Strecke landeinwärts die nach Curitiba führende Eisenbahnlinie (sie ist gegenwärtig bis Morretes vollendet), ich ließ mir den weiß und blauen Granit zeigen, der von Felssprengungen in der Serra herrührte, ich suchte vergebens nach der berühmten Graciosastraße (einer der besseren in Brasilien), die jetzt durch den Bau der Eisenbahn nutzlos wird, ich plauderte mit einigen der vielen im Orte ansässigen Deutschen, ließ mir von der großen Anzahl Deutschen, die in Curitiba leben sollten, und von der verunglückten, weil sinnlos ohne Verkehrswege im tiefen Binnenlande angelegten Kolonie — sie zählt 2976 Bewohner, darunter 288 Deutsche — Assugny erzählen; dann kehrte ich an Bord zurück, gerade zeitig genug, um noch das Einladen von 80 Tonnen für Montevideo bestimmter Bananen mitanzusehen. Ein kühner Unternehmer hat diese großartige Bananen-Ausfuhr aufgebracht, es wird ihm gegen hohe Vergütung auf jedem

Schiffe eine Abteilung des Laderaums vorbehalten, und da stets ein Mann, der das Lüften und Umwenden zu besorgen hat, mitfährt, so verdirbt nur wenig von den Früchten.

Am folgenden Morgen hatten wir jene hübsche Bergszenerie — mit zahllosen am Ufer umherliegenden erratischen Blöcken — vor uns, die den von der Insel Santa Katharina und dem Festlande gebildeten Kanal einschließt. Zwei Stunden jedoch mußte nach allen Richtungen gelotet werden, ehe wir Fahrwasser für unser Schiff fanden, das nur noch neun Fuß Tiefgang hatte. Dabei fiel mir die eigentümliche Stellung des sogenannten Flaggenkapitäns auf, der eigentlich nichts Andres zu thun braucht, als schlafen, gut essen und trinken. Es ist nämlich brasilisches Gesetz, daß unter brasilischer Flagge fahrende Schiffe bloß von brasilischen Kapitänen geführt werden dürfen. Wie man die Vorschrift umgeht, zeigte die Thatsache.

In Desterro stieg ich im „Hotel Brasil“ ab, das ein wenig teuer war, wie denn im allgemeinen die Preise in Santa Katharina zwar etwas, aber doch nicht sehr viel billiger sind als in dem übertrieben kostspieligen Rio. Der Wirt war früher Schauspieler gewesen, dazu kein schlechter, wie man mir sagte, und „stolz mit des Siegers Miene“ kommandierte er in der Haltung des Troubadours die Table d'hote.

Zu sehr verschiedenen Stunden werden in den verschiedenen Orten Brasiliens die Mahzeiten eingenommen. In Rio trinkt man Kaffee, ißt Butter und Brot dazu (es wird das ins Zimmer gebracht), sobald man aufsteht. Um 10 Uhr folgt der Lunch und um 5 Uhr die Hauptmahlzeit. In Desterro speist man je nach der besonderen Vorliebe der betreffenden Familie zwischen zwei und halb vier zu Mittag. In den deutschen Kolonien, wo überhaupt häufiger und mehr gegessen wird, nimmt man den Morgenkaffee mit Butter und Brot nach dem Aufstehen, um 10 Uhr ein recht solides Frühstück mit Fleisch und Eiern, um 2 Uhr Mittagessen und um 8 Uhr Abendessen. Dazu wird in Brasilien nach jeder Mahlzeit Kaffee gereicht.

Stadt und Insel Santa Katharina sind hübsch, sehr hübsch; Gerstäcker hat beide vortrefflich beschrieben und besser könnte ich es wahrlich nicht machen. Der vielgereiste Schriftsteller wohnte damals bei dem Ingenieur Kräplin, einem Original, vortrefflichen Erzähler und einem der besten Kenner Brasiliens, der manches Material zu Gerstäckers Berichten geliefert hat. Nur insofern hat sich der Anblick von Santa Katharina seit Gerstäckers Zeiten geändert, als die Insel heutzutage fast ganz ausgebaut und für den Kaffeebau in größerem Umfange nicht mehr tauglich ist, so daß die Berge sich mehr und mehr mit Buschwerk und neu entstehendem Wald (Capoeira) umkleiden. Ich besuchte den Präsidenten der Provinz, der mir darauf im Stile altportugiesischer Höflichkeit durch zwei Beamte und unter großem Pomp ein Schreiben sandte, worin er seiner Freude über diesen Besuch Ausdruck gab; ich bewunderte im Garten des deutschen Konsuls Herrn Hackrath eine erst zwölfjährige, aber doch schon recht majestätische Allee von Königspalmen, sowie jene seltsame Kaktusblüte, „die Königin der Nacht"; ich war in einer katholischen Kirche Zeuge davon, wie während der Hochmesse die Hunde am Altar umherliefen und Weiber mit langen seidenen Schleppkleidern auf dem ekligschmutzigen Boden knieten. Dann ging es weiter zu den deutschen Kolonien, zu denen schon lange meine Sehnsucht mich hinzog.

Noch möchte ich hinzufügen, daß der Name Santa Katharina in dreifachem Sinne, nämlich für die Stadt, für die Insel und die ganze Provinz gebraucht wird, obgleich er bloß für die beiden letzteren berechtigt ist (die Stadt führt von Rechts wegen den Namen Nossa Senhora do Desterro). Auch möchte ich die andere Thatsache nicht unerwähnt lassen, daß bei der unvernünftigen Kostspieligkeit brasilischer Verkehrsmittel (namentlich auf den kleinen Strecken, wo es keine Konkurrenz gibt) meine südbrasilischen Dampferfahrten bis zu ihrem Abschlusse genau ebenso teuer zu stehen kamen, wie die Ueberfahrten von Europa her.

Itajahy und São Francisco, die Hafenplätze für die

beiden deutschen Kolonien Blumenau und Dona Francisca, stehen durch die Küstendampfer der brasilischen National-Linie, sowie während einer gewissen Zeit des Jahres durch die Hamburger Dampfer in einmonatlicher Verbindung mit Rio de Janeiro. Den Verkehr nach der Provinzialhauptstadt Desterro vermittelt dreimal monatlich ein winziges Dampfboot, São Lourenço genannt, das ehedem als Flußboot den Uruguay befuhr und in seinen Maßverhältnissen von den Rheinschiffchen in Köln, den Spreedampfern in Berlin, den Alsterbooten in Hamburg und den „Mouches" auf der Seine übertroffen wird. Das Unternehmen rentiert sich trotz der hohen Preise (22 Milreis = 44 Mark für eine 24stündige Fahrt, bei Hin- und Herfahrt 10 pCt. Abschlag) und trotz eines hohen Staatszuschusses wegen übler Verwaltung sehr schlecht und leistet auch, da man die bereitliegenden Ausfuhrwaren nicht immer mitnehmen kann oder mitnehmen will, dem Handel nicht die erhofften Dienste. Der Kapitän und seine drei oder vier Mann Besatzung waren Brasilier, die Passagiere, etwa acht an der Zahl, mit einer einzigen Ausnahme Deutsche. Rechnet man zu dem Gesagten die denkbar größte Unsauberkeit, so wird solch nächtliche Küstenfahrt bei aufgeregter See wohl niemand als etwas Begehrenswertes erscheinen. Bei sehr rauhem Wetter laufen denn auch diese kleinen brasilischen Schiffe in die erste beste Bai und warten dort, bis es besser wird. Zunächst allerdings machte sich die Sache nicht so schlimm, und da sich zufällig Herr Dr. Blumenau mit an Bord befand, so verbrachte ich angesichts einer herrlichen Nachtszenerie und bei anregender Unterhaltung ein paar interessante Stunden. Längs der Küste wetterleuchtete es und trotz kühler Witterung bezeichnete das Schiff seine Bahn durch einen weithin sichtbaren Glutstreifen. Um dieses Meerleuchten ist es eine eigentümliche Sache: Wärme, Elektrizität und der Reichtum der betreffenden Meere an phosphoreszierenden Quallen scheinen dabei gleichmäßig ihre Rolle zu spielen, und in diesem Falle übte jedenfalls die mit Elektrizität überladene Luft ihre Wirkung. Alles

dies änderte sich, sobald wir aus jenem schmalen Kanal, den die Insel Santa Katharina mit dem Festlande bildet, hinaus waren; durch fein rieselnden Regen hindurch glotzten die kalten gemeinen Augen jenes egoistischen Gespenstes, das jede Willenskraft lahm legt: für den Rest der Nacht herrschte unumschränkt im Passagierraum die Seekrankheit.

Wir legten in Porto Bello an und fuhren bei Tagesanbruch über die Barre von Itajahy — in Brasilien besitzt so ziemlich jeder Hafen seine störende Barre — in den Fluß gleichen Namens. Längs einsamer, mit dunklem Wald bestandener Gebirgsküsten ging es weiter, zuweilen vorbei an Felseilanden, mit denen die Brandung ihr nutzloses Spiel trieb, zuweilen vorbei an ganzen Flotten auf dem Wasser schwimmender Möven, die glänzend in weißem Gefieder und mit den Wellen sich hebend und senkend ein allerliebstes Bild abgaben. Auch Küstenfahrer mit schwellenden Segeln zogen, obwohl selten, an uns vorüber, wie denn der ganze Handelsverkehr längs dieser Gestade außer den obenerwähnten Dampfern bloß durch flachgehende Segelschiffe vermittelt wird. Gegen Abend bogen wir in den sogenannten Rio de São Francisco ein, einen Meeresarm, der von der Insel gleichen Namens mit dem Festlande gebildet wird. Der Weg durch einen südlicheren Meeresarm würde die Reise um volle sechs Stunden abkürzen und ist auch häufig genug von tiefgehenden Schiffen — wie beispielsweise seiner Zeit von dem deutschen Kanonenboot Albatros — gewählt worden, pedantische Vorschriften jedoch — und in thörichter Pedanterie leistet Brasilien recht viel — verhindern die brasilischen Kapitäne, das zu thun, was den Kapitänen aller anderen Nationen erlaubt ist.

Die deutsche Kolonie Dona Francisca liegt wie alle anderen deutschen Kolonien Brasiliens nicht direkt an der See, zwischen sie und das Meer schiebt sich ein 30—40 km breiter und teils gar nicht, teils von Brasiliern bewohnter Küstensaum, in dem sich bloß hier und dort auf eigene Faust hin einige Deutsche niedergelassen haben. Auch die

Insel, welche den Hafenort São Francisco trägt, ist fast ganz brasilisch und gilt als ein etwas trostloser Aufenthaltsort. Da aber die Bai am ganzen Küstensaum Südbrasiliens von Santos abwärts bis zur Barre von Rio Grande den besten Hafenplatz darstellt, da das Hinterland sich unter deutschem Einflusse auffallend schnell entwickelt, so ist dem Städtchen eine gewisse Zukunft nicht abzusprechen. Auch landschaftlich ist diese Bai nicht übel, ja man könnte die Szenerie großartig nennen, wenn man nicht noch die phantastisch-grotesken Formen von Rio de Janeiro im Gedächtnisse trägt.

Und da wir einmal bei der Bai von São Francisco sind, so möchte ich ein kleines Vorkommnis nicht unerwähnt lassen, welches sich, obwohl unbemerkt von den Bewohnern, wenige Stunden später am gleichen Abende abspielte. Die deutsche Korvette Viktoria — das zweite deutsche Kriegsschiff, welches den Hafen von São Francisco besucht — war, eben von Montevideo kommend, eingelaufen, als es sich trotz fleißigen Lotens bei beginnender Ebbe festsitzen sah. Rings um das Schiff herum war freies Wasser; der Zufall hatte gewollt, daß die Korvette genau senkrecht über einem Felsen ankerte, der früher einmal durch eine Boje bezeichnet gewesen war. Der Kiel wurde an mehreren Stellen eingedrückt, die Maschine hob sich um einige Zoll und das Schiff legte sich in bedenklicher Weise auf die Seite. Durch Hinüberrollen der Kanonen stellte man das Gleichgewicht wieder her, aber erst nach zweimaligem Wechsel von Ebbe und Flut gelang es, das Schiff vermittelst seiner Ankerketten von der heimtückischen Klippe herunterzuziehen, uud hätte die Sache sich wenige Tage später bei stärkerem Flutwechsel ereignet, so wäre möglicherweise die Viktoria verloren gewesen. So aber vermochte die Korvette sechs Tage später — während der Zwischenzeit beschäftigte man sich mit Lotungen im Hafen — zur Ausbesserung nach Rio weiterzudampfen, und der Schaden wird kaum mehr denn einige Tausend Thaler betragen haben. So viel von dem, was ich von Hörensagen über das Unglück der Viktoria erfuhr; denn als

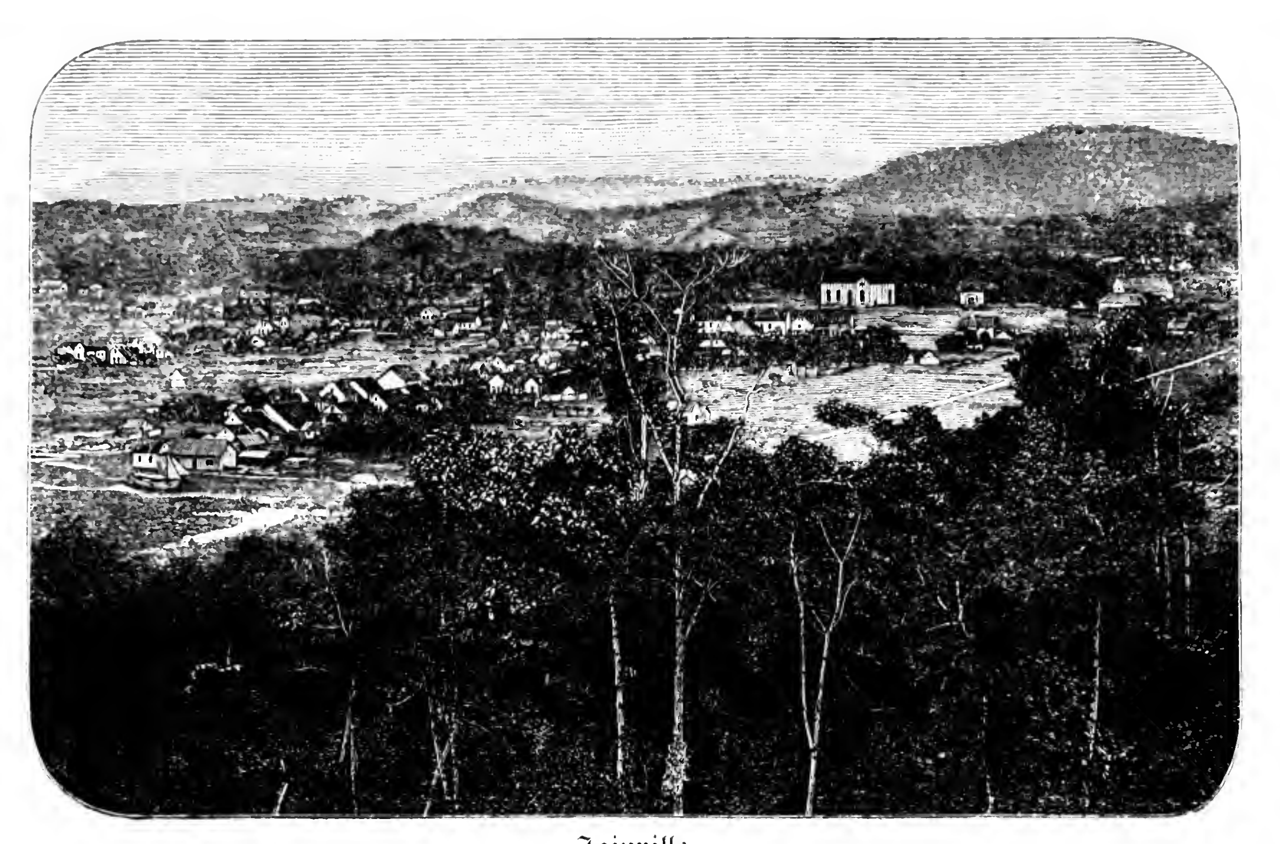
Kapitän Valois nebst mehreren Offizieren wenige Tage später unter großem Jubel der deutschen Einwohnerschaft in Joinville, der Kolonialhauptstadt, empfangen wurde, befand ich mich schon 100 km weiter auf dem Roggen bauenden Hochland.

Die Weiterreise von São Francisco nach Joinville gedachte ich derart einzurichten, daß ich am folgenden Morgen mit dem São Lourenço bis zur Lagune Saguassú, d. h. etwa halbwegs und von da ab mit kleinem Kanoe gefahren wäre; kaum aber hatten wir Anker geworfen, als sich ein Nachen dem Schiff näherte und die Nachricht überbrachte, daß der dem Koloniedirektor Herrn Brustlein gehörige Dampfer „Babitonga" um meinetwillen einen Tag länger als gewöhnlich in São Francisco verweilt habe und mich mit Eintritt der nächsten Flut, d. h. gegen 4 Uhr morgens, nach Joinville befördern werde. Am Lande empfing mich Herr Konsularagent Dettmar mit den Worten: „Wir freuen uns über Ihre Ankunft als ein Mittel, in weiteren Kreisen des Mutterlandes etwas über unser Ergehen hören zu lassen, denn wenn wir auch gut vorwärts kommen, wenn auch dieses Land schön und reich ist, so fühlen wir uns doch ein wenig verlassen uud von der Welt abgeschnitten." Die Nacht verbrachte ich auf brasilischem Boden zum erstenmal in einfachem, aber reinlichem deutschen Wirtshause, das ich den glänzend-schmutzigen Restaurants von Rio de Janeiro entschieden voranzustellen geneigt war.

Aeußerst hübsch war die nachfolgende dreistündige Fahrt, zunächst noch durch die inselreiche Bai, dann durch die Lagune und schließlich in schmalem, vielgewundenem Flußbett aufwärts bis Joinville. Der „Cachoeira" (ausgesprochen Kaschoera), der einstweilen noch die einzige Verbindungsstraße der Kolonie nach dem Meere hin darstellt, ist im Grunde genommen nichts weiter als der Unterlauf eines Gebirgsbaches, der bloß bei genauester Beobachtung von Ebbe und Flut für kleinere Fahrzeuge bis Joinville schiffbar ist und an einigen Stellen mehr einem Rinnstein denn einer Wasserstraße gleicht. Die

sumpfigen Ufer sind mit Mangrove-Dickicht bestanden, das von Buschwerk und einzelnen Palmen überragt wird. Menschliche Wohnungen bekommt man zunächst nicht zu Gesicht, bewohnt aber ist das Land dennoch, wenn auch dünn, und zwar von einer stark mit Indianerblut vermischten Bevölkerung, die sich, von Jugend auf an dieses Sumpfleben gewöhnt, in lebensgefährlicher Weise auf schmalen Baum-Kanoes herumtummelt. Gegenwärtig kann glücklicherweise die Kolonie der Dienste der „Caboclos“ entraten, früher aber mußten für die Beförderung in schwankendem Kanoe nicht selten die geschraubtesten Preise bezahlt werden. Somit hat der „Babitonga“ ein dringendes Bedürfnis der Kolonie befriedigt, wenn er sich auch trotz billiger Holzfeuerung einstweilen noch recht schlecht rentiert. Immer enger und enger wird inzwischen der Fluß, statt des Sumpflandes treten Wald und Hügel auf; noch eine Wendung, dann erscheint — brüderlich auf einer Anhöhe neben der Freimaurerloge stehend — die katholische Kirche, und man ist erstaunt, unter einer ganzen Anzahl selbst zweimastiger Segelschiffe — die Kolonie verfügt über 16 selbstgebaute Fahrzeuge von 266 Tonnen Gehalt — anzulegen. Herr Konsul Dr. Dörffel, Herr Böhm, der Redakteur der Kolonie-Zeitung, und Herr Postagent Lange (ein früherer schleswig-holsteinischer Offizier) empfingen mich am Landeplatz und geleiteten mich zu Wagen nach dem Kühneschen Gasthaus, wo ich mich bald heimischer fühlte, als vorher an irgend einem andern Orte in Brasilien.

Joinville, das auf einem seltsamen Umwege seinen Namen von der Gattin des höchsten Römergottes erhalten, ist die Hauptstadt eines Munizipiums von etwa 19 000 Seelen (darunter etwa 15 000 Deutsche und deutschsprechende Deutschenkinder), sieht aber für seine 2000 Seelen so stattlich aus, wie unter gleichen Verhältnissen nur selten ein Oertchen in Europa. Schaut man von dem hochgelegenen Kirchhof herunter, so hat man in malerischem Bergland ein reizendes Badestädtchen vor sich, das, wenn auch nicht Reichtum, so doch bis in alle Ein-



Joinville.

Im Vordergrund der Hafen (Cathoura-Fluß); im Hintergrund auf einer Anhöhe die katholische Kirche.

zelheiten hinein Wohlstand verrät. Die alte brasilische Bauart und besonders die Sitte, das Dach mit Palmblättern zu belegen, ist hier schon längst aufgegeben, anstatt dessen haben wir einstöckige und weißgetünchte Ziegelhäuser vor uns, die mit braunroten Pfannen gedeckt und durch ausgedehnte Gärten von einander getrennt sind. Die zu jedem Hause gehörigen Grundstücke sind für europäische Verhältnisse groß und teilweise noch, sei es mit älterem (Urwald), sei es mit neu aufgesprossenem Walde (Capoeira) bedeckt, so daß der Verkehr des Menschen mit der Natur sich hier in unmittelbarster Form ergibt; von der Verteilung des Bodens aber wird später noch eingehender die Rede sein, und so möchten wir uns zunächst noch ein wenig mit der Stadt als solcher und ihren Bewohnern beschäftigen.

Straßen, Anlage, Bauart und Aussehen der Häuser sind ganz und gar mitteleuropäisch; man kann die Stadt gar nicht besser vergleichen als mit einem mittelgroßen deutschen Badeort (etwa Lippspringe), der wohl zu Gemütlichkeit und Wohlstand, aber doch noch nicht zu den anspruchsvollen Luxusbauten fashionabler Weltbäder gelangt ist. Und doch fehlt es auch in Joinville nicht an anmutigen und nicht mehr bloß auf das Nützliche, sondern auch auf das Schöne gerichteten Wohnsitzen. Da ist beispielsweise die dem Prinzen von Joinville gehörige Wohnung des Koloniedirektors; da ist der von künstlichen Seen und stattlichen Gärten umschlossene Landsitz des Konsuls Dr. Dörffel; da sind die nicht minder hübschen Villen einiger Kaufleute und was dergleichen mehr ist. Der Gesamtwert aller Gebäude in der Kolonie soll sich bereits auf 1500 Kontos (3 Mill. Mark) beziffern, — doch was braucht man zu trockenen Zahlen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man die lebendige Wirklichkeit vor sich hat.

Solch ein reinlich-freundliches Häuschen in halb deutschem, halb schweizerischem Villenstil spricht deutlicher als alle statistischen Daten, besonders wenn es, wie hier im Herzen des südlichen Winters, von blühenden Rosen-

hecken, von blühenden Kamelien, von fruchttragenden Bananenstauden, von duftenden Veilchen, von Kaffeesträuchern mit rotschimmernden Beeren, von Zwergpalmen und ragenden Kokeren, von echt deutschen Epheulauben, von Lilienbäumen, Bambusgebüsch und in originellem Widerspruch von Erbsen, Möhren, Saubohnen, Kartoffeln und Petersilie umringt ist. Namentlich der Bambu gedeiht hier in wunderbarer Schönheit, und einzelne Individuen stellen ganze gigantische Säulenbündel dar mit überhängenden Gewölbeausschnitten in gotischem Stil. Unsere lieben heimischen Buchen, Eichen und Linden wird man allerdings vergebens suchen; von europäischen Bäumen gedeiht bloß, was im praktischen Sinne nichts taugt, wie z. B. die Trauerweide, und auch diese hat jetzt im Winter ihre Blätter abgeworfen. Andere Bäume hinwiederum, die man mit viel Mühe aus Europa hierher verpflanzt, wissen nicht recht, wie sie sich zu dem seltsamen Ding von hiesigem Winter stellen sollen, und um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, haben sie wie in ähnlicher Lage viele Menschen eine halbe Maßregel ergriffen und die Hälfte ihrer Blätter abgeworfen, um mit der andern abzuwarten, was da kommt.

Leider haben die ersten Ansiedler von Joinville ihre Häuser mit allzu großer Vorliebe in der damals noch etwas sumpfigen Niederung erbaut, während sie auf den warmen Nordgehängen der Hügel bessere Luft und schönere Aussicht gehabt hätten. Und gerade die Ueberblicke, die sich von einigen dieser Anhöhen auf die Gebirge rings umher eröffnen, dürfen einer sommerlichen Landschaft aus dem Harz oder Thüringer Walde kühn an die Seite gestellt werden. Nun hat es allerdings seinen guten Grund, wenn man auch heute noch mit den Häusern wohl an den Berggehängen aufwärts, aber niemals bis zur Höhe geht, denn da nicht die geringsten Einrichtungen zur Heizung vorhanden zu sein pflegen, so würde hoch oben der kalte (unserm Nordost entsprechende) Südwestwind zuweilen recht bitter empfunden werden.

Das Klima von Joinville und Umgebung ist mir persönlich, trotzdem ich recht unwohl von Rio her anlangte, sehr gut bekommen und kann im allgemeinen als gesund bezeichnet werden. Obwohl die Stadt zwar weitab vom Meere, aber doch bloß wenige Meter über dem Meeresspiegel liegt, ist das gelbe Fieber, das mehrmals in dem Hafenorte São Francisco gewütet, niemals bis dorthin vorgedrungen, wohl aber haben Typhus, Wechselfieber, Nervenleiden und Rheumatismen ihre Opfer gefordert. Auch ist die in fast allen Reisebüchern vertretene Ansicht gänzlich falsch, daß das „Frühlingsklima" von Südbrasilien sich für Lungenkranke besonders heilsam erweise. Die Ansichten unserer Aerzte über die Behandlung jener heimtückischen Krankheit scheinen allerdings weit auseinanderzugehen, denn während die einen ihre Patienten nach trockenen Ländern mit warmer und reiner Luft senden, wie z. B. nach Madeira, Algier, Palermo, Kairo und Sydney, fahren andere fort, feuchte Einatmungen und Seeluft anzuempfehlen. Mag dem sein, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß gerade in der feuchtwarmen Vegetationsluft der brasilischen Provinz Santa Katharina die Opfer der Lungenschwindsucht verhältnismäßig zahlreicher sind, als in Europa. Auf dem etwas trockenern Hochlande mag es trotz der stärkern Temperaturunterschiede besser damit stehen, als innerhalb des subtropischen Küstensaumes; einerseits aber ist das Hochland von Santa Katharina erst seit wenigen Jahren dem größern Verkehr erschlossen, so daß also die betreffenden Aerzte gewiß noch nicht darüber Bescheid wissen, anderseits sind meteorologische Beobachtungen wohl in großer Anzahl am Küstensaume, aber noch niemals auf dem Hochplateau angestellt worden. Diese kleinen Thatsachen habe ich etwas ausführlicher erwähnen zu müssen geglaubt, weil mir mehrere Fälle bekannt sind, in denen sich lungenkranke Leute, durch unrichtige Reiseschilderungen verlockt, beinahe zur Auswanderung nach Südbrasilien hätten verleiten lassen.

Was nun das Leben der guten Leute von Joinville

und Umgebung anbelangt, so läßt es sich mit drei Worten kennzeichnen: Wohlstand und Wohlbehagen, aber kein Reichtum. Dieses Kolonialleben ist eine Art von Idylle, es hat einen kleinen Anflug von Phäakentum und wie dieses seine guten und weniger schönen Seiten. Bezeichnend dafür sind die Urteile, die ich in Rio de Janeiro hörte. Im allgemeinen weiß man dort nicht besser über Südbrasilien Bescheid, als man etwa zur Zeit Karls V. in Madrid über Deutschland Bescheid wußte. Und da es sich bei dem Handelsverkehre der deutschen Kolonien einstweilen bloß um geringe Summen handelt, so blickt auch wohl der Großkaufmann von Rio mit einiger Mißachtung auf sie herab. „Die Leute leben," so sagte man mir, „recht hübsch in den Kolonien, sie amüsieren sich recht gut, wovon sie aber leben, das wissen wir nicht." Und forschte ich weiter nach den Einnahmequellen der Kolonisten, so hieß es mit einem etwas trivialen Ausdrucke: „das läppert sich so zusammen." Man erzeuge ohne große Mühe die notwendigsten Lebensbedürfnisse; dann seien für Kolonisation und Straßenbau stets Regierungsgelder zum Süden abgeflossen, und schließlich dürfe man auch nicht vergessen, daß die älteren Kolonisten durch den Verkauf von Lebensmitteln an die Neuhinzugekommenen gewisse Einnahmen erzielt hätten.

Alles dies ist in gewissem Umfange richtig, und doch auch wieder als Gesamturteil unrichtig. Es ist bekannt, daß alle Kolonien der Erde im Anfange ihres Bestehens mit namenlosen Drangsalen zu kämpfen gehabt haben; es ist auch bekannt, daß eine gewisse Bevölkerungsdichtigkeit erreicht sein muß, ehe im wahren Sinne des Wortes von einer natürlichen, aus sich selbst heraus ihre Antriebe findenden Entwicklung die Rede sein kann. Die Gründe liegen auf der Hand. Der Kolonist, der auf fremden Boden verpflanzt wird, bedarf europäischer Waren und Geräte, ohne zunächst selbst etwas dafür liefern zu können. Womit soll er die Bedürfnisse, die ihm von Europa her zugehen, bezahlen? Mit den Erzeugnissen des Bodens, wird man erwidern. Eben dazu aber ist eine größere

Bevölkerungsdichtigkeit nötig, sonst fehlen dem Kolonisten die Mittel und Wege, um seine Ware an den Markt zu bringen. Wo Hunderttausende zusammenwohnen, da finden sich Kaufleute, Unternehmer und Schiffe, die dem einzelnen, ja selbst den ersten Tausenden fehlen werden. Es ist bekannt, daß die ersten Versuche, Ackerbaukolonien auf nordamerikanischem Boden zu gründen, kläglich gescheitert sind. In allen neuen Ländern hat erst ein großer Ausfuhrartikel gefunden werden müssen, ehe es mit der Entwicklung von selbst weiterging. Diese Ausfuhrware hat für die Südstaaten der Union die Baumwolle, für Kalifornien das Gold, für Australien die Wolle, für den größten Teil von Brasilien der Kaffee abgegeben. Und der Kaffee, wie ihn Nord- und namentlich Südbrasilien in so großen Massen erzeugen, ist in der That ein Exportartikel ersten Ranges, und so lange die Sklavenarbeit dauert, eines der bequemsten Mittel, um selbst ausgedehnte Bedürfnisse zu befriedigen. Gerade deshalb aber, weil der betreffende Kampf den Herren in und um Rio so verhältnismäßig leicht gemacht ist, gerade deshalb verstehen sie den Süden nicht, dem wahrscheinlich eine viel größere Zukunft blüht, der aber bis jetzt noch nicht über einen so herrlichen Gegenstand der Ausfuhr verfügt, wie Mittelbrasilien ihn in seinem Kaffee besitzt. Südbrasilien verhält sich zum Rest des Reiches in ähnlicher Weise wie die Nordstaaten der Union zu den Südstaaten.

Südbrasiliens volkswirtschaftliche Schattenseite ist die, daß es keinen einzigen Artikel in großen Massen erzeugt, der wie der Kaffee leicht und überall verkäuflich ist, ohne durch allzu großes Volumen den Transport unrentabel zu machen oder wenigstens zu erschweren. Und was für Südbrasilien im allgemeinen gilt, das gilt in verstärktem Maße für die Provinz Santa Katharina. Rio Grande do Sul treibt in seinem südlichen Teile schon die Viehzucht der Pampas, die hübsche Exportartikel abwirft, die Provinz Santa Katharina aber, obwohl von der Natur vielleicht am reichsten ausgestattet, ist thatsächlich die ärmste des Landes. Nur muß man das Wort

„arm“ im richtigen Sinne auffassen. Wahre Armut ist vielleicht nirgendwo seltener, ein mäßiger Wohlstand nirgendwo häufiger; es fehlt bloß an dem großen Stil des Lebens, an den Unternehmungen mit größeren Mitteln, wie sie den Fazendeiros des Nordens zu Gebote stehen. Dereinst, wenn einmal die Sklavenfrage im Norden gelöst sein und der Süden eine gewisse Entwicklungsstufe durchlaufen haben wird, dann wird vielleicht das Verhältnis sich umkehren, wie es in Nordamerika sich umgekehrt hat; dann wird vielleicht Südbrasilien eine Heimstätte energischen Schaffens werden, während die durch Raubbau verwüsteten Kaffeegehänge des Nordens brach liegen. Einstweilen freilich kann man dergleichen bloß ahnen, vielleicht auch mit dem Mikroskop die Spuren zukünftiger Entwicklung zu entdecken suchen. Sehr viel weiter sind wir noch nicht.

Die Thatsache, daß es Südbrasilien und insonderheit der Provinz Santa Katharina an einem großen Exportartikel fehlt, wird allerseits anerkannt, betreffs der Gründe dagegen, woher das kommt, gehen die Ansichten schon mehr auseinander. Früher schob man alle Schuld auf das Land, wo tropische Kulturen wie Kaffee und Zuckerrohr schon nicht mehr gedeihen wollen, während auch europäische Früchte nicht den richtigen Ertrag gewährten. In diesem Sinne schreibt beispielsweise noch Wappäus. Heute ist man mehr und mehr davon zurückgekommen. Was die Kolonie Dona Francisca anbelangt, so hat es sich gezeigt, daß die ersten Kolonisten sich durch einige Fröste und Mißerfolge etwas allzuschnell vom Kaffeebau hatten abschrecken lassen. Erst heute wird der Kaffeebau im großen wieder begonnen, und daß das Hochland, welches durch die schöne Serra-Straße aufgeschlossen worden ist, sich vortrefflich für den Anbau europäischer Cerealien eignet, daran kann wohl kein Zweifel sein. Was also sind die Gründe, weshalb der doch so stark mit europäischen Elementen getränkte Süden in volkswirtschaftlicher Hinsicht noch immer weit hinter dem Norden zurücksteht? Die Frage ist wichtig, denn sie schließt schon beinahe

ein Gesamturteil über Brasilien in sich, so weit es für europäische Einwanderung in Betracht kommt. Unsere Ansicht ist die, daß Südbrasilien deswegen keinen großen Exportartikel besitzt, weil erstens die Kolonisten, zufrieden mit behäbigem Leben, viel zu wenig energisch produzieren, und weil zweitens die brasilische Regierungsmaschinerie trotz aller Summen, die für Kolonisation ausgeworfen und weggeworfen worden sind, durch Ausfuhrzölle, interprovinzielle Zölle, durch Schikanen, Thorheiten und unglaublich liederliche Rechtspflege die Entwicklung in einer Weise hemmt, wie sich etwas Aehnliches vielleicht auf der ganzen Erde nicht wiederfindet.

„Das Land wäre schön, mehr als schön, das Paradies des europäischen Auswanderers, wenn bloß die Verhältnisse anders lägen," so lautet die ewig und allerorts wiederholte Klage, gleichviel, ob man sich mit einem Kaufmann aus Bahia oder einem intelligenten Kolonisten aus Blumenau unterhält. Handel und Wandel in Brasilien werden durch thörichte Gesetze, durch eine thörichte und egoistische, selbstsüchtige Verwaltung unglaublich erschwert. Wenn das Land trotzdem vorwärts kommt, so zeugt das für eine ungemeine Gunst der natürlichen Verhältnisse. Und mit dem Gesagten will ich durchaus nicht behaupten, daß die Brasilier es etwa schlecht mit den Kolonien meinten. Im Gegenteil; dieselben Verhältnisse walten im Norden, nur kann der Norden sie vertragen. Auch ist nicht zu leugnen, daß die brasilische Regierung nach ihrer Art außerordentlich viel für Kolonisationszwecke gethan hat. Die Leute kolonisieren aber wie die Kinder, welche irgend eine Blume pflanzen und nach zwei Tagen schon nachsehen wollen, ob auch Würzelchen da sind. Nicht weniger als viermal hat man das Kolonisationssystem von Grund aus geändert. Augenblicklich schwärmt man für nordamerikanische Vorbilder und das „laisser faire, laisser aller". Wenn man den leitenden Personen dies oder jenes vorschlägt, so dient es sehr zur Empfehlung, wenn man — mag es nun wahr oder nicht wahr sein — hinzufügt, genau ebenso machten es die Yankees.

Für solche Verhältnisse mögen ein paar Beispiele hier folgen, die vielleicht übertrieben sind, dafür aber den Vorteil besitzen, daß sie an Klarheit nichts zu wünschen lassen. Bedarf irgend jemand für ein öffentliches Unternehmen 5 Kontos (10 000 Mark), so muß er, falls er klug ist, 50 fordern und 45 davon in die Taschen derjenigen Persönlichkeiten gleiten lassen, die ihre Unterschrift zu geben haben. Ein anderes Beispiel ist folgendes: „Wenn", so versicherte mir einmal ein Ladenbesitzer, „ein nichtsnutziger Mensch in mein Haus träte und sagte: Diese zwei Säcke Kaffee, die dort in der Ecke stehen, sind mein, so würde ich ihm mit aller Ruhe erwidern: Sie sehen doch, mein Liebster, daß die Säcke in meinem Hause stehen, mithin spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie mir gehören. Bliebe aber der Brasilier bei seiner Behauptung, so würde ich ihn abermals und abermals auf gütlichem Wege zu überzeugen suchen. Ginge aber das alles nicht und drohte er gar mit einem Prozeß, so würde ich ihm den Vorschlag machen, einen Sack wegzunehmen und mir den andern zu lassen. Ginge er aber auch darauf nicht ein und wäre ich überzeugt, daß er thatsächlich prozessieren würde, dann, ja dann würde ich ihm wohl beide Säcke geben und eine Kußhand dazu, solange er in meinem Hause ist."

Dieses Beispiel zeigt den Wert des brasilischen Gerichtsverfahrens. Aehnlich ist es mit anderen Dingen. Ich bin um die Erde gereist, zu rohen und wilden Ländern, zu kriegführenden Armeen, ohne daß ich ein einziges Mal nach meinem Passe gefragt worden wäre. In Brasilien aber habe ich, um von einer Provinz zur andern zu gelangen, 1½ Tage mit Paßscherereien verloren. Wie erst müssen dergleichen Dinge auf die Produktions- und Exportfähigkeit unbeholfener Kolonisten wirken. Ein Produkt mag noch so billig erzeugt werden, die Erhöhung des Marktpreises durch hohe Arbeitslöhne, fehlende Verkehrsmittel, Ausfuhrzölle, Mangel an Zollstätten, Zollschereien ist derart, daß die meisten Artikel auf dem Weltmarkt nicht mit andern Produktionsländern zu kon-

kurrieren vermögen. Man klagt in Brasilien beständig über hohe Arbeitslöhne und geringe Produktionskraft, beide aber sind durch die oben geschilderten Verhältnisse bedingt. So bewegt man sich in einem ewigen circulus vitiosus, der sich, falls nicht außerordentliche Ereignisse eintreten, bloß sehr allmählich erweitern und freieren Anschauungen Platz machen wird.

Und was nun den andern Grund für den Mangel eines großen Ausfuhrartikels in Südbrasilien anbelangt, so ist es Thatsache, daß sich alle brasilischen Kolonien sehr schnell bis zu einer gewissen Höhe entwickeln, um dann stehen zu bleiben. Woher das? Weil bei fleißiger Arbeit nichts leichter ist, als das Nötige zum Leben zu haben. Dann aber erlahmt die Energie der Leute. Sie erhalten ihr Land vermessen, mit Straße, auf Borg. Haben sie nun ein Haus gebaut und ein bißchen Acker bestellt, so tragen die Knollenfrüchte leicht genug für die tägliche Nahrung. Kommt dazu eine Kuh, ein Pferd, so und so viel Hühner, vielleicht auch noch irgend eine Kleinigkeit, die bares Geld einbringt, so leben die Leute in einer bei uns seltenen Zufriedenheit, in seltenem Wohlstand, und es hält alsdann schwer, sie zu energischeren Anstrengungen anzuspornen. Sie wollen keinen Tabak, kein Zuckerrohr bauen, wenn sie nicht im Laden für das Produkt denselben Preis erhalten, den sie selbst als Käufer dafür auslegen müssen. Da steckt denn ein gut Stück Eigensinn, in dem überhaupt der Deutsche so viel leistet. Nun könnte vielleicht ein übergelehrter Reisender die Theorie aufstellen, daß jene Verminderung der Energie mit der Verpflanzung auf amerikanischen Boden ursächlich zusammenhänge und dem Klima zu danken sei. Dem ist nicht so. Die deutsche Jugend in Brasilien ist kräftig, gesund, frisch, gewandt und energisch, blondköpfig, flachsköpfig, und — namentlich die Frauen und Mädchen — fast noch urgermanischer als ihre Eltern. Die ganze Thatsache, daß der heutige Kolonist zu wenig über seine Bedürfnisse hinaus produziert, ist etwas rein Zufälliges, eine Erscheinung, die von dem Augenblick verschwinden

wird, wo der Bauer sich durch langsame Entwicklung, durch äußere Verhältnisse oder durch europäischen Nachschub gedrängt, zu energischerem Schaffen aufrafft. Die Anfänge davon sind überall zu sehen; das weitere wird nicht ausbleiben.

Und ganz so schlimm, wie man in Rio de Janeiro die wirtschaftlichen Verhältnisse Südbrasiliens schildert, liegen dieselben nicht. Es ist eine Freude, zu sehen, wie hübsch die Kolonie Dona Francisca voranschreitet, vielleicht gerade deshalb, weil sie nie ein brasilisches Spielzeug gewesen, weil ihre Verwaltung von Anfang an in einem gewissen gesund-konservativen Sinne geführt worden ist. Auch Dona Francisca hat Zuschüsse von der Regierung erhalten, diese Zuschüsse aber, so gering sie waren, kamen regelmäßig, laut vertragsmäßiger Verpflichtung; nicht heute so viel und morgen gar nichts, so daß auch in dieser Hinsicht eine Stetigkeit der Entwicklung ermöglicht wurde, die den meisten andern Kolonien gefehlt hat. Der Handel Dona Franciscas ist allerdings nicht leicht festzustellen, weil das Hinterland mit seiner dünngesäten brasilischen Bevölkerung sehr viel von den Erzeugnissen der Kolonie bezieht. Man darf jedoch annehmen, daß die eigene Ausfuhr der Kolonie sich auf mindestens 400 Kontos (800 000 Mark), der durchgehende Verkehr (hauptsächlich Mate vom Hochlande) sich auf 5—600 Kontos (800 000 bis 1 000 000 Mark) beläuft. Wie in allen neuen Ländern, die es noch nicht zur Kapitalansammlung gebracht haben und deshalb noch nicht mehr ausgeben können, als sie scheinbar einnehmen, ist die Einfuhr geringer als die Ausfuhr. Was das Spartalent der Leute anbelangt, so haben, wie es heißt, die Einwohner von Joinville selten oder nie Kapitalien, die Bauern dagegen sehr häufig. Dabei pflegen letztere das bare Geld zu verwahren, weil sie ihren Erben nicht durch zinstragende Anlage desselben die hierzulande üblichen Einmischungen der brasilischen Verwaltung auf den Hals laden wollen.

Nach dem Gesagten wird man es verstehen, inwie-

fern sich innerhalb der deutschen Kolonie so viel Wohlstand und so wenig Reichtum findet. Und dabei verstehen sich doch diese Deutschen weit besser als der reichste Brasilier auf die große Kunst, das Leben angenehm und behaglich zu gestalten. Die deutschen Kolonien sind wahre Paradiese in der Einöde des brasilischen Lebens, wahre Paradiese nicht des Reichtums und Luxus, wohl aber der Reinlichkeit, des Wohlstandes und Lebensgenusses. Auch hat der Charakter der Leute bei aller kolonialen Freiheit etwas Liebes, Edles, Anheimelndes, Vertrauenerweckendes, ohne eine Spur von der Zudringlichkeit, Renommisterei und geschraubten Smartheit des Yankeedeutschen von Nordamerika. Alles dies fällt umsomehr auf, als Brasilien im Gegensatze zu Nordamerika fast gar keine wohlhabenden Einwanderer aus Deutschland erhalten hat, da die meisten dieser Leute, als sie herüberkamen, blutarm waren. Und da bisher noch kein einziger Italiener Eingang in die Kolonie gefunden hat, so kommen auch keine Raubanfälle und Diebstähle vor, ja, die allgemeine Ehrlichkeit ist derart, daß man die Wäsche nachts ohne Scheu auf der Bleiche läßt und selbst das Direktionsgebäude bloß durch seine leicht einzudrückenden Fensterscheiben vor Dieben geschützt ist.

Eigentümlich stark und vielleicht etwas zu sehr ist das gesellige Leben in Joinville entwickelt. Frühmorgens am Sonntag kommen die Kolonisten aus der Umgegend zur Stadt geritten, wobei Frauen und Mädchen, wahrscheinlich wegen Mangels an Frauensätteln, wie die Männer zu Pferde sitzen, was beim Traben und Galoppieren ein bißchen komisch, ja, unanständig aussieht. Nach der Kirche gibt's dann Biertrinken, Scheibenschießen, Billardspielen und „Summs" oder Tanzmusik, wobei die Wirte abwechseln, so daß der eine diesen, der nächste den zweiten Sonntag übernimmt u. s. w. Für die bessere städtische Gesellschaft gibt es gleichzeitig Kaffeegesellschaften, Reitpartien, Konzerte, Bälle und Liebhabertheater, bei welch letzteren ohne Schmeichelei und Uebertreibung ganz allerliebst gespielt wird. Für all dergleichen Dinge zeigt die

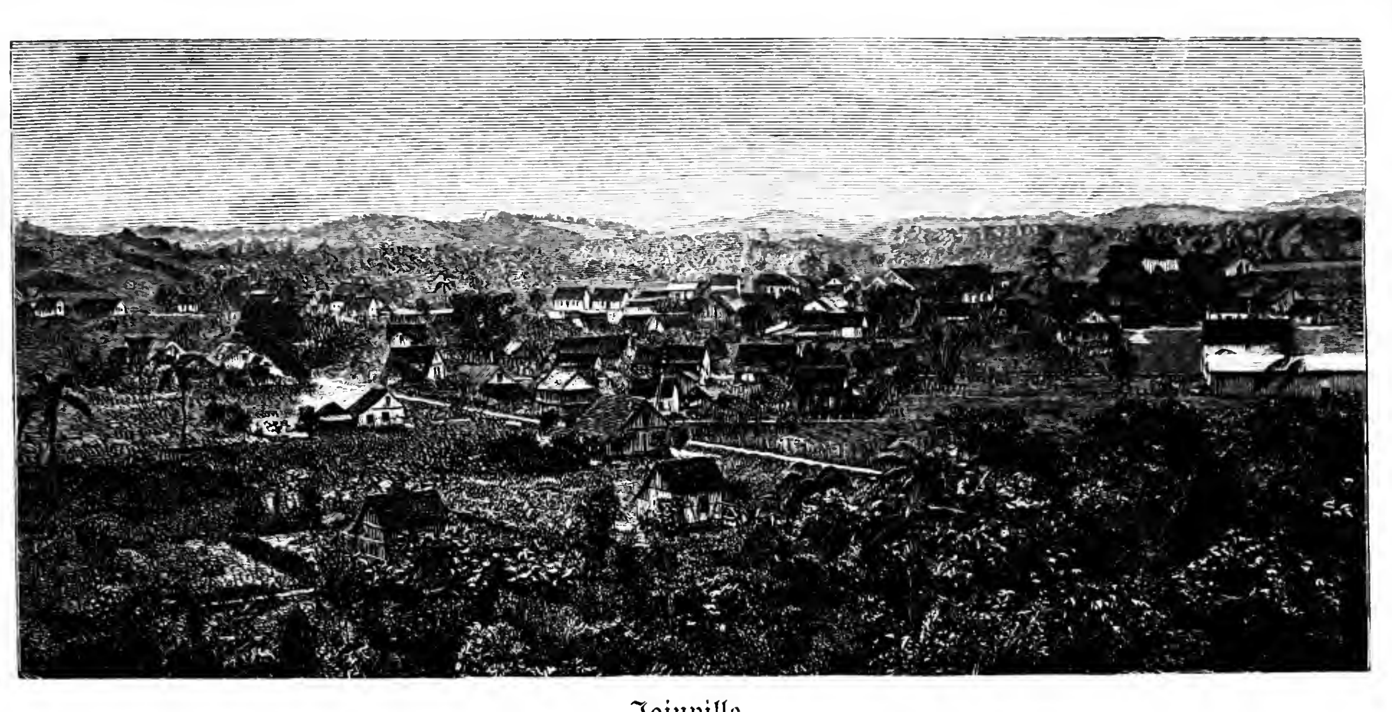
junge Kolonisten-Generation ein außergewöhnliches Talent, wie denn z. B., als einmal Kunstreiter im Orte gewesen waren, viele Buben auf dem Pferde stehend zu reiten pflegten. So nun geht es Sonntags zu, aber auch an Werktagen hört man allabendlich das für deutsche Ortschaften charakteristische Donnern der Kegelkugeln und findet die Wirtshäuser bis zu später Stunde besetzt. Und bei alledem sind Unmäßigkeit und Trunksucht selten; die heitere Sinnesart führt selten über die Grenzen des erlaubten Genusses hinaus.

Daß das deutsche Leben weit origineller ist als das brasilische, daran kann wohl kein Zweifel sein; ganz allmählich aber lernen auch die Brasilier von den Deutschen etwas Komfort, und die wenigen, die unternehmend genug waren, sich in Joinville anzusiedeln, scheinen sich dort recht behaglich zu fühlen. Mit der Ansiedlung jener Brasilier hat es übrigens eine eigene Bewandtnis: sie haben den Handel mit Mate (der im größten Teile von Südamerika die Stelle unseres chinesischen Thees vertritt) aufgebracht, einen Handelszweig, der den deutschen Kolonisten bis dahin gänzlich fremd war, obgleich jene Ilex-Art, deren Blätter und Zweige den Mate liefern, allenthalben wild in ihren Wäldern wächst.

Die materielle Verpflegung ist in den deutschen Kolonien weit besser und, wie alles übrige, mindestens um die Hälfte billiger als im übrigen Brasilien. Ich fand alles reinlich und alle Leistungen gut, soweit man eben unter brasilischen Verhältnissen im stande ist, sich gute Waren zu beschaffen, was namentlich mit dem Wein seine Schwierigkeit hat. Für einen täglichen Pensionspreis von 2 bis 3 Milreis (4 bis 6 Mark) erhielt man außer dem Morgenkaffee drei kräftige Mahlzeiten (um 9½ Lunch, um 2 Uhr Mittag- und um 8 Uhr Abendessen) aus brasilischen, aber nach deutscher Art zubereiteten Grundstoffen. In Joinville wird viel Vieh geschlachtet und frisches Fleisch — leider auch Kalbfleisch, was für die Kolonisten ein schlechtes Zeichen ist — fehlt nie, anders aber draußen bei den Kolonisten, und da die Leute

sich im Anfang mißtrauisch von Carne Secca und Feijões abwenden, um vielleicht bloß von Kartoffeln zu leben, so leiden sie nicht selten an schlechter Ernährung. Traubenwein wird in der Kolonie nur selten getrunken (wenn einmal, so ist es ein schlechter Bordeaux oder ebenso schlechter Rheinwein), desto mehr aber einheimisches Bier und leider auch Zuckerrohr-Branntwein. Als Eigentümlichkeit wäre alsdann noch der allgemein für den Hausbedarf bereitete Orangenwein zu erwähnen, der als Dessertgetränk nicht übel, aber nichts weniger als „süffig“ ist. Die Lebensmittel sind in den Kolonien zwar billiger als in brasilischen Städten, aber doch in anbetracht der Leichtigkeit, mit der sie produziert werden, zu teuer. Fleisch beispielsweise kostet in Joinville 56 Pfg. und in S. Bento auf dem Hochplateau 48—52 Pfg. das Kilo, Butter aber an beiden Orten 2,24 Mark.

Das Deutsch, das man in Joinville zu hören bekommt, ist auffallend rein, trotzdem oder vielleicht gerade weil die Kolonisten in bunter Mischung aus allen Teilen Deutschlands, der Schweiz und Skandinaviens durcheinander gewürfelt sind. Die flachsköpfigen Kinder namentlich sprechen ein fehlerfreies Hochdeutsch und zeichnen sich auch im übrigen recht vorteilhaft vor den ungezogenen und schmutzigen Rangen der Brasilier aus. Leider wird ab und zu das Portugiesische — dessen Kenntnis von großem materiellen Nutzen ist — auch von den Deutschen im Gespräch unter sich gebraucht, während Engländer oder Franzosen das im gleichen Falle ganz gewiß nicht thun würden. Ich traf zwar auch viele Brasilier, die das Deutsche radebrechten — das komischste war ein Negerknabe, der bloß deutsch und nichts andres als deutsch verstand — der entgegengesetzte Fall aber ist denn doch zehnmal häufiger. Ladenschilder und Visitenkarten weisen neben deutschen Namen fast bloß portugiesische Titel auf; landeinwärts am Rio Negro ist eine seit einem halben Jahrhundert dort sitzende deutsche Kolonie gänzlich verbrasiliert, und von der Vermischung deutsch-portugiesischer Redeformen erhält man zuweilen die seltsamsten Proben.



Joinville.
Hauptstadt der Kolonie Dona Francisca.

„Spera, Marieken“, hörte ich einmal rufen, „tras agua, der Herr will mal beber“ (warte, Mariechen, bring Wasser, der Herr will einmal trinken). Alles in allem jedoch kann in der Kolonie Dona Francisca einstweilen von einer Gefahr für die deutsche Sprache nicht die Rede sein, da sich im Gegenteil durch Zuwanderung und Vermehrung innerhalb der Kolonie ihr Gebiet alljährlich erweitert.

Einzelne Typen und Charaktere aus der Kolonialbevölkerung zu schildern, wie Gerstäcker dies so allerliebst in seiner Novelle „Die Kolonie“ gethan hat, verbietet mir der Geist dieser Arbeit. Nur so viel möchte ich den Lesern jenes Romans verraten, daß die erste Hälfte desselben in Joinville, die zweite in Desterro spielt, und daß die Hauptthelden noch heute am Leben sind.

Ob jene kräftigen Pflänzlinge deutscher Kolonisation, wie wir sie gegenwärtig in Brasilien finden, auch ohne Nachschub ihre deutsche Natur dauernd behalten werden, darüber gehen die Ansichten auseinander. Die Antwort wird wahrscheinlich dahin lauten müssen, daß die Brasilier nicht genug Energie besitzen, um selbst das Land vorwärts zu bringen, wohl aber genug, um die Entwicklung durch „Estrangeiros“ (Fremde) zu vereiteln. Auch darf man die Gaben der Brasilier nicht allzutief anschlagen; sie sind in der Regel gut beanlagt, nur nicht tief, schöpferisch oder ausdauernd. Und schließlich gibt es neben dem faulen Brasilier, der trotz seiner Sklaven hungert, den fleißigen und intelligenten, der bloß etwas häufiger zu sein brauchte, und der sich durchaus nicht scheut, gleich den Mate-Händlern von Joinville, sich mitten unter den Fremden festzusetzen. Ein schöner Zug unter Brasiliern sowohl wie Portugiesen ist der, daß sie hübsch zusammenhalten und sich gegenseitig bei ihren landwirtschaftlichen Arbeiten unterstützen, weit mehr als die Deutschen dies zu thun gewohnt sind. Unterstützt wird der Brasilier außerdem bei allen seinen Unternehmungen einerseits durch eine gewisse ruhige Schlauheit, anderseits durch jenes Selbstgefühl, welches allen romanischen Natio-

nen eigentümlich ist. Um das zu verstehen, braucht man an einem Orte, wo jedermann musiziert, bloß das Klavierspiel einer jungen Deutschen mit dem einer jungen Brasilierin zu vergleichen. So ein neugebackenes Ding spielt ausnahmslos wie das Donnerwetter (toca perfectamente lautet die technische Bezeichnung), aber ganz ohne Ausdruck.

Die Vermehrung beider Rassen, der deutschen sowohl wie der brasilischen, vollzieht sich bei dem Kinderreichtum der Familien sehr schnell und man kann immerhin rechnen, daß die Kolonie Dona Francisca in ihren beiden Bezirken von Joinville und S. Bento außer einem jährlichen Nachschub von 700 bis 800 Seelen einen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle von 300 aufweist. Andere Nationen als Deutsche und Brasilier (die letzteren stammen meist von den Azoren) sind eigentlich im Kolonialgebiet nicht vertreten, denn den Kolonisten war es von Anfang an verboten, Sklaven zu halten. Sieht man aber einmal ein auffallend dunkles Gesicht, so verrät sofort das straffe Haar den „Caboclo“, den Mischling von Indianer und Europäer, während die Mischlinge von Europäern und Negern in der Provinz Santa Katharina recht selten sind.

Leider fehlt es in der Provinz Santa Katharina noch an jener politischen Leitung der Deutschen, wie Rio Grande do Sul sie bereits besitzt. Es gibt niemand unter den Deutschen, den man gemäß seines Einflusses und seiner Kenntnis der portugiesischen Sprache in den Reichstag wählen könnte oder vielleicht auch wählen möchte; wohl aber hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, wie brasilische Wahlkandidaten sich keine Mühe verdrießen lassen und trotz strömenden Regens von Ort zu Ort reiten, um jeden einzelnen Wähler mit dem Honigseim süßer Redensarten zu umgarnen. Ob die Deutschen sich in dieser Hinsicht schon bald eines Besseren besinnen werden, möchte ich dahingestellt sein lassen, denn die Rivalität zwischen den einzelnen Kolonien geht sehr weit. Einen Dolmetsch seiner Interessen findet Dona Francisca in der 1862 gegründe-

ten und vortrefflich redigierten „Kolonie-Zeitung“, der des größeren politischen Einflusses wegen seitens des deutschen Elements eine portugiesische Kollegin, die „Gazeta de Joinville“, zur Seite gestellt worden ist.

Die Geschichte der Kolonie Dona Francisca ist kurzgefaßt folgende: Bei seiner Hochzeit mit der brasilischen Prinzessin Dona Francisca, Schwester des gegenwärtig regierenden Kaisers von Brasilien, erhielt der Prinz von Joinville als Mitgift u. a. ein Territorium von 35 Quadrat-Legoas im Norden der damals noch sehr dünn bevölkerten Provinz Santa Katharina. Auf Veranlassung einiger Hamburger Kaufleute, die in Brasilien ihr Vermögen erworben, kam zwischen dem neugebildeten „Hamburger Kolonisationsverein von 1849“ und dem Prinzen von Joinville ein Vertrag zustande, wonach der letztere unter der Bedingung, europäische Kolonisten dort anzusiedeln, einen Teil seiner Ländereien unentgeltlich, einen weiteren gegen geringe Entschädigung zur Verfügung stellte. Deutsche Auswanderer waren schon früher einmal in diese Landstriche vorgeschoben worden, aber größtenteils zu Grunde gegangen, und dem vom Verein entsandten Ingenieur Günther, der im Mai 1850 an Ort und Stelle eintraf, blieb es vorbehalten, den Ort für die erste Ansiedlung auszuwählen. Einen zweiten vom 1. April 1872 auf zehn Jahre gültigen Vertrag schloß der Verein mit der brasilischen Regierung, welch letztere sich verpflichtete, als Vergütung für Straßenbau, sowie Hinschaffung und Ansiedlung von jährlich mindestens tausend Kolonisten einen Zuschuß von 85 Kontos (170 000 Mk.), außerdem aber den Unterschied des Fahrgeldes zwischen Hamburg und New York einerseits und Hamburg-Brasilien anderseits zu zahlen. In der Leitung der Kolonie folgten sich die Herren Günther, Schröder, v. Frankenberg-Ludwigsdorf, Pabst, Aubé, Niemeyer, Dörffel und Brustlein.

Der Prinz von Joinville verwandte nach und nach bis zu 300 Kontos (600 000 Mk.) auf industrielle Anlagen (Sägemühle, Zucker-Branntwein und Zuckerfabrik) in dem ihm verbliebenen ungeheuren Besitz, und als die

Last ihm etwas drückend wurde, übernahm sein Bruder, der Herzog von Aumale, die Zuckerfabrik nebst umliegendem Gebiet; von besonderer Wichtigkeit für die Kolonie war jedoch der Bau einer vortrefflichen Straße durch die Serra aufwärts, durch welchen der Kolonie nicht bloß reiche Geldmittel zugeführt, sondern auch ein Teil des Hochlandes dem Unternehmungsgeist eröffnet und dessen Handel nach Joinville geleitet wurde. Diese Serrastraße, die über die Wasserscheide hinaus schon ein gutes Stück im Stromgebiet des Laplata weitergeführt ist und gegenwärtig das stolze cheval de bataille der Kolonie darstellt, hatte schon lange vor ihrer Vollendung ein weiteres großes Unternehmen im Gefolge. Der Verein nämlich hatte gegen mäßigen Kaufpreis von der Regierung ein ausgedehntes Gebiet auf dem zum Anbau europäischer Cerealien besonders geeigneten Hochland erstanden, und wenn heute, bloß sieben Jahre später, ein blühendes und ausgedehntes Gemeinwesen dort besteht, so ist dies vor allem der kühnen Energie des gegenwärtigen zweiten Vereinsbeamten und deutschen Konsuls, Herrn Dr. Dörffel, zu danken.

Nun ist der mit der brasilischen Regierung abgeschlossene Vertrag am 1. April 1882 zu Ende gegangen und zunächst nicht wieder erneuert worden, daß also die schöne Zeit der umsichtigen Verwaltung von Hamburg aus für Dona Francisca einstweilen dahin ist. Sollte es im Laufe der Zeit zu neuen Abmachungen kommen, so würde der Verein mit seinen demnächstigen Kolonisten-Ansiedlungen entweder die von dem inzwischen verstorbenen Ingenieur Wunderwald durch eine Pikade (Waldweg) vorgezeichnete Straße nach Blumenau wieder einschlagen oder aber auf den zu erwerbenden Gebieten des Comte d'Eu, Gemahls der brasilischen Kronprinzessin, im herrlichen Flußthal des Itapocú aufwärts kolonisieren.

Das Hamburger Unternehmen war in erster Linie auf unbemittelte Auswanderer berechnet, deren während der europäischen Sommermonate von etwa 6 Dampfern (es sind das die gewöhnlichen Passagierdampfer der ham-

burg-südamerikanischen Linie) je 100 bis 250 herübergebracht zu werden pflegten. Diese Leute erhielten nach eigener Wahl, sei es im Bezirk von Joinville, sei es auf dem Hochplateau in dem von S. Bento, Grundstücke angewiesen, in ersterem meist von 50, in letzterem von 100 bis 150 Morgen (zu etwa ¼ Hektar), und zwar zum Preise von 3 Milreis bar pro Morgen oder 4 Milreis zahlbar in drei Jahren. Stadtplätze in Joinville werden jetzt selten gekauft, würden aber 50 Milreis pro Morgen kosten. Die Ankömmlinge wurden auf Kosten des Vereins an Ort und Stelle befördert, sie wurden hier einige Zeit in einem Einwandererhause untergebracht und erhielten ihr Grundstück abgemessen und mit Pfählen abgesteckt an einer Straße, bei deren Bau sie jedoch gegen einen Tagelohn von 1200 Reis (2,40 Mk.) mitarbeiten konnten. Als Beamte des Vereins fungierten bis zum 1. April 1882 der aus Mülhausen im Elsaß gebürtige Kolonie-Direktor Herr Brustlein, der gegenwärtig noch Verwalter des Prinzen von Joinville und des Herzogs von Aumale ist, ferner der Kassierer Herr Dr. Dörffel, ein Sekretär und zwei Feldmesser (die Herren Kröhne und Heeren).

Die Leistungen des Hamburger Kolonisationsvereins sind das Beste, was ich von deutschen Kolonial-Unternehmungen gesehen; damit man aber darüber nicht vergesse, was unter anderen Verhältnissen geleistet werden kann, möchte ich an die australische Kolonie Viktoria und ihre Hauptstadt Melbourne erinnern, die kaum sehr viel älter als Joinville, doch mit Hilfe des Goldes und der Wolle zu einer der glänzendsten Städte der Erde herangediehen ist; auch möchte ich daran erinnern, daß der Verein sich mäßig gut rentiert hat, aber doch nur unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen sowohl seitens der Orleansschen Prinzen wie seitens der brasilischen Regierung.

Nach diesen allgemeinen Auseinandersetzungen möge mich der geneigte Leser auf einem Spaziergang in die freie Natur begleiten. Der Zweck des Nachstehenden ist es, jenen Kampf zwischen Urwald und Kultur zu schil-

dern, wie wir ihn bei den Kolonien in allen seinen Stadien vor uns haben.

Dinge wie Kataster oder selbst zuverlässige Landkarten sind im „brasilischen" Brasilien unbekannt, und diejenigen Karten (meist im Maßstabe von 1 : 500 000), die ich von den einzelnen Provinzen auf dem Kolonisationsbüreau zu Rio de Janeiro vorfand, beruhen zu mindestens zwei Dritteln auf Phantasie und leichtsinniger Kombination. Besser steht es um den gleichen Punkt in den deutschen Kolonien, und die in vier Blättern von Herrn Feldmesser Kröhne gezeichnete Karte von Dona Francisca (sie ist 1878 in Hamburg erschienen), läßt nur wenig zu wünschen übrig.

Es ist nicht schwer, sich die Terrainbildung Brasiliens vorzustellen. Längs der Küste zieht sich ein verhältnismäßig schmaler Streifen welligen Hügellandes, dahinter aber bildet ein schroff und steil abfallendes Gebirge (die „Serra do Mar" oder „Serra Geral") den Aufstieg zu einem Hochplateau oder, wenn man lieber will, den Ostabhang eines Hochplateaus, das sich nach Westen hin ganz allmählich zu den Quellgebieten des Laplata abwärts senkt. Wir haben also in einer Entfernung von 80 bis 100 km. westlich von Joinville drei Terrainbildungen vor uns, die unter sich recht verschieden sind: den bergig-hügeligen Küstensaum, die Serra und das Hochplateau.

Nun war ursprünglich das ganze Hügelland und die ganze Serra bis zu ihren höchsten Spitzen hinauf mit Vegetation bedeckt, dem sogenannten Urwald, der jedoch von dem Pflanzenwuchs Insel-Indiens an Ueppigkeit übertroffen wird und auch insofern seinem Namen nicht entspricht, als gigantische, mehr denn hundertjährige Bäume darin nicht vorkommen. Auf dem Hochplateau ist dieser Urwald noch immer mächtig und schwer zu durchdringen, an Höhe und Ueppigkeit aber steht er doch schon um ein kleines gegen die Wälder des Küstenstrichs zurück, auch sind die Baum- und Pflanzenarten verschieden, und schließlich treten stellenweise gras- oder rohrbewachsene Flächen

auf, die man „Kamp" nennt. Lichtet der Mensch den Urwald und sorgt nicht genau dafür, daß der Boden von jeder unliebsamen Vegetation freigehalten wird, so schießt schon binnen weniger Jahre ein neuer buschartiger Wald empor, der als „Capoeira" bezeichnet wird. Rechnet man zu diesem Landschafts- und Vegetationsbilde das Rauschen zahlloser Bäche, die in dem regenreichen überfeuchten Klima jede Thalrinne durchziehen, so hat man das Land vor sich, wie es zu jener Zeit ausgesehen haben mag, als (wie das noch jetzt in seinem größten Teile der Fall ist) nur wenige große Herren sich in seinen Besitz teilten. Der Hamburger Verein aber hat drunten im Hügellande etwa 2000 und oben in S. Bento etwa 650 Grundstücke vergeben, ungerechnet die Stadtplätze, ungerechnet die zahlreichen Pächter auf prinzlich Joinvilleschem Boden (die als Pacht den Zins der etwanigen Kaufsumme zahlen), ungerechnet auch die Besitzungen, die bereits in andere Hände übergegangen und zersplittert sind. Wie nun hat sich das Land verändert, welchen äußeren Eindruck gewährt es nach beinahe dreißigjähriger Kulturarbeit?

Zunächst muß erwähnt werden, daß allenthalben vortreffliche Straßen, vielleicht die besten Brasiliens, hindurchführen, daß jedes Grundstück an eine solche Straße anstößt und daß man bei der Frage nach dem Wohnsitz dieses oder jenes Kolonisten die Antwort erhalten wird, er wohne an der „Katharinenstraße", der „Blumenauerstraße" oder welche immer es in dem betreffenden Falle sein mag. Betreffs des Landes aber, welches man zu beiden Seiten der Straße bemerkt, wird der Uneingeweihte sich trotz des einschließenden und in der feuchten Luft nicht selten halbverfaulten Zaunes fragen, ob denn das eigentlich Kulturland oder Wildnis sei. Die Sache hängt mit den hiesigen Ackerbauverhältnissen zusammen. Dem neuangekommenen Kolonisten wird ein Stück Urwald als sein späteres Eigentum angewiesen. Die Leute brechen sich nach hiesiger Routine auf dem zunächst zum Anbau ausersehenen Platze ein wenig Bahn, dann gehen sie an das Fällen der Bäume, was für den Morgen (gleich ein

Viertel Hektar) im Taglohn auf etwa 6 Milreis (12 Mk.) zu stehen kommen würde. Dieses Baumfällen ist eine besondere Kunst, weil die Stämme ziemlich gleichmäßig und alle nach einer Richtung fallen müssen, wenn das nachfolgende Abbrennen den gewünschten Erfolg haben soll. Nach einigen Wochen oder Monaten ist der Saft hinlänglich aufgetrocknet, daß man die in wildem Wirrwarr am Boden liegenden Aeste und Zweige in Flammen setzen kann, ohne daß bei dem großen Saftreichtum aller Bäume der angrenzende Wald dabei besonders zu Schaden käme, Nun verbrennen aber die großen Stämme ebensowenig wie die Baumstümpfe, noch jahrelang bleiben sie in den Feldern liegen, bis schließlich der Bedarf an Brennholz zu ihrer Beseitigung antreibt. Und auch von kleinerem Zeug muß nach dem Abbrennen noch genug weggeschafft werden, so daß dieses spätere Räumen immerhin auf 8 Milreis (16 Mk.) für den Morgen zu stehen kommt.

Nun ist es selbstverständlich, daß man in solch neugerodetem Land mit all den umherstehenden Baumstümpfen und umherliegenden Baumleibern keinen Pflug gebrauchen kann, mithin folgt der deutsche Bauer einer alten Sitte des Landes, indem er den Boden oberflächlich ein wenig mit der Hacke bearbeitet, um seine Mandioka, seine schwarzen Bohnen- oder Knollenfrüchte zu pflanzen. Und es ist in der That erstaunlich, wie schnell sich die Deutschen an solch gänzlich verschiedene Verhältnisse, an solch gänzlich verschiedene Vegetation gewöhnen. Das wäre nun recht schön, wenn nicht die Gewohnheit sehr bald schon so stark würde, daß die Bauern gar nicht mehr an den Gebrauch des Pfluges denken und alle Erinnerungen an europäische Ackerbaugepflogenheiten in den Wind schlagen. Von ihren 50 oder 100 Morgen bedürfen sie bloß weniger, um ihren Lebensunterhalt zu fristen, und wenn nun der alte, niemals gedüngte Acker keinen reichlichen Ertrag mehr abwirft, so nehmen sie ein neues Stück in Angriff, während auf dem alten die oben geschilderte Capoeira emporschießt. Dieses System, das nicht viel besser als der Raubbau der Kaffeeprovinzen

ist, nennt man „Rossenwirtschaft", nach dem Wort „Rosse", welches ein neugeschlagenes Stück Wald bezeichnet.

Eine andere Unsitte besteht darin, die weiten Strecken Landes, welche auf die oben geschilderte Weise vom Waldwuchs entblößt sind, als eine Art von Naturweide zu benutzen. Der Fremde aber, der zum erstenmale dieses mit hartem Gras und Rohr, hier und dort auch mit Buschwerk bestandene sogenannte Weideland erblickt, würde ohne nähere Erklärung dessen Zweck gewiß nicht erraten, zumal wenn, wie dies nur allzu häufig vorkommt, durch unvernünftige Bodenwirtschaft die zahlreichen Wasserläufe verschüttet und Sümpfe entstanden sind. Wird dann der Kolonist, der ja übrigens durchaus sein eigener Herr ist, wegen dergleichen getadelt, wird ihm vorgehalten, daß er nur einen kleinen Teil seines Grundstücks ausnütze und leicht das doppelte oder dreifache verdienen könne, so versteckt er sich hinter die angebliche Notwendigkeit, ausreichendes Weideland und ausreichenden Wald zu besitzen, während doch gerade durch jene Rossenkultur der Wald verwüstet und bloß ein erbärmliches Weideland erzielt wird.

Auf der überwiegenden Anzahl aller dem Ackerbau dienenden Flächen sieht man daher noch die Baumstümpfe, die natürlich den Gebrauch des Pfluges verhindern. Jenes nützliche Instrument ist überhaupt wohl in keinem von zivilisierten Völkern bewohnten Lande so selten wie in Brasilien anzutreffen, trotzdem es doch klar ist, daß die meisten Kulturen, um rentabel zu sein, den kostspieligen und zeitraubenden Ackerbau mit der Hacke nicht vertragen können. Nun ist allerdings bei frisch gefällten Bäumen das Ausgraben der Stümpfe beinahe unmöglich; läßt man aber die Zeit ein wenig mitarbeiten, und sie arbeitet in diesem überfeuchten Lande sehr schnell, so würde doch ein fleißiger Mann in einem Tage mindestens ein halbes Dutzend Baumwurzeln wegschaffen können, selbst wenn man nicht, wie dies in Nordamerika geschieht, das Ausziehen der Baumwurzeln mit Dampfkraft betriebe. Der Bauer aber sperrt sich dagegen, indem angeblich zu viel

tote Erde mit hinaufkäme, und so sind es bloß die tüchtigsten und fleißigsten, bei denen man Ackerfelder europäischen Stils zu Gesicht bekommt. Die ersten deutschen Ansiedler handelten ja allerdings richtig, wenn sie sich nach den Sitten des Landes richteten; gegenwärtig aber dürfte die Zeit zu vernünftigeren Neuerungen denn doch schon gekommen sein: auf den Karst muß der Pflug folgen, auf ihm beruht die Zukunft des Landes, nur mit seiner Hilfe wird man dereinst wogende Saatfelder dort erblicken, wo gegenwärtig die Capoeira nutzlos ins Land schießt. Gegenwärtig schon gibt es etwa 300 Pflüge in der Kolonie, leider aber kommen die aus Europa eingeführten etwas allzu teuer zu stehen.

Schweren schwarzen Ackerboden, wie beispielsweise in Südrußland oder am Niederrhein bei Neuß, gibt es in Süd- und Mittelbrasilien ebensowenig wie niederländisches Marschland, wohl aber besten Ackerlandes zweiter Qualität — so wie man es im allgemeinen in Deutschland oder Frankreich gewohnt ist — die Menge, und dieses Land bringt bei richtiger Behandlung thatsächlich alles hervor, was der Landmann sich nur wünschen kann: auf dem Hochlande Korn, Mais, Buchweizen, Hafer, Gerste, Weizen, Kartoffeln, Bohnen, Bataten und Kürbisse, längs dem Küstensaume Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Tabak, Bananen, Rizinusbäume; dazu in den Gärten Erbsen, Saubohnen, Kohl, Möhren, Salat, Petersilie, Aepfel, Erdbeeren, Ananas, Zitronen, Orangen u. s. w., und zwar alles dies nicht etwa während einer knapp bemessenen Zeit, sondern das ganze Jahr hindurch, denn im Winter gedeihen die europäischen und im Sommer die brasilischen Früchte und Gemüse.

Daß unter solchen Verhältnissen mehr produziert werden könnte, als es thatsächlich geschieht, liegt auf der Hand. Sehr viele, ja wohl die meisten Kolonisten besitzen zur Deckung des eigenen Hausbedarfs ein paar Kaffeesträucher, von ausgedehnten Kulturen aber haben sie sich ebenso wie von dem früher in Santa Katharina ziemlich stark betriebenen Weizenbau durch einige Miß-

erfolge abschrecken lassen. Und doch kommen jene Fröste, die früher den Kaffeebau schädigten, in der Nähe von Joinville nicht mehr vor, und doch liefert das Produkt — trotz seines geringeren Kaffeïngehaltes — in bezug auf Menge und Güte ganz vortreffliche Ergebnisse. Das Mehl der Mandioka-Wurzel (Farinha), das man hier zu zwei Dritteln dem Brote beimengt, ist so stark im Preise gesunken, daß sein Anbau nicht mehr lohnt; auch sind die schwarzen Bohnen (Feijões) nicht gerade die beste Ausfuhrware, weil die Würmer zu leicht hineinkommen. Tapioka und Arrowroot kommen selbst bei billiger Produktion durch schlechte Verkehrs- und Zollverhältnisse zu teuer zu stehen, der europäische Weinstock will in dem feuchten Klima nicht gedeihen, und selbst unsere Kartoffeln müssen durch einheimische Knollengewächse ersetzt werden, wie die einen sagen, weil die europäischen Saatkartoffeln zu teuer sind, wie die anderen behaupten, weil der Kolonist es vorgezogen hätte, sie aufzuessen; dafür aber bieten Tabak, Bergreis, Rizinusöl und hundert andere Dinge eine Zukunft, und was aus einem bescheidenen Waldprodukt wie der Mate zu machen ist, das haben erst kürzlich eine Anzahl unternehmender Brasilier den Deutschen bewiesen.

Um noch einige Einzelheiten anzuführen, sei erwähnt, daß so ziemlich alles, was von fremdem Obst ins Land gebracht wurde, wie z. B. Aepfel, Erdbeeren, Johannistrauben, Stachelbeeren, japanische Mispeln, aufs beste gediehen ist; bloß mit Kirschen und Birnen müssen erst in S. Bento erneute Versuche angestellt werden. Der Roggen wird im Juni oder Juli gesät und im Dezember gemäht. Die große Zuckerrohrernte ist im August, die Kaffee-Ernte dauert von Juli bis November. Orangen gibt es von April oder Mai bis in den Dezember, und Bananen — die man ihrem Nutzwerte nach mit einem geschmierten Butterbrote vergleichen könnte — so ziemlich das ganze Jahr hindurch. Als größte Plage des Landwirts gilt das zahlreiche Ungeziefer, namentlich Ameisen und Ratten, welch letztere mit dem Mate heruntergekommen sein sollen

Ein weiteres Feld der Thätigkeit bietet neben dem Ackerbau die rationelle Viehzucht mit Stallfütterung, die in einem Lande, welches das ganze Jahr hindurch Futter bietet, verhältnismäßig wenig Mühe erfordert und bestimmt ist, dereinst einmal den Gauchos mitsamt ihrer wilden Viehzucht den Garaus zu machen. Im Gasthof zu Joinville wohnten gleichzeitig mit mir eine Anzahl junger Männer — alle gleich frisch, froh und lebenslustig —, die erst kürzlich aus Deutschland herübergekommen waren und dicht hinter der Serra etwa 4000 Morgen (zu je 2 Mk.) Land für diese besondere Art von Viehzucht erstanden hatten. Da es hierzulande für alle möglichen Zwecke bloß eine einzige ziemlich leichte Pferderasse gibt, so gedachten sie sich mit Erfolg auf die Zucht besserer Reittiere sowie schwerer Karrenpferde verlegen zu können. Auch mit Butter und Speck, deren schlechte Verpackung bisher die Verkäuflichkeit beeinträchtigte, wäre ein gutes Geschäft zu machen, für die Schafzucht größeren Stils dürfte dagegen selbst das Klima des Hochlandes nicht geeignet sein.

Ganz eigentümlich ist es, wie sehr Klima und Pflanzenwuchs sich mit fortschreitender Kultur ändern. Der Einfluß des Menschen auf die Natur ist selbst in schwach bevölkerten Gegenden so auffallend wie möglich. Wird einmal durch Menschenhand irgendwo der Urwald gelichtet, so schießt zwar nach wenigen Jahren schon ein kaum minder üppiges Geschlecht dort empor; dieses Geschlecht aber ist, selbst wenn der Mensch niemals neue Pflanzenarten eingeführt hätte, von dem vorhergehenden verschieden, verschieden an Zusammensetzung, an Aussehen, Farbe und Größe. Die neuaufgesprossene „Capoeira“ mag im Laufe der Jahrzehnte wieder Urwald werden, aber sie wird niemals wieder jenem Urwald gleichen, den der europäische Mensch bei seinem ersten Erscheinen vorgefunden. Kommt aber nun erst Kultur, kommt europäisches Unkraut und europäische Tierwelt hinzu, so treten allmählich jene Zustände ein, die den Reisenden in fernen Weltteilen bloß ein zweites Europa wiederfin-

den lassen. Man vergleiche nur ein Landschaftsbild in der Nähe von Joinville mit einem solchen weit abseits von menschlicher Kultur: der Unterschied springt in die Augen; ihn bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, würde Bände erfordern. Nur eins ist so augenscheinlich, daß ich es nicht unerwähnt lassen möchte. Es gibt Tiere und Pflanzen die Menge, die, ohne Haustiere oder Kulturpflanzen zu sein, dem Menschen wie sein Schatten folgen. Diese hinwiederum wirken in erweitertem Kreise, und so kommt es beispielsweise, daß mit dem Auftreten des Europäers auch das frische Grün europäischen Pflanzenwuchses sich Bahn bricht.

In ähnlicher Weise wird das Klima mit dem Roden der Wälder gleichzeitig milder und trockener. Reifröste sind schon jetzt in den kultivierteren Bezirken beinahe unbekannt. Früher besaßen die Kolonisten ihr viereckiges Grundstück im Urwald, der ringsherum die Grenze bildete. Blies nun der kalte Süd, so wirkte das wie eine künstliche Eismaschine. Kann aber der Wind erst einmal frei über Kulturländer dahinstreichen, so werden die Reifröste nach und nach gänzlich verschwinden, und so lange nur der Wald auf den Höhen der Serra erhalten bleibt, birgt ja auch das Roden keine ernstere Gefahr.

Mit besonderer Freude werde ich mich stets jener Reitpartien erinnern, die wir unserer zu vieren — zwei Herren und zwei Damen — mehrfach von Joinville aus unternahmen. Das Reiten ist eben hierzulande eine Notwendigkeit und auch deshalb schon kein Luxus, weil die Pferde (lauter Hengste und Wallache) recht billig sind. Die Preise schwanken zwischen 60 bis 240 Mark, meist aber wird ein gutes Reittier mit 120 bis 140 Mk. bezahlt. Größere Landreisen sind nun freilich mit Bequemlichkeit bloß nach einer Richtung, und zwar landeinwärts auf der Straße nach S. Bento und zum Rio Negro hin auszuführen, während man längs der Küste nach Itajahy allenfalls noch zu Pferde, nach Curitiba, der Hauptstadt von Paraná, mit Maultier und auf direktem Wege nach Blumenau heutzutage gar nicht mehr gelangen kann.

Brasilischer Urwald ist keineswegs das, was man sich in Europa darunter vorstellt. Zunächst kann von einem ununterbrochenen Urwaldgürtel längs der Ostküste schon längst nicht mehr die Rede sein; er ist auf langen Strecken eher Ausnahme als Regel, wenn er auch wahrscheinlich noch hundert Jahre lang in allen Handbüchern der Geographie weiterspuken wird. In den Provinzen Rio de Janeiro und S. Paulo ist mit Ausnahme einiger Reliquien der gesamte Urwald dem ausgedehntesten Raubbau zum Opfer gefallen; man durchfährt dort 14½ Stunden lang im Schnellzuge alle möglichen Terrainbildungen, ohne auch nur die leiseste Spur von mehr als zehn- oder zwanzigjährigem Wald zu erblicken. Und als ich dann endlich an einigen versteckten Punkten jener Provinzen, als ich später im Süden allerorten den langersehnten erblickte, da war ich enttäuscht über das matte Graugrün, welches von jenen Bergen herunterblickte, die in anderer Bekleidung ganz allerliebst hätten aussehen müssen. In der Umgebung menschlicher Wohnsitze und selbst im Innern des Waldes ist das Grün des brasilischen Pflanzenwuchses nur wenig von den aus Europa her gewohnten Farbentönen verschieden; höchstens erfreut uns die größere Mannigfaltigkeit der Schattierungen. Anders jedoch, sobald man den Wald aus einiger Entfernung betrachtet; er erinnert alsdann ein wenig an Australiens Eukalypten oder den Oelbaum Süd-Europas. Woher das? Die einen meinten, ich hätte, wenn ich den Urwald in seiner vollen Schönheit bewundern wolle, meine Reisezeit sehr schlecht gewählt, denn wenn auch die bei weitem überwiegende Mehrzahl der brasilischen Bäume ihr Laub nicht abwerfe, so übe doch immerhin der Winter sein Recht. Die andern aber, und gerade diejenigen, deren Urteil ich am höchsten schätzte, leugneten einen so weitgehenden Einfluß der Jahreszeit. Man könne, so sagten sie, von Bäumen, die ewig grünten, füglich nicht die Frische unseres jungen Frühlingslaubes erwarten, und als ich dagegen einwandte, daß doch das Pflanzengrün Javas gewiß nicht dunkler sei als dasjenige eines deutschen Laubwaldes,

führten sie den Einfluß der Ameisen an, die, hierzulande wie nirgendwo sonst auf der Erde sich vermehrend, der ganzen Vegetation einen bestimmten Charakter aufprägten, indem sie andere als dicke, dunkelgefärbte Blätter gar nicht aufkommen ließen.

In der That bilden Myrtaceen und Kompanie, ein verhältnismäßig unansehnliches Gelichter mit hellem Stamm und dunklem Laub, die Mehrzahl aller brasilischen Waldbäume, namentlich an den Berggehängen. Damit will ich nun bloß ganz im allgemeinen ein charakteristisches Merkmal des brasilischen Waldes, wie er sich dem Nichtbotaniker darstellt, erwähnt haben, ohne des näheren auf die unendliche Mannigfaltigkeit der brasilischen Waldbäume einzugehen. Auf derselben Fläche, auf der in Deutschland eine, zwei, höchstens drei oder vier Baumarten gedeihen, findet man in Brasilien ihrer zwanzig, und das Studium ihrer Namen und Eigenschaften wird von demjenigen, der nicht Monate und Jahre darauf verwenden will, besser ganz beiseite gelassen. Außer der vielleicht etwas allzu dunkeln Farbe wirkt noch ein andrer Umstand ungünstig auf das Aussehen des brasilischen Waldes. Es ist dies der gänzliche Mangel uralter Riesenbäume, wie man sie doch in erster Linie von einem regelrechten Urwald erwartet. Wie es heißt, werden die Bäume fast niemals älter als 100 oder 120 Jahre, weil das Klima ganz außerordentlich das Gedeihen von Schmarotzer- und Wucherpflanzen begünstigt, d. h. all jener Orchideen, Aroideen und Bromeliaceen, die, wie mit eisernen Armen ihr Opfer umklammernd und seine Säfte hinwegnehmend, im Laufe der Jahre ihm das Lebenslicht ausblasen. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, solch kräftigen Baum mit spärlich kränklichen Blättern zu beobachten, auf dessen Aesten eine ganze Welt von Schmarotzern sich breit macht, während gleich Schiffstauen die zäh-elastischen Cippowurzeln herunterbaumeln. Sieht man von jenen obenerwähnten Eigentümlichkeiten des brasilischen Urwaldes ab, so ist nicht zu leugnen, daß selbst der verwöhnteste Naturfreund genug des Schönen für ein

Menschenleben darin finden wird. Als man mir zum erstenmal aus einiger Entfernung brasilischen Urwald zeigte, glaubte ich, daß man Scherz mit mir treibe; als ich näher herantrat und mir die Sache von innen heraus betrachtete, verwandelte sich dieses Gefühl in Interesse, und als ich dann erst schönere und immer schönere Stellen zu Gesicht bekam, in Entzücken. Im Anfang sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht; man muß erst einmal beim Baumfällen, beim Durchhauen einer Schneise (Pikade) zugegen gewesen sein, um an den gefällt am Boden liegenden und durchschnittlich 15—30 m langen Stämmen die Höhe und Majestät des aufrecht stehenden Urwaldes zu ermessen. Vielleicht würde das auch ohne dergleichen Hilfsmittel leichter sein, wenn nicht der ganze Wald von den höchsten Baumwipfeln abwärts bis zum Boden so dicht mit Unterholz, Buschwerk und Rohrdickicht durchwachsen wäre, daß alle die tausenderlei Aeste und Zweige sich filzartig durchschlingen und das Bild eines regelrechten Waldes in europäischem Stil gar nicht mehr aufkommen lassen.

Die Kolonie Dona Francisca besitzt ihren schönsten Urwald in der Richtung nach dem Itapocu-Thal bis Neudorf. Das beste Bild von dem mehrfach erwähnten Ringen zwischen Wald und Kultur gewährt jedoch eine Fahrt auf der herrlichen Dona Francisca- oder Serra-Straße, und auf dieser möchte ich den geneigten Leser einladen, mich zu begleiten. Frühmorgens beim ersten Tagesgrauen war ich in Begleitung des Kolonialdirektors Herrn Brustlein aufgebrochen, und während der nächsten fünf bis sechs Stunden ging die Reise durch jenes untere Kolonieland, welches schon allerwärts und an jedem Fleckchen — obwohl nicht immer zu seinem Vorteil — den Einfluß der Menschenhand aufweist. Am Tage verraten hier allenthalben Palmen, Farnbäume, die hellgrünen Riesenblätter der Bananen, das dunkelgrüne Kaffeelaub und so manches andre die Nähe des Wendekreises; reitet man aber abends, etwa bei Mondlicht, hindurch und heben sich nicht zufällig die charakteristischen Umrisse einer Palme

vom Horizont ab, so könnte man sich nach der Theorie, daß des Nachts alle Katzen grau sind, unschwer auf europäischen Boden versetzt wähnen. Beim Aufstieg zur Serra wächst die lebende Frische der Landschaftsbilder, über Berge, Thäler und Schluchten zieht sich gleich einem riesigen Mantel der niemals von Menschenhand berührte Wald, und das Rauschen zahlloser Wasserläufe legt den Wunsch nahe, an diesem oder jenem schattigen Plätzchen ein paar Stunden zu verträumen.

Wie schade nur, daß man — ausgenommen die allernächste schon etwas gelichtete Umgebung der Straße — ohne Messer und Säbel auch nicht 10 oder 20 Schritte weit in diesem Schlingpflanzengewirr vorzudringen vermag! Bei Petropolis versuchte ich es einmal, büßte jedoch meine Kühnheit mit zerkratzten Händen und zerrissenen Kleidern. Die Poesie des Waldes leidet unter dieser Schwierigkeit der Vorwärtsbewegung. Rechnet man dazu die Häufigkeit des Ungeziefers, die zahllosen Ameisen und Termiten, den Mangel weicher Rasenflächen und was dergleichen mehr ist, lauter Dinge, die es verbieten, sich ähnlich wie bei uns an irgend einem hübschen Aussichtspunkt unter irgend einem schattigen Baum auf den Boden zu lagern, so wird man verstehen, daß der Naturgenuß trotz aller Mannigfaltigkeit dessen, was geboten wird, sich doch vorwiegend auf die gebahnten Wege beschränkt. Findet man zufällig irgendwo einen Pfad, so entrollen sich bei jedem Blick seitwärts und nach oben die üppigsten Bilder; gerade deswegen aber habe ich es um so bitterer empfunden, daß man nicht unumschränkt bummeln kann, wie bei uns. Genug davon.

Weißes Nebelgewölk hatte schon die Serra umschleiert, als wir von Joinville aufbrachen; anstatt jedoch den Strahlen der aufgehenden Sonne zu weichen, umklammerte es uns enger und enger, um sich schließlich zu einem regelrechten Landregen zu verdichten. Was der ganze mittlere und westliche Teil von Südamerika an Feuchtigkeit zu wenig bekommen, das wird dem schmalen Ostsaum zu teil: so bedingen es der Verlauf und die Ge=

staltung der Berge. Schon in Joinville fällt außerordentlich viel Regen, noch mehr am Fuße der Serra und in der Serra, auf dem Hochlande endlich in und um S. Bento schon etwas weniger, aber doch immer noch mehr als an irgend einem Punkte Deutschlands. Dazu kommt eine auffallende, nach dem heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht aufgeklärte und vielleicht mit der Sonnenfleckenperiode im Zusammenhang stehende Erscheinung: die Provinz Santa Katharina wird gewöhnlich zur Region des sommerlichen Regens gerechnet; während der letzten Jahre aber sind die Winter fast noch feuchter gewesen als die Sommer, und das soll sich in gewissen nicht näher bekannten Zeiträumen wiederholen. Alles in allem ist das Klima feuchter als erwünscht, und von der durch zunehmende Kultur erwarteten Aenderung — wie sie in der Umgebung von Rio de Janeiro schon sehr deutlich zu bemerken ist — kann der Ackerbau bloß gewinnen. Gegen 4 Uhr nachmittags gelangten wir bei strömendem Regen zu einem „Blocksberg“ benannten Punkt an der Serrastraße, wo wir den ermüdeten Pferden Ruhe gönnten und selbst in einem seiner Zeit für die Straßen-Ingenieure erbauten Blockhause uns für Abend und Nacht einrichteten.

Am folgenden Morgen ging es bei ebenso schlechter Witterung weiter, bis schließlich ein heller Streifen im Südwest den Sieg der kalten Luftströmung über die feuchte und warme und damit das Aufhören des Regenwetters andeutete. In einer Höhe von 630 m über dem Meeresspiegel erreichten wir den Kamm der Serra, dann abwechselnd über ebene Flächen hin oder zwischen Bergen durch bei 840 m die Wasserscheide zwischen den kleinen Küstenflüssen und dem Laplatagebiet, des weiteren mit 920 m den höchsten Punkt der Straße und schließlich bei 815 m den Stadtplatz der Tochter-Kolonie S. Bento. Auf jener Strecke nun bot sich dem Auge ein Wechsel der Vegetation dar, wie ich ihn in gleich schroffer Form bloß an den Hochgebirgen von Java kennen gelernt habe. Bananen, Kaffeesträucher, Zuckerrohr und all jene tropi-

schen Kulturgewächse, die bei Joinville so üppig gedeihen, waren schon am Fuße der Serra zurückgeblieben, von jenen Palmenarten jedoch, die unten am häufigsten gedeihen — es sind sogenannte Kokeren, Vettern der allbekannten Kokospalme, deren nußgroße Frucht ab und zu gegessen und deren Blätter als ausgezeichnetes Pferdefutter, namentlich bei den Wettrennen, benutzt werden —, begleitete uns die eine bis zum Ziel; ebenso sahen wir noch ab und zu einen Palmitenbaum — der ein beliebtes Gemüse, den wie Spargel schmeckenden Palmitenkohl liefert —, und was die eleganten Farnbäume, anscheinend die zartesten aller Tropengewächse, anbelangt, so lugten sie sogar, je weiter wir nach oben kamen, desto üppiger an all jenen schattigen Südgehängen (bei uns würde es Nord sein) aus dem Walde heraus, wo sich die Grundbedingungen ihres Gedeihens, kühler und mooriger Boden, vereinigten. Am auffallendsten war jedoch das zunehmende Auftreten eines Charakterbaumes par excellence, jener Pinheiros (araucaria brasiliensis), die auf dem Hochplateau Innerbrasiliens, wie im ganzen obern Stromgebiet des Laplata den hauptsächlichsten Bestandteil des Waldes bilden sollen, und deren gerade aufgeschossene Riesenstämme von einer tellerartigen Krone überragt werden, welche an die Anordnung des Möhren- oder Kümmelsamens erinnert.

Im allgemeinen ist der Wald hier oben weniger schön als unten, dafür jedoch nützlicher und leichter zu roden. Anstatt der zahllosen Rohr-, Farn- und Moosarten von unten, treten hier andere Familien und auch wohl Spielarten auf; besonders bemerkbar macht sich eine Bambusart, das sogenannte Taquara-Rohr, welches auf weite Strecken hin das Unterholz des Waldes bildet. Von diesem Taquara-Rohr erzählt man sich, daß es auf weite Strecken hin gleichzeitig in langen Zeiträumen — die einen sprechen von fünfzehn, die anderen von vierzig Jahren — blühe, daß alsdann Blatt und Stengel absterben, daß der Hochwald zu dieser Zeit gänzlich von Unterholz frei sei, daß dafür jedoch ungeheure Heere von Ratten,

Mäusen und anderem Ungeziefer die absterbenden Taquara-Dickichte verließen und Mißernten oder Mangel an Lebensmitteln hervorriefen. Kommt jedoch das Rohr durch Waldbrände oder andere Ereignisse nicht zur Blüte, so schlägt der Stengel wieder aus, und so kann die Angabe von dem gleichzeitigen Blühen dieser Taquara-Dickichte doch wohl nur eine Fabel sein. Unter den Waldbäumen und Waldsträuchern verlieren auch hier oben nur wenige, höchstens ein Zwanzigstel, im Winter das Laub. Häufiger sind schon die Strecken, namentlich am Waldesrand, wo die Bäume durch Brand, sei es gänzlich, sei es teilweise, abgestorben sind. Auch sah ich nach dem später zu erwähnenden Frost in S. Bento manche Gewächse, die melancholisch ihre erfrorenen Blätter hängen ließen.

S. Bento (84 km westlich von Joinville) ist eine auf Regierungsland angelegte Schwesterkolonie von Joinville (die Kolonie Dona Francisca zerfällt heutzutage in die beiden Bezirke Joinville und S. Bento), deren ganzes Bestehen noch kein Jahrzehnt zurückdatiert, die aber heute schon eines der blühendsten Gemeinwesen von Brasilien darstellt. Als im Jahre 1873 die Lieblingsidee des hochverdienten Konsuls Dr. Dörffel, die Idee nämlich, nach Blumenau hin und im reichen Itapocu-Thal südwärts zu kolonisieren, auf Schwierigkeiten stieß, unternahm man es mit einem kühnen Entschlusse, trotzdem damals die Serrastraße noch nicht vollendet war, alle neuankommenden Kolonisten mit Weib und Kind auf Maultieren zum Hochland zu spedieren. Der Versuch schlug über Erwarten gut aus: Ende 1879 zählte der Koloniebezirk Joinville 12692, der Koloniebezirk S. Bento 4275 Seelen. Trotz mehrerer aufeinandergefolgter schlechter Ernten sah ich auf dem wellig-hügeligen Koloniegebiet (die höchsten Berge messen 100—150 m) lauter hübsche Bauernhäuser — die mit Holzplatten in der Form und von der Farbe unserer Dachschiefer gedeckt waren — sowie zahllose Getreidefelder mit frisch hervorsprießendem, zur Zeit etwa halbfußhohem Korn. Der Wald ist hier oben auf weit größere Strecken und weit vollständiger als unten gelichtet,

leider aber verhindern auch hier noch die Baumstümpfe den ausgedehnten Gebrauch des Pfluges.

Unsere Wohnung nahmen wir bei Herrn Krause, einem biedern Bierbrauer deutsch-russischer Abkunft, aber so trefflich auch dort wie allerwärts in den deutschen Kolonien für die leiblichen Bedürfnisse gesorgt wurde, so habe ich doch während der nächsten 24 Stunden in S. Bento gefroren wie niemals bei 25 Grad Kälte in Deutschland. Das Thermometer mag bloß wenig unter Null gesunken sein — bei klarem Himmel findet man häufig schon bei + 4 oder 5° C. auf stehenden Gewässern eine Eisschicht — trotzdem fand ich am folgenden Morgen alle Fensterscheiben dicht mit Eisblumen bedeckt, an einzelnen Stellen hingen Eiszapfen von den Dächern und die Eisdecke auf den Pfützen maß etwa 6 mm. Am seltsamsten dünkte jedoch einzelnen in Joinville geborenen und an Eis und Schnee nicht gewohnten Leuten eine grasähnliche Eisvegetation, die auf weite Strecken in der Höhe von 10 bis 12 cm aus dem Boden emporgeschossen war. In Joinville war, wie wir einige Tage später erfuhren, das Thermometer bis auf + 5° C. herabgesunken, ohne daß jedoch Schaden für Kaffeebäume und junges Zuckerrohr daraus entstanden wäre. Unten fürchtet der Landwirt den Frost, oben begrüßt man ihn mit Freuden, denn unten pflanzt man tropische, oben dagegen europäische Kulturgewächse.

Während der nächsten Tage unternahm ich in Begleitung des Feldmessers Herrn Kröhne einige Spazierritte zu dem am weitesten vorgeschobenen Vorposten der Kultur, nach Bechelbronn u. s. w. In dem Empfangshause am Humboldtfluß lagerten noch einige Dutzend der jüngstangekommenen Kolonisten; die Einrichtung war ähnlich derjenigen im Zwischendeck eines Schiffes und die Insassen schienen sich dabei recht behaglich zu fühlen. An anderen Stellen arbeiteten die Leute im Felde, meist in bayrischem oder sonstigem Bauernkostüm — diese Nationaltracht wird jedoch, wenn die mitgebrachten Kleider verschlissen sind, nur selten erneuert; die Leute gehen alsdann zur land-

läufigen Schablone über — und allerorts tönte uns der katholische Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ (Antwort: „In Ewigkeit, Amen!“) entgegen. In S. Bento sind auffallend viele Bayern und Polen angesiedelt worden, während die Mehrzahl der Bewohner von Joinville aus Pommern, Sachsen oder den Rheinlanden (namentlich vom Hunsrück) stammt und besonders durch die Pommern einen ganz vortrefflichen Kern von Ackerbauern erhalten hat. Nun thut es der unvermeidlichen Neckereien wegen niemals gut, allerlei Volk untereinander anzusiedeln, und so leben denn auch Bayern und Polen in getrennten Straßen.

Der allgemeine Verlauf der Kolonisation pflegt der zu sein, daß die Leute infolge der leidenvollen Seereise und der Ankunftsbeschwerden, namentlich aber, wenn man sie vor ein Stück Urwald stellt, das später ihr Besitztum sein soll, vom Verzweiflungsfieber gepackt werden, an dem sie häufig während des ganzen ersten Jahres laborieren. Ich glaube, daß es nur wenige, vielleicht keine Kolonisten gibt, die nicht während dieser ersten Zeit ihren folgenschweren Entschluß bereut hätten. Am meisten leiden alsdann die Frauen, die — was meine Hochachtung für das weibliche Geschlecht um ein bedeutendes vermehrt hat — weit inniger als ihre Männer an der alten Heimat hängen; die Männer aber verfallen weit eher, namentlich wenn sich keine gebildeten Elemente unter ihnen befinden, einem gewissen Paroxysmus und ergeben sich dann dem Trunke. Nach Verlauf eines Jahres sind die Kolonisten mit ihrem Schicksal ausgesöhnt und nach weiteren zwei Jahren pflegt durchschnittlich bei fleißiger Arbeit und mit dem Besitz eines Pferdes, einer Kuh, einiger Schweine, Hühner u. s. w. jener Grad des Wohlstandes einzutreten, der den Kolonisten zum eingefleischten Koloniepartikularisten stempelt. Diese älteren Kolonisten schwören Mark und Bein darauf, daß ihre und gerade ihre Kolonie die beste von allen sei; in einem auch anderwärts, namentlich bei Soldaten und Matrosen sich findenden Widerspruch bereitet es ihnen jedoch eine gewisse Freude, die Neuangekommenen bange zu machen.

Auf die einzelnen Kolonistentypen will ich hier nicht näher eingehen, weil sie, allzusehr denen des deutschen Stockbauern gleichend, wenig Neues darbieten; der auffallendste und originellste Typus ist derjenige des „weisen Kolonisten", der unangenehmste derjenige des „brasilisierten Kolonisten". Für Australien, Kanada und andere englische Ackerbau-Kolonien haben einsichtige Besucher meist angenommen, daß die Versetzung auf Kolonialboden mit einem zeitweiligen Zivilisationsrückschritte gleichbedeutend sei. Von dieser Regel weichen die deutschen Kolonien in Südbrasilien ab. Wo die Deutschen in schlechtgeleiteten Kolonien unter sich oder namentlich wo sie in geringer Anzahl unter Brasiliern wohnen, wirkt diese Verpflanzung von deutschem auf Kolonialboden in jeder Hinsicht entsittlichend; in größeren und gutgeleiteten Kolonien habe ich dagegen nicht nur keinen Zivilisationsrückschritt, sondern eine auffallende moralische und intellektuelle Aufgewecktheit, eine noch auffallendere persönliche Liebenswürdigkeit wahrgenommen.

Nur eines flößte mir Sorge für die Zukunft der deutschen Kolonien ein, die allerwärts bestätigte Thatsache nämlich, daß der nirgendwo so sehr wie im Kolonialleben benötigte Grundsatz „Hilf dir selber" den Deutschen in Südbrasilien noch ziemlich fremd ist. Es fehlt, von den intelligenten Elementen der bestgeleiteten Kolonien abgesehen, noch viel daran, daß man die kluge, stolze, energische und selbstbewußte Verteidigung seiner Rechte ausübte, die den Engländer und Nordamerikaner auszeichnet. Ein Beispiel dafür unter vielen. Als der Hamburger Verein bei S. Bento ein ausgedehntes Territorium rechtskräftig von der Regierung erworben hatte und die ersten Ländereien an Kolonisten vergeben worden waren, kam plötzlich ein Brasilier von Paraná hinüber, holte Mate aus den Wäldern und ließ sein Vieh auf dem Eigentum der Deutschen weiden, indem er das Land als sein Eigentum beanspruchte. Dem einen schenkte er ein Schwein, dem andern ein paar Hühner, und da die deutschen Kolonisten elend genug waren, dergleichen Danaer-Geschenke anzu-

nehmen, da diejenigen, die nicht direkt an der Sache betroffen wurden, dem Schaden ihrer Nachbarn ruhig und vielleicht mit einiger Freude zusahen, so unternahm es schließlich der Brasilier, sein Eigentumsrecht auch äußerlich durch die Anlage eines Zaunes festzustellen. Das war denn doch den Kolonisten zu arg. Voller Angst wandten sie sich nach unten, um dort zu hören, was sie schon längst aus sich heraus hätten thun sollen: „Den Zaun umwerfen, jeden Angriff abweisen und das weitere abwarten.“ So geschah es.

Der Brasilier hatte viel geprahlt, so lange er das Uebergewicht fühlte, welches ihm dieses sein Verfahren über die Deutschen verlieh; jetzt aber verduftete er schnell, trotz zahlreicher Begleitung, trotz Revolvern und Gewehren. Anstatt, wie gedroht, Gewalt anzuwenden, klagte er vor Gericht wegen Verletzung seines Eigentums. Und nun bethätigte die brasilische Themis aufs glänzendste ihre Blindheit. Trotzdem die von der Regierung ausgestellten Besitztitel doch wohl der beste Beweis für das Eigentumsrecht der Deutschen hätten sein müssen, wurden diese dennoch verhaftet und als Gefangene nach Joinville gebracht. Dort stellte man natürlich sofort Kaution, ließ die Gefangenen auf freien Fuß setzen und erlangte schneller, als dies sonst nach brasilischem Gerichtsverfahren gewöhnlich ist, die Regelung der Sache. Wie aber, darf man wohl fragen, würden sich englische oder nordamerikanische Kolonisten in gleichem Falle benommen haben? Würden sie nicht von Anfang an einer für den anderen eingetreten sein, würde jemals einer die Geschenke eines Fremden angenommen haben, der das Eigentumsrecht des Nachbars bedrohte?

Wie Herr Dr. Engelke, der verdienstvolle Arzt von Joinville, mir auseinandersetzte, treten manche Krankheiten unter den Kolonisten je nach ihrer Stimmung in ganz verschiedener Form auf. Die Passagiere eines Schiffes beispielsweise kamen mit Blutdiarrhöe an Land, sie hatten Heimweh, waren unzufrieden und wollten bei bestmöglicher Pflege nicht genesen. Als ihnen aber jemand

plausibel gemacht hatte, daß sie bloß ihr Grundstück fleißig zu bewirtschaften hätten, um nach Jahresfrist freie Rückpassage zur Heimat zu erhalten, da hob sich ihr Mut, sie begannen zu arbeiten, die Krankheit war mit einem Schlage erloschen und schon bald dachte niemand mehr an die Rückkehr nach Deutschland. All dergleichen muß man selbst von den Kolonisten sich haben erzählen lassen, um zu verstehen, daß die direkte Unterstützung seitens der brasilischen Regierung, das monatelange Wartenlassen die Kolonisten wie kaum etwas anderes körperlich und geistig zu demoralisieren pflegte. Der deutsche Arbeiter oder Landmann gewöhnlichen Schlages kann einmal dergleichen Geschenke nicht vertragen; was er besitzt, muß erarbeitet und verdient sein, sonst wirkt es entsittlichend. Selbst in den bestgeleiteten Kolonien hat die Leichtigkeit, zu einem gewissen mäßigen Wohlstande zu gelangen, dahin geführt, daß man erstens nicht energisch genug weiter und nach größeren Zielen strebt, daß man zweitens etwas allzu leichtsinnig den kleinen Gewinn von der Hand wies; in denjenigen Kolonien aber, in welchen reiche Geldmittel unvernünftig weggeworfen worden, entwöhnte man sich sogar gänzlich der Arbeit und hatte dann natürlich schwere Kämpfe zu bestehen, als schließlich die Not selbst wieder arbeiten lehrte.

Als wesentlichstes Hilfsmittel der Kolonisation ist vom Hamburger Verein stets der Straßenbau angesehen worden, und die (teilweise von Vereins-Ingenieuren mit Regierungsgeldern gebaute) Serrastraße hat für das eigene Straßennetz einen vortrefflichen Ausgangspunkt abgegeben. Diese Serrastraße, die bis Rio Negro weitergeführt werden soll, ist auf einer Strecke von etwa 115 km vollendet, sie ist nach der geologischen Beschaffenheit der verschiedenen Strecken mit Diorit, Quarzit, Granit und Thonschiefer makadamisiert und mag (infolge späterer schlechter Verwaltung) bis zu 30 000 Mk. pr. Kilometer gekostet haben. An Koloniewegen, die nicht makadamisiert und zwischen den Gräben 4,40 bis 6 m breit sind, waren am 31. Dezember 1880 292 km fertig, 42 km im Bau und

19 km im Plan. Die erste Anlage pflegt dabei bloß 1200 bis 1400 Mk. pr. Kilometer zu kosten, eine Ziffer, die sich jedoch durch Brückenanlagen und Ausbesserungen bisweilen bis auf 4000 Mk. erhöht.

Nun ist es eine ganz interessante Erscheinung, wie allerwärts in diesen Ländern einfache Feldmesser durch eine vielleicht zufällige Entscheidung, gut oder schlecht, den Entwicklungsgang zukünftiger Kulturländer vorzeichnen — just ebenso wie nicht etwa die großen gelehrten Beamten und Generäle, sondern namenlose Abenteurer in den ersten Jahren nach der Entdeckung die weltgeschichtliche Entwicklung Amerikas vorgezeichnet haben. Ein solcher Feldmesser erhält den Auftrag, eine Straße zu tracieren, über dieses oder jenes Gebirge einen Uebergang zu suchen und gleichzeitig über die Tauglichkeit des Bodens zu Kolonisationszwecken zu berichten. Er schlägt dann vielleicht, wie der verstorbene Wunderwald es zu machen pflegte, eine Pikade (Schneise) zu dem höchsten in der Umgegend befindlichen Berge, um von dort aus eine Uebersicht über das so schwer zu durchstreifende Waldterrain zu gewinnen. Nach der dort gewonnenen Anschauung beginnt er alsdann ebenfalls durch Pikadenschlagen seine Untersuchungen an Ort und Stelle — eine langwierige Arbeit, bei der Erfahrung und Routine mehr helfen als alle Theorie. Einzelne dieser Untersuchungen sind wahre Entdeckungsreisen kleineren Stils gewesen, so beispielsweise Wunderwalds Tracierung einer Straße nach Blumenau (die Pikade ist jetzt wieder zugewachsen) oder Kröhnes Erforschung des oberen Itapocú-Thales. Bei der letzteren sechswöchentlichen Tour begleiteten den Feldmesser acht deutsche Arbeiter und zwei brasilische Jäger, die für Lebensmittel sorgen sollten, aber niemals etwas anderes als Affen mit heim brachten. Da bei solchen Zügen keine Lasttiere mitgeführt werden können, so beschränkte man die in wasserdichten Blechbüchsen mitgenommenen Lebensmittel auf Kaffee, Thee und schwarze Bohnen; Dörrfleisch, Wein und selbst Branntwein würden zu schwer gewesen sein. Die Strecke, die man unter solchen Um-

ständen täglich in brasilischem Urwalde zurücklegen kann, ist je nach der Beschaffenheit des Bodens und der vorkommenden Gewächse sehr verschieden; im dichtesten Walde wird man für den Tag etwa einen Kilometer, im weniger dichten acht bis neun Kilometer rechnen dürfen. Durch ordentliche Pikaden kann man dann späterhin reiten, freilich bloß langsam und mit großer Vorsicht.

An Nahrung für den Menschen ist der brasilische Wald verhältnismäßig arm. Zwar gibt es vielerlei Früchte (beispielsweise in großer Menge unsere heimischen Brombeeren), aber sie reifen zu bestimmten Zeiten, und um sie zu finden, bedarf es einer Kenntnis des Waldes, die hierzulande bloß der Wilde, der Europäer niemals erlangt. So bildet beispielsweise während einer gewissen Zeit des Jahres Pinheiros-Samen die hauptsächlichste Nahrung der „Bugres“ (wilden Indianer). Sonst leben diese von Wild, dem sie mit Speer und Bogen auflauern. Auch mit dem Wild ist es für den Europäer eine eigentümliche Sache. Der brasilische Wald hat nicht gerade wenig Insassen, diesen aber ist nur schwer beizukommen. Es fehlt jenes Wild, welches sich — wie bei uns Hasen und Hühner — mit Vorliebe um die Ansiedlungen der Menschen herum aufhält. Auch in Deutschland ist ja in großen Waldungen der Wildbestand verhältnismäßig schwächer als in reichem Ackerlande, wo es für Hasen und Rebhühner so viel zu naschen gibt. Von brasilischem Wild sind nur Unzen (die sogenannten Tiger), drei Arten Affen (darunter die Brüllaffen, deren Stimmen man auf ungeheure Entfernungen hört), Ameisenbären, Faultiere, Gürteltiere, Rehe, kleine Hirsche, eine Art wilder Truthühner, Papageien und gelbe Sperlinge (die wie Kanarienvögel aussehen) genannt worden, wenn man nicht die Ratten mitzählen will, die häufig zu Tausenden auftreten und mit Stöcken totgeschlagen werden. Fast alle diese Tiere werden vorkommenden Falls von Brasiliern und selbst von Europäern verspeist, so namentlich die Affen, die sogar als Leckerbissen gelten. So selten man auch heute in der Nähe größerer Ortschaften noch Affen findet, so

weiß doch beinahe jeder ältere Kolonist davon zu erzählen, wie häufig und wie gern er alle Arten von Affen verspeiste. Bloß müsse das dunkelschwarze Fleisch, um seinen unangenehmen Geruch zu verlieren, tüchtig ausgewässert werden; auch dürften Kopf und Extremitäten nicht aus dem Kochtopf herausgucken, sonst werde man allzusehr an die menschliche Gestalt erinnert.

Weit häufiger als im Verhältnis das übrige Wild haben sich während der letzten Jahre die Tiger (Unzen) in den Kolonien gezeigt. In der Kolonie Blumenau sind während des Jahres 1880 drei Deutsche durch Unzen getötet worden, und während meines Aufenthaltes in Dona Francisca bildeten zwei kürzlich vorgekommene Tigerangriffe einen der beliebtesten Gesprächsstoffe. Eine Unze war zu drei verschiedenen Malen nächtlicherweile in ein und dasselbe Haus eingebrochen, hatte das eine Mal einen Hund mit ihrer Tatze erschlagen, das zweite Mal den Hühnerstall ausgeräumt und das dritte Mal die Knochen von einer eben beendeten Mahlzeit aus der Schüssel geholt. Bei diesem dritten Besuch jedoch fiel die Bestie einer von oben her durch die Dielen abgefeuerten Kugel zum Opfer. Selbst in der Entfernung weniger hundert Schritte von Joinville will man Tigerspuren bemerkt haben, ohne daß ich jedoch für die Wahrheit dieser Angabe eintreten möchte.

Genau ebenso wie die Unzen werden von den Weißen die wilden Indianer (man nennt sie hier Bugres) besprochen und behandelt, d. h. totgeschossen, wo man sie sieht. Es sind mir aus den letzten Jahren ungefähr ein halbes Dutzend Beispiele genannt worden, daß deutsche Familien von den Bugres erschlagen wurden. Der brasilische Wald ist unter gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. ohne Bahnbrechen mit Messer und Säbel, für den Europäer schwer durchdringlich. Die Bugres aber kriechen mit großer Schnelligkeit unter Buschwerk und Schlinggewächsen am Boden hin, wagen sich dagegen nur selten aus dem Walde heraus. Von dort her beobachten sie häufig für längere Zeit vereinzelte Ansiedlerwohnungen,

und wenn es sie einmal nach Eisenzeug oder Kleidern gelüstet, so wagen sie trotz ihrer Feigheit zuweilen einen Angriff. In diesem und nur in solchem Falle werden dann meist die Insassen des betreffenden Hauses erschlagen. Reine Mordlust dagegen scheint unter diesen Indianern weniger als in Nordamerika den Antrieb zu bösen Thaten zu liefern. Glücklicherweise ist der Gebrauch von Schießgewehren diesen rohesten Indianerhorden — sie gehören zum Stamme der Botokuden — gänzlich unbekannt. Der Versuch, ein besseres Verhältnis zu den Wilden anzubahnen, ist neuester Zeit meines Wissens bloß von Dr. Blumenau unternommen worden; desto häufiger ist der Fall, daß nach Jagd- und Rachezügen gegen die Wilden, ihre Bogen und Pfeile, sowie jene Cippogamaschen, mit welchen die Wilden ihre Unterschenkel umwickeln, wenn auch heimlich, zum Verkauf ausgeboten werden. Die gänzlich brasilisierten und portugiesisch sprechenden Mischlinge zwischen Europäern und Indianern bilden in der Provinz Santa Katharina einen hervorragenden Bestandteil der Bevölkerung, reine Indianer dagegen wird man vielleicht in Curitiba (der Hauptstadt von Paraná), aber niemals in Santa Katharina zu Gesicht bekommen. Die schon auf einer etwas höheren Kulturstufe stehenden Indianer vom Tupi- oder Guaranistamme, welche früher den Küstensaum bewohnten und deren Sprache die meisten brasilischen Orts-, Fluß- und anderen Namen entstammen, sind ausgerottet oder zurückgewichen.

Noch möchte ich einer eigentümlichen Erscheinung Erwähnung thun, die mir allerwärts auf dem Hochlande, wo Straßen, sei es durch die grasbewachsenen und zur Zeit gelbdürren Kamps, sei es durch Urwald gebaut wurden, aufgefallen ist. Die Erde war dort nämlich bis auf etwa zwei Fuß von der Oberfläche tiefschwarz, als ob sie mit Kohlenstaub untermischt wäre. Von Marschland konnte hier wahrlich nicht die Rede sein, und da einstweilen noch keine chemische Untersuchung des Bodens vorgenommen worden ist, so behalf man sich mit der etwas oberflächlichen Erklärung, daß wohl jener dunkle

Filz, welcher den Stamm der Farnbäume bildet, im Laufe der Jahrhunderte durch seine Zersetzungsprodukte die auffallende Färbung hervorgebracht habe. Mir ist das nichts weniger als plausibel erschienen, und so schwach auch das Land früher bevölkert gewesen sein mag, so glaube ich doch weit eher an ein von den Viehzüchtern zeitweilig in Szene gesetztes Abbrennen des Grases und Taquararohrs. Uebrigens waren die russischen Kolonisten, welche sich unlängst (und ohne zu einer Entscheidung zu gelangen) in mehreren Provinzen Brasiliens die Landverhältnisse angesehen, thöricht genug, in diesem schwarzen Boden ein ähnliches Ackerland wie das ihrer heimischen Tiefebenen zu vermuten.

Und nun zum Schlusse des Kapitels über Dona Francisca noch ein paar statistische Daten aus den jährlichen Berichten an die brasilische Regierung. Am 31. Dezember 1877 umfaßte die Bevölkerung 4688 Katholiken und 6737 Protestanten. Sie hatten einen Viehstand von 4263 Stück Rindvieh, von 1484 Pferden, Eseln und Maultieren und von 7873 Schweinen, Ziegen und Schafen. Das Saat- und Pflanzland umfaßte 3180 Hektar, das Weideland 3004 Hektar. Die Zahl der Kaffeebäume wurde auf 54 862 geschätzt. An vierrädrigen Wagen waren 394, an zweirädrigen 51 vorhanden. Besonders entwickelt zeigte sich die Industrie, die teilweise mit Dampfbetrieb, teilweise mit Wasserkraft arbeitete und Zuckerfabriken, Farinha-Mühlen, Gerbereien (sie bedienen sich als Gerbstoffes der Mangue- oder Mangroveblätter), Reisstampfen, Matemühlen, Ziegeleien, Holzschneidereien und Arrowroot-Fabriken umfaßte. Die großartigste unter diesen Anlagen ist die Zuckerfabrik des Herzogs von Aumale, die zwar einstweilen bloß das Erzeugnis der eigenen Zuckerrohrfelder verarbeitet, die aber darauf berechnet ist, daß später auch die Bauern ihr Rohr zum Auspressen dorthin bringen sollen. Während nämlich solch regelrecht angelegte Fabrik aus weicherem Zuckerrohr 75 Proz., aus härterem 60 Proz. herauspreßt, erzielen die Kolonisten mit ihren unvollkommenen Apparaten bloß

34 Proz. Der fertige Rohzucker (raffiniert wird er bloß zum Gebrauche der Zuckerbäcker) findet in der näheren Umgebung willigen Absatz, aus den Rückständen aber bereitet man jenen Zuckerrohr-Branntwein, der im geselligen Leben der niederen Klassen eine gewisse Rolle spielt.

Die in der Kolonie Dona Francisca zur Verfügung stehenden Wasserkräfte sind zahlreich, aber ausnahmslos geringfügig, und man macht sie sich bloß in der ursprünglichsten Form nutzbar, d. h. vermittelst eines sogenannten „faulen Negers" (Monjolo), eines an einer Balancierstange befestigten Wasserbehälters, der unter dem Druck des hineinströmenden Wassers heruntersinkt, sich dort ausleert und wieder hinaufschnellt.

Ueber die allgemeine Entwicklung der Kolonie werden am besten die Einnahmen des Postbureaus von Joinville Aufschluß geben. Dieselben betrugen: 1875/76 1757 Mark, 1876/77 2238 Mark, 1877/78 2265 Mark, 1878/79 2720 Mark, 1879/80 3150 Mark und 1880/81 3227 Mark.

Beim Abschied aus der bestgeleiteten deutschen Kolonie, die ich gesehen, noch ein paar Worte über den dort herrschenden Geist. In Joinville gibt es hübsche Holzhäuser und allerliebste Villen; aber gerade darin, daß sie nichts mehr als hübsche Holzhäuser und allerliebste Villen sein wollen, darin liegt ihr Adel. Und ebenso wie mit den Holzhäusern und Villen ist es mit den Leuten: ich habe in der Kolonie Dona Francisca nichts Falsches und Unwahres zu entdecken vermocht; was die Leute schienen, das waren sie auch. Es herrscht ein feiner, angenehmer Ton, der gleichmäßig alle Klassen durchdringt und in den auch die neuhinzugekommenen Kolonisten sich schnell hineinfinden. Was sonst bloß das Vorrecht großer Kultur-Mittelpunkte zu sein pflegt, die Ausbildung einer eigenen Art von Urbanität, das ist seltsamerweise dem idyllischen Kolonialstädtchen Joinville beschieden gewesen. Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Selbstachtung und Achtung des Nächsten finden sich überall; dazu heitere Lebensfreude und jenes Selbstbewußtsein,

welches bei unmittelbarem Verkehr mit der Natur jedes energische Schaffen belohnt. Joinville hat mir zum erstenmal das Bild einer größeren deutschen Kolonie geboten, wo nicht ein einziger, sage nicht ein einziger, über den anderen schimpfte oder die schwachen Seiten in dessen Privatleben ans Tageslicht zu zerren suchte, wo alles sich in die Hände zu arbeiten schien, wo es weder erdrückenden Reichtum noch die leiseste Spur von Armut gab und ein jeder mit seinem Lose zufrieden war. Auch war Joinville in fremdem Lande der erste von mir besuchte deutsche Ort, wo die Zufriedenheit mit der neuen Heimat nicht im geringsten den Zusammenhang mit der alten gelockert hatte, wo der Stolz auf die eigenen Kulturerrungenschaften mit jener liebenswürdigen Bescheidenheit hervortrat, die ihren Wert verdoppelte. Die Leute arbeiteten mit solcher Ordnung und Ueberlegung, daß man ihnen die Arbeitsfreude ordentlich ansah: sie verkehrten untereinander und mit mir, als ob sie alle einer und derselben gewählten Gesellschaft angehörten.

Sechstes Kapitel.

Die Kolonie Blumenau.

(See-Gespenster. — Raffinierte Unreinlichkeit. — Eine Nacht auf dem Itajahy-Fluß. — Capoeira-Brände, Leuchtkäfer und Cykadengesumm. — Der Stadtplatz von Blumenau. — Ein reizendes Gebirgsland. — Die Bauern ersticken in ihrem eigenen Ueberfluß an Lebensmitteln, für die sie keinen Absatz finden. — Berittene Geistliche mit Revolver und Dolchmesser. — Die Unnahbarkeit des jungfräulichen Waldes. — Palmen, Schlinggewächse, Moose und Farne. — Orangenblüte und Kolibris. — Ratschläge für Auswanderer. — Mit der Kolonisation ist es wie mit dem Sturm auf eine Schanze. — Wo gibt es noch unbesiedeltes Kulturland? — Rentabilitäts-Berechnungen.)

Am Abend des 11. August verließ ich an Bord des São Lourenço die Bai von São Francisco und war bald darauf, d. h. gegen Mitternacht, Zeuge eines eigentümlichen Schauspiels.

Schon seit einiger Zeit war mir ein großes Schiff aufgefallen, das mit geschwellten Segeln, vielleicht eine halbe Seemeile hinter uns, denselben Kurs zu verfolgen schien. Plötzlich trat ein Mitpassagier auf mich zu und machte mich auf die seltsame, zu allen gewohnten Verhältnissen in Widerspruch stehende Schnelligkeit aufmerksam, mit der jenes Fahrzeug, ein Segler, dem Dampfer sich näherte. Gleichzeitig mit der Annäherung wuchsen die Maßverhältnisse des mit solch gespenstischer Eile dahinjagenden Schiffes, und die tiefschwarze, gegen alle Schattierungen rings umher abstechende Farbe der Segel vermehrte die Abenteuerlichkeit dieses Eindrucks. Wir

wollten den Kapitän darauf aufmerksam machen, fanden jedoch, daß er unruhig umhereilend allzusehr mit allerlei Anordnungen beschäftigt war. Ein leichter weißer Nebel jagte durch die Luft und verbarg uns zeitweilig den Anblick des schwarzen Schiffes, das trotzdem immer näher zu kommen schien. Gespannt harrten wir der weiteren Entwicklung des Rätsels; bis zu jener Entfernung jedoch, in der wir es greifbar vor unsern Augen gehabt haben würden, schien das Schiff nicht herankommen zu wollen: es blieb zurück und verschwand nach einiger Zeit halb vom Nebel verhüllt in einer der zahlreichen Küstenbuchten.

Mein Reisegefährte war erregt und sprach noch stundenlang, nachdem längst schon der aufgehende Mond mit dem zunehmenden Nebelgewirr spielte, von nichts anderem als dem „fliegenden Holländer“. Daß wir kein wirkliches Schiff, daß wir eine Naturerscheinung ähnlich der Fata Morgana vor uns gehabt, dafür bürgten die tiefschwarze Farbe, die riesigen Maßverhältnisse, eine gewisse Verschwommenheit der Umrisse und die rasende Geschwindigkeit des scheinbaren Schiffes.

Als ich beim ersten Morgengrauen wieder auf Deck erschien, eilte der Kapitän noch immer mit der gleichen Unruhe — in der einen Hand ein Opernglas, in der andern ein Senkblei — umher und versicherte, daß die Monate August und September ihrer Nebel wegen im ganzen Jahre die schlimmsten seien. Die Sonne ging auf, aber man konnte ihren Ort am Himmel bloß erraten, geschweige denn von Horizont oder Küste das geringste bemerken, und die Zuversicht wurde keineswegs dadurch vermehrt, daß wir, alle Viertelstunden den Kurs ändernd, nach allen Himmelsrichtungen herumfuhren. Drei oder vier Stunden später wurde gerade vor uns ein dumpfes Geräusch hörbar, das wir als den Schall der Küstenbrandung auslegten. Der Kurs wurde geändert, nun aber kam derselbe Schall auch von der andern Seite. Wenig später zerriß die schon hoch am Himmel stehende Sonne das Nebeldach, einige Bergspitzen tauchten auf, dann andere und immer andere, und der Augenschein

lehrte uns, daß wir uns dicht vor der Barre des Itajahyflusses befanden.

Diese Barre hat sich seit jener großen Ueberschwemmung, von der im September 1880 Blumenau und das ganze Itajahythal heimgesucht wurden, so sehr verschlechtert, daß sie zur Zeit nur noch für Schiffe von 6 Fuß Tiefgang passierbar ist, während die Durchfahrt in früheren Jahren bis zu einigen 20 Fuß tief gewesen sein soll. Auch jetzt hofft man, daß sich zu beiden Seiten der Passage das weggerissene Schwemmland wieder neubilden und damit die Stärke des Stromes und die Tiefe des Flußbettes vergrößern werde.

Ehe ich die Beschreibung meiner zweiten Fahrt auf dem São Lourenço abschließe, noch ein paar Worte über die Verpflegung an Bord. Was dem Europäer in Südamerika am meisten auffällt, ist die allgemeine Unreinlichkeit, und zwar eine Unreinlichkeit von der schlimmsten Sorte. Wenn auf den Südsee-Inseln von jung und alt, Männlein und Weiblein, die Kawawurzel zerkaut, in eine Art von urwüchsiger Bowle gespuckt und nach kurzer Gährung als Getränk dem Fremden angeboten wird, so ist das gewiß nicht appetitlich nach unsern Begriffen, aber ich übertreibe nicht, wenn ich versichere, daß ich in vielen Fällen lieber Kawa getrunken, als an einer brasilischen Mahlzeit teilgenommen hätte. Bei manchen halbzivilisierten Völkern, wie Südsee-Insulanern, Chinesen, Malayen, finden sich Gebräuche, die uns widerlich erscheinen und doch im Sinne dieser Völker nichts weniger denn unreinlich sind: sie entspringen nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Anschauungen, die von den unsrigen verschieden sind. Das Chinesenviertel von San Francisco oder Singapore riecht ganz infam, bei einer ähnlichen Anhäufung von Menschen auf geringem Raume würde jedoch kaum ein europäisches Volk solch verhältnismäßige Reinlichkeit zu behaupten im stande sein. Ebenso verspeisen die Malayen Regenwürmer und anderes Ungeziefer, körperlich aber ist das Volk, das sich tagtäglich in den Flüssen herumtummelt, reinlicher als im Durch-

schnitt der Bewohner von Berlin, Paris oder London, und sogar an die Kawa der Südsee-Insulaner mag man sich gewöhnen, wenn man die blendend weißen Zähne und die geregelte Verdauung des Naturvolks in Betracht zieht.

Dem gegenüber ist die Unsauberkeit des Brasiliers viel raffinierter, viel weniger zu entschuldigen. Aus einem Glase zu trinken, von einem Teller zu essen, an dem für mindestens zwei Sinne wahrnehmbar die eklen Verdauungsprodukte so und so vieler spuckenden und schwindsüchtigen Vorgänger haften, ist noch das geringste, was dem Fremden zugemutet wird. Im kaiserlichen Palast zu S. Christovão bei Rio de Janeiro wurde ich einmal zufällig und inkognito durch die Wirtschafts- und Küchenräume geführt, und was ich dort sah, war hinreichend, um mir auf alle Zeiten den Appetit für manche brasilische Speisen, namentlich die vielerlei Kuchenarten (Doces), zu nehmen. Es standen dort eine Anzahl schmutziger Jungen herum, die, wenn man sie an die Wand geworfen hätte, gewiß kleben geblieben wären, und wühlten mit ihren ekeln Fingern in einem Teige herum, der zu Pasteten verarbeitet werden sollte.

Ich will die Bilder, die ich dort zu Gesicht bekam, aus Gründen, die der Leser würdigen wird, nicht weiter verfolgen; wie aber erst, wenn, wie bei meiner ersten Fahrt auf dem São Lourenço, der Hunger dazu treibt, solche Speisen genießen zu müssen! Hast du, lieber Leser, in Italien oder Spanien einmal jene Bettlerfiguren gesehen, die, sei es durch die Natur, sei es durch Kunst und Spekulation, zu Bildern des Abscheus und Entsetzens aufgeputzt sind? Solcher Art war unser Aufwärter. Den einen nackten Fuß trug er in einem alten Pantoffel, den andern in einem aufgeplatzten Lackstiefel. In langen, schmutzigen, von Feuchtigkeit getränkten Fetzen hingen die weiten Elefantenhosen an den schlotterigen Beinen herunter. Die Jacke schien allen Unrat aufgenommen zu haben, der auf schmutzigen Schiffen sich findet, und vom Gesicht hätte man den Schmutz mit einem Schab-

eisen abkratzen können. Und auf diesem Schiffe habe ich gespeist, von diesem Aufwärter habe ich mich bedienen lassen! Als ich dann zum zweitenmale dasselbe Fahrzeug benutzte, führte ich von Joinville her meinen eigenen Proviant mit mir, was, so sehr es auch vorzuziehen war, doch insofern seine Schattenseiten hatte, als es den Kapitän, einen vollkommenen Gentleman brasilischen Stils, aufs tiefste beleidigte.

In Itajahy mußte ich drei Tage lang auf eine Gelegenheit zur Reise nach Blumenau warten, während welcher Zeit ich in einem deutschen, aber durchaus nicht empfehlenswerten Wirtshause, „Hotel Dom Pedro Segundo", wohnte und von Herrn Konsul Asseburg alle denkbare Freundlichkeit empfing. Das kleine Hafenörtchen liegt trotz gebirgiger Umgegend an landschaftlich unbebedeutendem, sandigem Strande, hat durch die obenerwähnte Ueberschwemmung viel gelitten und zählt unter seinen 1300 Einwohnern etwa 300 Deutsche. Unter den Arbeitern, die das Aus- und Einladen der Schiffe besorgen, findet man Brasilier, Deutsche und Farbige in bunter Mischung; und wenn ich noch hinzufüge, daß zwei Schiffe mit deutscher Flagge dort lagen, glaube ich alles Nennenswerte aufgezählt zu haben.

Von dem Hafenplatz Itajahy gelangt man mit dem Koloniedampfer Progresso (er hat 14 Tonnen Ladekraft, macht seine Fahrten seit Dezember 1879 und ist Eigentum einer deutschen, von der Regierung nicht unterstützten Aktiengesellschaft) unter gewöhnlichen Umständen in 7 bis 8 Stunden am Itajahy-Fluß aufwärts zum Stadtplatz von Blumenau. Diese Fahrt durch gebirgiges und schön bewaldetes, teilweise sogar noch mit Urwald bestandenes Land entrollt in bunter Abwechslung eine Fülle der lieblichsten Landschaftsbilder. Bald engen waldige Ufer mit überhängendem Laubdach — unter dem sich vielleicht ein scheues Jacaré oder brasilisches Krokodil verbirgt — den Fluß ein, bald geht es in scharfer Wendung an hübschgeformten Berggehängen vorüber, die durch ihr Waldkleid weiche, gerundete Formen erhalten. Strecken-

weise sind jedoch die Ufer recht unbedeutend und kaum hübscher als das Gestade des Rheins zwischen Bonn und Köln. Der Fluß ist vielleicht zehnfach, vielleicht zwanzigfach breiter und wasserreicher als der „Cachoeira", d. h. er ist ein wirklicher Fluß und nicht bloß gleich der „Themse von Joinville" ein Gebirgsbach, der durch die breite und niedrige, der Flutwelle zugängliche Mündung seine Bedeutung erhält. Die zahllosen Krümmungen freilich teilt der Itajahy mit dem Cachoeira — Krümmungen, die den in der Luftlinie 51 km langen Weg vom Hafenplatz Itajahy nach Blumenau auf das Doppelte verlängern —, und auch hier steigt die Flutwelle aufwärts bis zum Stadtplatz, bis wohin denn auch der Fluß für Fahrzeuge von 4 bis 5 Fuß Tiefgang schiffbar ist.

Das Land zu beiden Seiten ist bis zur Grenze der Kolonie nur an ein paar vereinzelten Stellen bebaut, es gehört einigen Großgrundbesitzern, die sich nur wenig darum bekümmern und die Ansiedelung von allerlei nichtsnutzigem Volk nicht verhindert haben. Alle die Holzhütten, die man ab und zu am Ufer bemerkt, gehören solchen Leuten, die nicht das geringste Anrecht auf das von ihnen bewohnte Land haben und die trotzdem nicht einmal der Kaiser hinauszutreiben im stande wäre. Dieses Volk vegetiert ohne Mühe von dem, was ein kleines Stück Boden hervorbringt, in kaum menschenwürdiger Weise. Es ist überhaupt auffallend, wie viel bescheidener als der Deutsche der Brasilier zu leben vermag. In den fünfziger Jahren, als die ersten deutschen Kolonisten für Joinville in S. Francisco eintrafen, gab es dort noch kein einziges Glasfenster, sondern bloß Lattenverschläge, und daß selbst in größeren brasilischen Orten Wirtshäuser europäischen Stils nicht existieren, habe ich mehrfach persönlich erfahren müssen. Wo dann freilich ein deutsches Gasthaus mit bürgerlich-deutscher — aber gegenüber der brasilischen als hochvornehm erscheinender — Küche auftaucht, da wissen doch auch die Brasilier diese Vorteile zu schätzen und nutzen sie nach Kräften aus.

Doch zurück von dieser Abschweifung zur Reise nach Blumenau. Es war, als ich den Itajahy aufwärts fuhr, gerade Sonntag und allerwärts, wo ein paar Häuser sichtbar wurden, sah man brasilische Weiber und Mädchen in reingewaschenen Kattunkleidern und Kattunjacken von hellblauer oder rosaroter Farbe, aber ohne Schuhe, ohne Strümpfe und anscheinend — der Wind wehte sehr stark — ohne die leiseste Spur von Unterkleidern am Ufer stehen.

Die Fahrten des Progresso gewähren einstweilen noch das einzige halbwegs bequeme Beförderungsmittel nach Blumenau, denn die 12—15stündige Fahrt in schmalem Ruder-Kanoe ist schon mehr Marter, und auf die ebenfalls etwas gewagten Pferdetouren werden diejenigen Reisenden keine Rücksicht nehmen dürfen, die einiges Gepäck mit sich zu führen wünschen. Daß es jedoch auch mit den Fahrten des Progresso seine Haken hat, sollte ich bald zur Genüge erfahren: statt 7 oder 8 Stunden blieb ich frierend und hungernd ihrer 22 unterwegs. Warum man es für gut fand, erst um halb 10 Uhr morgens abzufahren, warum an jedem Ort, wo ein halbes Dutzend Gepäckstücke abzuladen waren, ein Aufenthalt von einer halben bis zu einer ganzen Stunde genommen wurde, war mir schon vorher ein Rätsel gewesen; rätselhafter aber wurde es mir noch, als wir nach Eintritt der Dunkelheit — patsch plötzlich in eine pechschwarze Ecke hineinfuhren, und als es nun hieß, daß das Mondlicht erst abgewartet werden müsse. Der Mond aber kam nicht, anstatt dessen entwickelte sich unter der übrigen Reisegesellschaft eine Art von Schnapsgelage mit zugehörigen Schnapsgesängen. Schon am Tage war mir diese Sorte von Kolonisten — die mich nach nordamerikanischer Manier auszuholen suchten, allerdings ohne daß ich ihnen die Freundlichkeit erwies, ihrer Neugierde nachzukommen — recht unangenehm aufgefallen; noch unangenehmer wäre, da an Schlaf nicht zu denken war, die Nacht gewesen, wenn nicht ein paar Capoeirabrände, Cikadengesumme, Froschgequake und namentlich Hunderte

von riesigen Leuchtkäfern (die Damen bedienen sich ihrer bisweilen als Haarschmuck) für Zeitvertreib und Abwechslung gesorgt hätten. Erst mit Tagesanbruch ging es weiter durch eine äußerst schwierige Passage, die allerdings in tiefdunkler Nacht nicht hätte durchfahren werden können, und um 8 Uhr morgens befand ich mich in Blumenau.

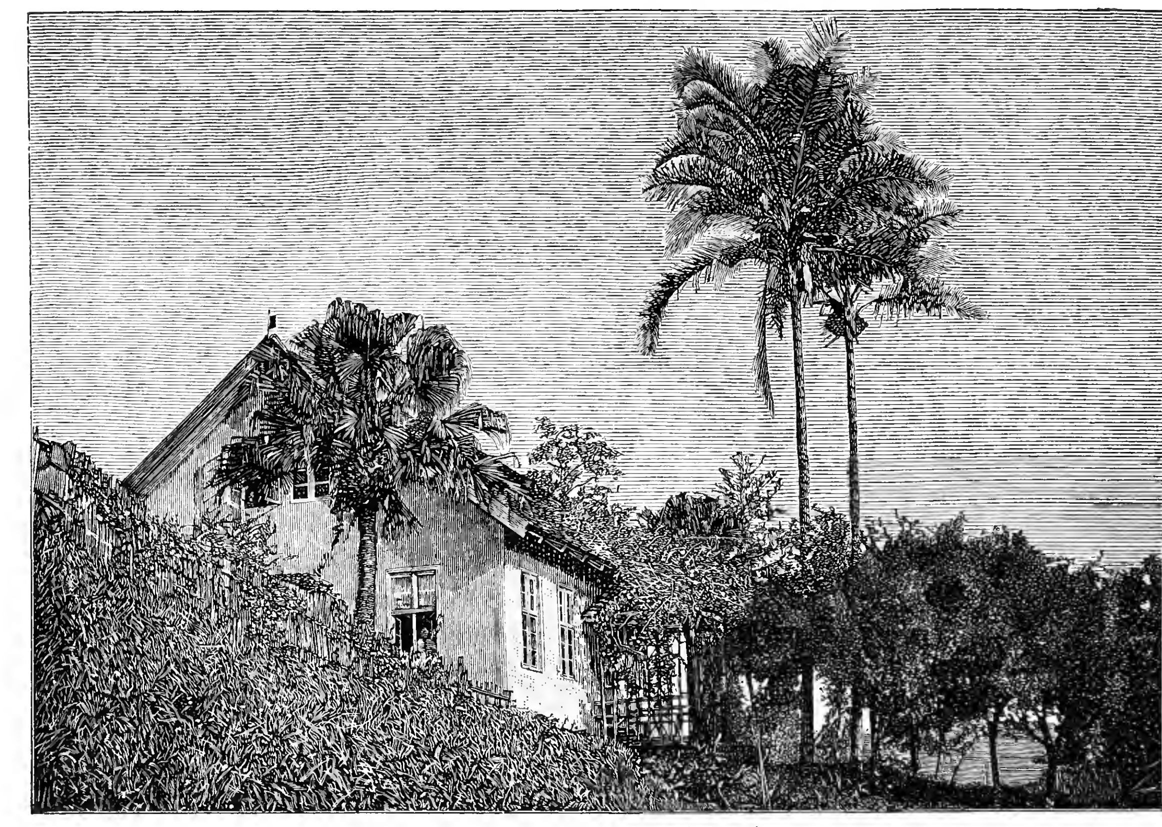
Die Kolonie Blumenau wurde am 28. August 1852 von Dr. Herm. Blumenau aus Braunschweig gegründet, der als Chemiker aus Europa herübergekommen und an der Ansiedlung in Rio Grande do Sul durch die dort ausgebrochene Revolution verhindert worden war. Während der nächstfolgenden acht Jahre opferte Dr. Blumenau in mühevollem Ringen gegen schwierige Verhältnisse so ziemlich sein ganzes Privatvermögen; am 13. Januar 1860 wurde die Kolonie von der brasilischen Staatsregierung übernommen und ihr verdienstvoller Begründer als Direktor angestellt. Nun ist Blumenau unter allen brasilischen Staatskolonien die einzige gewesen, deren Leitung während zweier Jahrzehnte ohne Unterbrechung einem einzigen Manne, und zwar einem Deutschen, verblieb, allerdings nicht ohne erbitterte Angriffe seitens brasilischer Stellenjäger. Mit dem 26. April 1880 wagte die Regierung den gewichtigen Schritt, einen großen Teil der Kolonie zu emanzipieren (bis zum Stadtplatze Aquidaban), d. h. der gewöhnlichen Verwaltung zu unterstellen, ohne daß jedoch diejenigen Vorteile, die sich gegenüber manchen Vorteilen aus der Emanzipation ergeben, thatsächlich gewahrt worden wären. Gleichzeitig sandte man zur Wiederherstellung der durch die große Ueberschwemmung vom September 1880 zerstörten Straßen eine Kommission von Ingenieuren herüber, deren Befugnisse schlecht abgegrenzt waren. Mit der Emanzipierung hätte sofort die Einrichtung eines eigenen Munizipiums erfolgen sollen; die am Ruder befindliche liberale Partei hatte jedoch ihre guten Gründe, sich dem zu widersetzen. Dr. Blumenau blieb bis Anfang 1882 Direktor eines Teils der Kolonie.

Die Einwohnerzahl der Kolonie betrug Ende 1880 14,981 Köpfe, (darunter 12,563 Deutsche und Oesterreicher, 947 Italiener und 1467 Brasilier), diejenige im ganzen Stromgebiet des großen Itajahy-Flusses 19,000. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle ist sehr groß (im Jahre 1880 629 zu 79). Durch Einwanderung aus Europa erhielt jedoch die Kolonie 1880 bloß einen Zuwachs von 432 Personen. Der brasilische Staat verstreut leider die paar deutschen Einwanderer, die sich auf eigene Faust und ohne fest angegebenen Bestimmungsort nach Brasilien wagen, vielleicht absichtlich über all die zahlreichen kleinen Kolonien, namentlich auch in den mittlern Provinzen. Die materielle Entwicklung der Kolonie Blumenau ist durch die Ueberschwemmung von 1880 arg beeinträchtigt worden. Das Thal des Itajahy glich damals einem großen Binnensee, auf dem Stadtplatze stieg das Wasser bis zum zweiten Stockwerk der Häuser, und ohne die Hilfe des Koloniedampfers Progresso würden viele Menschen ums Leben gekommen sein. Nun sind allerdings die zerstörten Felder, Straßen und Häuser mit lobenswertem Fleiß wiederhergestellt, die Nachwirkungen aber werden denn doch noch jahrelang fühlbar bleiben.

Während langer Zeit hat Blumenau einen großen Teil seiner Erzeugnisse zu guten Preisen an die neu ankommenden Einwanderer von Brusque und anderen Kolonien abgesetzt. Noch heute aber verlegt es sich allzusehr auf die Erzeugung solcher Lebensmittel, wie Mandioka-Mehl (Farinha) u. s. w., die augenblicklich bei gedrückten Preisen kaum verkäuflich sind. Man darf wohl behaupten, daß die Deutschen dieser Landstriche in dem eigenen Ueberfluß an Lebensmitteln ersticken, für welche sie keinen Markt finden. Blumenau hatte 1879 eine Einfuhr von 502 Kontos (1 Million Mark). Diese aber würde weit bedeutender sein, wenn die Kolonisten über einen guten Ausfuhrartikel verfügten. (Die Ausfuhr betrug 1879 970 000 Mk., 1880 nur 562 000 Mk.) Wie man mir in Rio erzählte, waren alle Versuche, Butter, Schinken,

Schmalz u. s. w. auf den dortigen Markt zu bringen, so ungeschickt in Szene gesetzt, daß die betreffenden Artikel vor der alteingelebten Routine anderer Produktionsländer nicht standzuhalten vermochten. Der allgemeinen Ansicht zufolge hängt die Weiterentwicklung der Kolonie von dem Bau guter Straßen ab, ohne solche würde sie bloß vegetieren, da bei dem gegenwärtigen Zustande der Verkehrsmittel für die weiter flußaufwärts wohnenden Kolonisten an einen lohnenden Absatz ihrer Erzeugnisse nicht zu denken sei.

Der Stadtplatz von Blumenau ist ein allerliebstes Oertchen in herrlicher Wald- und Berg-Szenerie, die durch den mächtigen Itajahy, wie durch die zahlreichen kleineren Wasserläufe, die hineinmünden, ein besonderes Leben erhält. Es gibt eigentlich bloß eine einzige, nicht allzu lebendige Straße, die öffentlichen Gebäude aber (das Direktionshaus, das Hospital, die katholische, die evangelische Kirche u. s. w.) sind recht stattlich, ebenso die meisten Häuser, die sich zwar niemals wie bei uns aneinanderschließen, sondern jedes inmitten ausgedehnten Besitztums stehen, die aber dennoch des beschränkten Raumes wegen meistens zweistöckig sind. Die Einwohnerzahl des Ortes habe ich nicht erfahren können; sie muß sehr klein sein, denn in dieser Kolonie hat man dem dort verfolgten System gemäß niemals auf einen Zentralpunkt Wert gelegt. Läden mit ausgedehnter Arbeitsteilung sind in solchen Kolonien nicht zu finden; an jedem Orte verkauft ein einziger oder verkaufen ein paar Kaufleute so ziemlich alles, wessen die Bevölkerung bedarf. Am lebhaftesten geht es im Orte des Sonntags zu. Dann pflegen die kleinhufigen Pferde und Maultiere in allen Arten der Anspannung vor den Thüren zu stehen mit Weib und Kind, meist drallen Gestalten mit blondem oder gelbweißem Haar, kommen die Kolonisten aus der Umgegend herbeigeritten, wobei die Frauen und Mädchen nach Männerart auf Männersätteln sitzen, was ihnen selbst ziemlich komisch vorzukommen scheint. Noch unverständlicher war es mir, wie einzelne Frauen, die nach Frauenart, d. h.



Das evangelische Pfarrhaus in Blumenau.

von der Seite, auf Männersätteln saßen, sich bei Trab und Galopp im Sitz zu behaupten vermochten. Das aber muß wohl die große Uebung thun, wie man denn jeden Augenblick kleine Knaben und Mädchen auf ungesattelten und bloß mit einem Strick aufgezäumten Pferden einhergaloppieren sieht.

Meine Wohnung nahm ich während meines Aufenthaltes zu Blumenau im Schrepp'schen Gasthause, wo man als täglichen Pensionspreis 2—3 Milreis (4—6 Mk.) bezahlt. Man erhält allerwärts in den deutschen Kolonien gute Kost, insofern an Rindfleisch, Kalbfleisch, Schweinefleisch, Hühnern, Eiern, Gemüse, Kartoffeln, Kaffee, Zucker, Butter, Bananen, Orangen u. s. w. kein Mangel ist. Als Getränk dient (außer Zuckerrohr-Branntwein, Kaffee und Thee) fast ausschließlich an Ort und Stelle aus importiertem europäischen Malz und europäischem Hopfen gebrautes Bier. Für Wein und importierte Biere sind die Verhältnisse der Kolonie nicht glänzend genug.

Früher führte Blumenau den Beinamen „das lustige" und zeichnete sich durch zahllose Vereine aus, denen stets ein und dieselben Personen angehörten; seit der Ueberschwemmung aber herrscht eine etwas gedrückte Stimmung, welche sich auch darin ausspricht, daß seitdem nicht ein einziges Mal mehr Liebhabertheater gespielt worden. Die größte Rolle unter den Vereinen von Blumenau und eine hochernste dazu spielt der „Kulturverein", der nahezu 200 Mitglieder zählt und in erster Linie landwirtschaftliche, daneben aber auch soziale Fragen behandelt. Die hervorragendste Persönlichkeit in Blumenau ist selbstverständlich der Gründer der Kolonie, ein Mann, der das Höchste gewollt, aber weil er in diesem Streben nicht verstanden, weil ihm von der einen Seite egoistische Beweggründe untergeschoben, weil er von der anderen Seite wegen des Mangels an selbstischen Beweggründen für thöricht und unpraktisch erklärt wurde, trotz alles dessen, was er geleistet und geschaffen, ein wenig verbittert ist. Daneben hat Blumenau ebenso wie Dona Francisca einen ver-

hältnismäßig großen Reichtum an solchen Leuten, die, selbst wenn sie kein öffentliches Amt bekleiden, dennoch infolge ihrer sozialen Stellung und hervorragenden Begabung als berufene Leiter der Kolonie erscheinen. Zu diesen möchte ich Herrn Gärtner (den deutschen Konsul und Neffen des Dr. Blumenau), sowie den auch in weiteren Kreisen Europas bekannten Naturforscher Aug. Müller (er ist ein großer Verehrer des verstorbenen Darwin) rechnen. Als Arzt ist Dr. Köhler, als Apotheker Dr. Eberhard thätig; in Herrn Avé-Lallemant (einem Neffen des bekannten Schriftstellers) besitzt die Kolonieverwaltung eine tüchtige Kraft; unter den industriellen und Kaufmannsfirmen sind diejenigen von Friedenreich, Meyer, Kleine, Probst und Sachtleben am hervorragendsten, und in der von Herrn Baumgarten herausgegebenen, von Herrn Härtel redigierten „Blumenauer Zeitung" hat die Kolonie seit 1881 ein eigenes Organ erhalten.

Ueber den Mangel an kirchlicher Freiheit für die Protestanten habe ich nirgendwo in Brasilien klagen hören, wohl aber über die Schulverhältnisse, die im höchsten Grade traurig sein sollen. Wer in Brasilien für jeden anderen Beruf zu faul, zu unpraktisch oder zu überspannt ist, meldet sich als Lehrer; tüchtigen europäischen Lehrkräften aber vermag man trotz aller Opfer, welche einige besser situierte Familien zu bringen gewillt sind, nicht die hinreichende Garantie zu bieten. Und in allen Schulfragen leistet die katholische Kirche — mag sie immerhin die Pfarrstellen in den deutschen Kolonien mit Jesuiten besetzt haben — unzweifelhaft mehr als die protestantische Kirche zu leisten in der Lage ist. Uebrigens ist der geistliche Beruf in Brasilien mit ganz anderen Schwierigkeiten verknüpft als in Europa: der protestantische Geistliche von Blumenau, Herr Sandreczky, hat an nicht weniger denn zehn Stellen Gottesdienst zu halten, die erst durch langwierige Reisen zu erreichen sind, und wenn man ab und zu einem Geistlichen auf feurigem Renner mit langen Reiterstiefeln und mexikanischen Sporen begegnen sollte, so darf man aus solchem

Aufzuge durchaus noch nicht auf allzu weltliche Gesinnung schließen.

Eine andere Schwierigkeit besteht bei derartigen Kolonien, wo Deutsche, Italiener, Polen und Brasilier durcheinander wohnen, in dem Sprachenwirrwarr. Man erzählte mir, daß Herr Jacobs, der katholische Geistliche von Blumenau — er gilt als vorzüglicher Kanzelredner und ausgezeichneter Schulorganisator —, diese Schwierigkeit selbst im Beichtstuhle zu lösen verstanden habe, und zwar durch einen Dolmetsch, der so aufgestellt sei, daß er nicht hören könne, ob der Beichtende zu den betreffenden Fragen „ja“ oder „nein“ sage. Von brasilischen Familien gibt es — ungerechnet die oben erwähnte Ingenieur-Kommission — am Stadtplatze bloß drei; in Blumenau sind, was nicht allerwärts der Fall zu sein pflegt, selbst die Polizisten deutsch, und hier zum ersten Male sah ich, daß die brasilische Uniform auf solchen Körpern sogar hübsch aussehen kann.

Den Besuch deutscher Kriegsschiffe — dergleichen wird in den Kolonien stets als ein Ereignis betrachtet — hat Blumenau bloß einmal genossen, insofern nämlich vor einigen Jahren Kapitän und Offiziere des bei Itajahy ankernden Albatros mit der Dampfbarkasse flußaufwärts zum Stadtplatze kamen.

Das Koloniegebiet von Blumenau erstreckt sich vom Stadtplatz etwa 60 km weit flußaufwärts, nach Süden und Norden aber den Thälern folgend von 5 bis zu 30 km weit. Das Land ist noch koupierter als in Dona Francisca, d. h. die Thäler zwischen den waldbestandenen Bergen und Hügeln sind häufig recht schmal; trotzdem aber sah ich ausgedehnte Strecken von Pflugland ohne Baumstümpfe und mit allen Anzeichen regelrechter Düngung. Auch ohne Düngung trägt das frischgeschlagene und gebrannte Land ziemlich lange; werden im Laufe der Jahre die Ernten schwächer, so macht man Weide daraus und läßt es sich in dieser Form wieder erholen. Das Vieh sieht recht stattlich aus, trotzdem es ohne viel Pflege selbst des Winters im Freien übernächtigt.

Bloß die energischeren Kolonisten bauen an irgend einer Ecke der Weiden ein Schutzdach, auch pflegt man die Milchkühe an Stallfütterung zu gewöhnen. Die Pferde erhalten Maiskörner und Maiskolben anstatt unseres Hafers; was jedoch die menschliche Nahrung anbelangt, so ist die Mandioka für Brasilien dasjenige, was der Mais (Indian Corn) für Nordamerika ist.

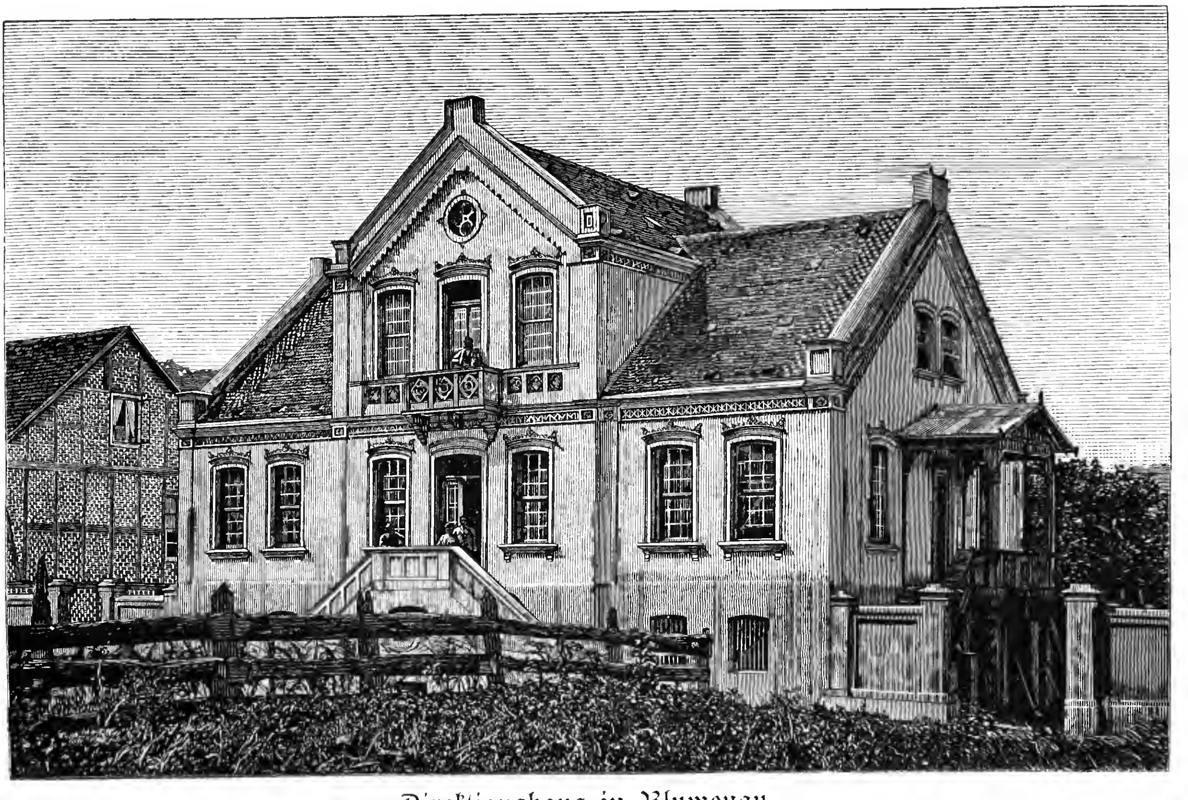
Die hübschen und ihrer überwiegenden Anzahl nach auffallend reinlichen Holzhäuser der Kolonisten pflegen einige hundert Schritte vom Wege seitwärts zu liegen; ehe man sie erreicht, darf man gewiß sein, über einige Zäune klettern zu müssen und von einer Anzahl kläffender Hunde begrüßt zu werden. Die Leute selbst fand ich vielfach mit Jäten beschäftigt, was man hier „Capinieren“ nennt, und nicht wenige von ihnen boten mir in der Meinung, daß ich mich in Brasilien niederlassen wolle, ihr Grundstück zum Kauf an, indem sie selbst die Sache wieder von vorn anfangen und landeinwärts ziehen wollten. Dergleichen Besitzwechsel sollen auch in den jüngsten Kolonien sehr häufig sein und einem gewissen Bedürfnis natürlicher Ausgleichung je nach größerer oder geringerer Energie des Besitzers ihre Entstehung verdanken. Während nämlich dem einen die ursprünglich verliehenen 100 Morgen noch zu viel sind, hat der andere selbst mit 500 Morgen nicht genug. Trotz alledem ist es noch nirgendwo zur Bildung größerer Gutskomplexe in unserm Sinne gekommen, was einerseits meiner Ansicht nach in den Arbeiterverhältnissen, wie aber die Leute selbst sagen, darin seinen Grund hat, daß der kleine Bauer besser gedeihe als der Theoretiker.

Unter den Kolonisten gelten die Norddeutschen, namentlich Pommern und Mecklenburger, als die tüchtigsten, etwas weniger hält man von Badensern, Rheinländern und Deutschtirolern, ganz übereinstimmend aber werden die Italiener (Lombarden und Welschtiroler) als wenig energisch und noch weniger ausdauernd bezeichnet. Alles dies kann ich aus eigener Anschauung bestätigen; denn während beim Pommern und Mecklenburger auf die erste,

roh zusammengeworfene Palmitenhütte nach sechs bis sieben Jahren regelmäßig das hübsche und reinliche Haus aus Fachwerk folgt, sah ich Italiener, die schon jahrelang im Lande waren, mit Kindern und Schweinen in einem einzigen Raum zusammenhocken. Von diesen Italienern sind allerdings viele, wie man aus Namen wie Leutersbach u. s. w. ersehen kann, bloß italianisierte Tiroler, die auch sehr schnell wieder das Deutsche erlernen.

Interessant ist es, in den Ideenkreis der deutschen Bauern einzudringen, der sich mit seltener Gleichförmigkeit um Schweine, Kühe, Kälber, Pferde und Wagen dreht. Zahlen thun sie alle nicht gern, es sei denn, daß ihnen, wie dies ab und zu, und zwar mit glänzendem Erfolge, seitens der Geistlichen geschehen sein soll, die Strafe des Fegefeuers angedroht wird. Auf der andern Seite freilich achtet man zu wenig den kleinen Gewinn, wie denn z. B. Dienstmädchen nur sehr schwer zu haben sind (in Santa Katharina zahlt man als geringsten Lohn 6000 Milreis gleich 12 Mk. monatlich). Ein häufig gehörter Tadel ist der, daß diese Deutschen vielfach hochmütig und anmaßend, aber sehr selten gleich dem Engländer stolz im edleren Sinne sind. Unter guter Führung und ein bißchen Zwang sind sie zu allem (und nicht bloß gleich dem englischen Kolonisten zu materiellem Vorwärtsstreben) verwendbar; zu allen Feldzügen, im besondern auf kolonisatorischem und wissenschaftlichem Gebiete, würden sie das herrlichste Soldatenmaterial abgeben, wenn bloß die staatliche Ordnung, die Zucht und die Offiziere da wären. Ohne diese benehmen sie sich wie die Rekruten vor der Einkleidung.

Betreffs der industriellen Entwicklung von Blumenau möchte ich erwähnen, daß ich keine Monjolos (wie sie in Dona Francisca zum Maisstampfen verwandt werden), wohl aber eine ganze Anzahl unterschlächtiger und oberschlächtiger Wasserräder, daß ich mehrere hier angelegte Holzschneidereien sah, daß Blumenau fertige Zigarren und Zigaretten liefert, und daß nicht weniger als neun Brauereien bestehen, die allwöchentlich brauen.



Direktionshaus in Blumenau.

Meine Ausflüge beschränkten sich auf zahlreiche Spaziergänge in den Wald, auf eine Reitpartie nach dem 7 km oberhalb des Stadtplatzes gelegenen Wasserfall und eine dreitägige Wagenfahrt zum Neissebach (unfern der einstweiligen Westgrenze der Kolonie), der von Blumenau 56 km, vom Meere 105 km entfernt ist.

So nahe Blumenau bei Dona Francisca liegt und so ähnlich alle natürlichen Verhältnisse sind, so herrscht doch eine beträchtliche Verschiedenheit der Vegetation, die besser als alles andere den schwerwiegenden Einfluß der Menschenhand auf die Natur beweist. In Blumenau sind einerseits manche Pflanzen (z. B. die Palmite oder Kohlpalme) noch nicht so weit wie in Dona Francisca zur Wildnis zurückgedrängt, anderseits ist weit mehr als dort für die Akklimatisierung fremder Gewächse geschehen. Dr. Blumenau ist in dieser Beziehung unermüdlich gewesen, er hat unendlich viel für die Veredlung des Ackerbaues und die Einführung neuer Pflanzen gethan, aber er hat auch viel Unkraut auf dem Gewissen, das zuerst harmlos vielleicht als Zierpflanze in einem Garten gepflegt, jetzt schon das landschaftliche Aussehen ganzer Strecken bestimmt. In jenen subtropischen Klimaten gedeiht eben alles; sobald der Mensch kommt, folgt eine Völkerwanderung der Pflanzen der andern, nur mit dem Unterschiede, daß friedliche Botaniker hier die Rolle der Attilas spielen. Nun hat aber die Sache noch eine andere, nicht minder interessante Seite: Tiere und Pflanzen, die aus Europa, aus Amerika, Asien und Australien herübergebracht werden, verändern sich zuweilen sofort, und einige von ihnen gedeihen als neu entstandene Spielart weit besser, so daß sich also hier für einen Darwinisten, wie Dr. A. Müller, ein wahrhaft klassisches Feld der Thätigkeit bietet.

Die Ergebnisse, die mit der Einführung europäischer Gewächse in Blumenau und in Dona Francisca erzielt wurden, weichen in manchen Punkten von einander ab, im allgemeinen jedoch kann man behaupten, daß deutsche Waldbäume und deutsches Obst in Südbrasilien entweder gar nicht oder noch nicht, daß dagegen die meisten europäi=

schen Gemüse und alle Blumen ausgezeichnet dort vorwärts kommen. Von deutschen Waldbäumen habe ich bloß in ein paar vereinzelten Exemplaren die Eiche gesehen; Buchen, Linden, Birken haben nicht gedeihen wollen. Die einzige deutsche Frucht, die sich hier vollkommen akklimatisiert hat und bessern Ertrag als irgendwo in Europa gibt, ist der Pfirsich; recht gut gedeihen auch Erdbeeren; Aepfel dagegen, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen, Weintrauben, Stachelbeeren, Johannistrauben und selbst Oliven kommen nicht vor (in Dona Francisca waren, wie bereits erwähnt, die Ergebnisse verschieden). Als die hervorragendsten Früchte dieser Gegenden werden stets Bananen (das ganze Jahr hindurch), Orangen (Blüte im August, Ernte von April bis September), Zitronen, Ananas (Ernte im Dezember), japanische Mispeln, brasilische Walnüsse und Mangas gelten. Von europäischen Gemüsen geben Erbsen, Bohnen, Spargel, Kohl und Salat den besten Ertrag; in Blumenau stößt auch der Kartoffelbau nicht auf Schwierigkeiten. Die eigentlichen Ackerkulturen aber beschränken sich auf Kaffeesträucher, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Mandioka, Mais, Yams u. s. w. Zu jener Zentralisierung einzelner Kulturen, wie sie in Indien Sitte ist (auf den Molukken beispielsweise pflanzt man bloß Gewürze), wird sich übrigens der deutsche Bauer niemals verstehen. Von Ziergewächsen und Blumen möchte ich die zahlreichen Palmenarten (Kokospalme und Dattelpalme gedeihen hier natürlich nicht mehr) erwähnen, die zum größten Teil nicht heimisch, sondern erst eingeführt sind und unter denen die Königspalme (Maximiliana regia) und die europäische Zwergpalme hervorragen; des weitern jene Riesenbambus, die seltsamerweise, aus einem belgischen Gewächshause herübergebracht, sich hier zu einer eigenen Spielart entwickelt haben, die binnen weniger Jahre zu gigantischer Höhe emporschießen und Rohre bis zu 12 ½ cm Durchmesser aufweisen. Dann gibt es Agaven, Kakteen, prächtigen Epheu, Veilchen (im August), Kamelien (im Juli), Rosen (das ganze Jahr hindurch), Nelken, Azaleen, Stiefmütterchen u. s. w., u. s. w.

In den Wald zu gelangen wurde mir anfänglich etwas schwer. Es ist ja das Los des Ankömmlings, in mancher Beziehung als unmündiges Kind behandelt zu werden. Kam ich zu den Leuten und sagte: „Bitte, leihen Sie mir ein Waldmesser und sagen Sie mir, wo ich am schnellsten aus dem Bereich der Weiden, der Zäune und des Buschwerks hinaus in den Wald gelangen kann,“ so hieß es: „Um Gotteswillen nicht so schnell, Sie könnten sich ja verirren! Ich will einen Wagen bestellen und einen Weg hauen lassen und einen Führer besorgen,“ und weiß Gott, was sonst noch mehr. Damit war mir natürlich nicht gedient, und nachdem ich ein halbes Dutzend mal die gleichen Erfahrungen gemacht, suchte ich mir auf eigene Faust meinen Weg. Das schönste und interessanteste Stück Waldes (ein paar der wertvollsten Bäume waren allerdings schon herausgeholt) begann kaum wenige Hundert Schritt von meiner Wohnung, lag aber jenseits des Flusses, über den man bei dem Mangel einer Brücke und der Seltenheit der Fahrleute nur nach langwierigen Veranstaltungen hinübergelangen konnte. In nächster Nähe des Flusses kletterte man dort durch eine verwahrloste, aber gerade durch diese Verwilderung überaus großartige Bananenpflanzung, dann folgte ein Stück Natur von solcher Großartigkeit und Mannigfaltigkeit, wie kein botanischer Garten Europas etwas Aehnliches zu bieten vermag.

Die kräftigsten Bäume, etwa von dem Umfang und der Höhe unserer größten deutschen Eichen, waren Figueiras (eine Fikusart) und Zedern (sie liefern Zigarrenkistenholz und ein vortreffliches Material für Kanoes,) um und an denselben aber rankte sich in hundertfältiger (ohne Uebertreibung) Verschiedenheit das Heer der Schmarotzer hinauf, jener Kakteen, Orchideen, Aroideen u. s. w., in deren wassergefüllten Blattkelchen eine eigenartige Insektenwelt und selbst Krebse ihr Leben fristen. Daneben nun Imbaúvas (ein Charakterbaum erster Klasse), dutzenderlei Bambusarten, Rizinusbäume, Baumfarne, Palmiten, darunter und daneben Moose, Farne, Gräser,

europäische Brombeeren (Waldbeeren gedeihen bloß auf dem Hochlande), wilde Muskatnüsse und viel, viel dutzenderlei andre Früchte, kurz, ich beneidete die Knabenwelt von Blumenau, die mich zeitweilig begleitete und besser selbst als die Herren Väter und Großväter im Wald Bescheid wußte. Der echte Waldläufer geht bei allen solchen Touren barfuß, wie man den hier zu Lande häufig nicht etwa aus Armut, sondern der Bequemlichkeit wegen jedes Schuhwerk verwirft. Zum Lichten des Dickichts bedient man sich eines Waldmessers, das in einer größern säbelartigen (Faccon) und in einer kleineren jagdmesserartigen Form (Facca) existiert. Ist dieses Messer gut geschliffen, so lichtet sich bei jedem Hiebe das dunkle Gewirr der Zweige und Schlingpflanzen, als ob man durch Butter und Käse hindurchschlüge. Im Anfange will es nicht recht damit, nach und nach aber erlernt man die Kunstgriffe, deren hauptsächlichster darin besteht, daß man den umzuhauenden Baum oder Ast in einem richtig gewählten schrägen Winkel trifft. Ich selbst habe es nach wenigen Tagen so weit gebracht, schenkelstarke Palmiten, haushohe Bambusrohre und ein halbes Dutzend fingerstarker Schlinggewächse mit einem Hiebe zu durchschlagen. Was die größeren Bäume anbelangt, so rechnet man durchschnittlich zwei Stunden kräftiger Mannesarbeit auf einen jeden von ihnen, einzelne Exemplare sind jedoch von einem geübten Manne erst nach zweitägiger Arbeit gefällt worden.

Besonders auffallend war mir in dem eben erwähnten Walde das häufige Vorkommen der Palmiten oder Kohlpalmen (Euterpe edulis), die von fingerlangen Pflänzchen bis zur Höhe eines zweistöckigen Hauses dort zu finden waren. Die unentwickelten, in einer meterlangen Knospe eingeschlossenen Blätter dieser nützlichen Pflanze liefern ein herrliches und (namentlich mit Essig und Oel zubereitet) äußerst wohlschmeckendes Gemüse, werden aber vom Kolonisten gewöhnlichen Schlages, der die Blattstiele dieser Palmen zu Dachdecken benutzt, ebensowenig geschätzt, wie etwa Champignons und Trüffeln vom deutschen Bauer. Allerorten fand ich jene lederartigen Perga-

mentrollen, welche die Blattknospe der Palmiten einschließen, am Boden liegen, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, das Gemüse herauszunehmen. Der Mensch verwüstet leider sinnlos die Natur, um erst bei höherer Kultur mühsam einen kleinen Teil des Zerstörten wieder herzustellen. Auch die Windbrüche sind in brasilischen Wäldern nicht gerade selten, sie erwecken aber niemals einen so traurigen Eindruck, wie die absichtliche Verwüstung durch den Menschen. Erfreulich ist demgegenüber ein reger Verkehr, welcher sich namentlich in den letzten Jahren von Blumenau aus mit einigen deutschen Kunstgärtnern angebahnt hat.

Allzugern noch hätte ich in diesem naturfrischen Lande ein paar Wochen länger verweilt, um die Blüten des Frühlings zu sehen, das neue Laub und das hellere Grün, welches der Frühling auch hier, wenn auch nicht in gleichem Umfange wie bei uns, dem Walde beschert, Pflicht aber und Reiseprogramm riefen weiter.

Ehe ich jedoch mitsamt dem geneigten Leser von Blumenau Abschied nehme, noch ein paar kurze Worte über die Tierwelt. Die Jagdverhältnisse sind viel ungeregelter, viel weniger stetig als bei uns. Auf einem Punkte schlägt man Tausende von Tieren tot, auf einem andern sucht man tage- und wochenlang vergebens nach einem einzigen Stück Wild. Ich selbst habe im Walde bloß Kolibris, grüne und namentlich graugrüne Papageien, Perroquiten, Glockvögel, Eidechsen, Ochsenfrösche (so groß wie eine Katze) und frische Spuren des Zwerghirsches gesehen, außerdem auch ein einziges Mal aus weiter Entfernung das Geschrei eines Brüllaffen zu Gehör bekommen; mehr als alles Andere aber hat mich ein Besuch erfreut, den der hübscheste aller brasilischen Wald- und Gartenbewohner in meinem eigenen Zimmer mir abstattete. Man hatte mir dort dicht vor dem Spiegel einen Strauß frischer Orangenblüten hingestellt. Während ich nun arbeitete, glaubte ich mehrmals dicht vor mir ein leises Zwitschern zu vernehmen, und als ich aufsah, blinkten mir aus dem Spiegel zwei winzig kleine

Aeugelchen entgegen. Ein grünweißer Kolibri, kaum größer als das Glied eines Fingers, hatte sich durch die Blüten anlocken lassen und war nun, als ich das Fenster schloß, mein Gefangener. Die Tierchen aber sind so scheu, sie sehnen sich in der Paarungszeit so sehr nach einander und sie flattern sich so leicht zu Tode, daß ich dem Eindringling schon nach kurzem seine Freiheit wiedergab. Man hat es häufig versucht, gefangene Kolibris — sie kommen sehr häufig in die Zimmer — in Käfigen festzuhalten, zum Fressen aber hat man sie niemals gebracht, und so sterben die Tierchen nach wenigen Tagen an Entkräftung. Uebrigens sind sie in der Freiheit nichts weniger als scheu; sie nisten in den Gärten, in Dornen- und sonstigen Sträuchern, am liebsten unter einem überhängenden Blatt, welches die winzigen Eierchen vor Tau und Regen schützt. Dabei sind die Nester in allen Farbenschattierungen wahrhaft künstlerisch angelegt, und man erzählte mir, daß ein brütendes Weibchen sich von dem Gartenbesitzer mit dem Finger habe über den Rücken streichen lassen. Am 20. August kamen in Blumenau als Vorboten des Frühlings die ersten Schwalben — mit blauweißem Gefieder — an; auch die südliche Erdhälfte hat ihre Zugvögel, nur mit dem Unterschiede, daß diese mehr durch schönes Gefieder, als durch Gesangskünste hervorragen.

Das Klima der deutschen Kolonien war während meines Aufenthaltes — im Herzen des Winters — kaum anders, als bei uns in den schönsten Tagen des Mai. Für den Sommer ist die höchste in Blumenau beobachtete Temperatur 32 ⁰ Réaumur gewesen und während der letzten sechs Jahre an zwei Tagen vorgekommen. Cholera und gelbes Fieber haben sich nach Blumenau ebensowenig wie nach Joinville verirrt, wohl jedoch das wahrscheinlich durch die Po-Lombarden eingeführte Wechselfieber, an dem ich selbst ein paar Tage lang zu leiden hatte. Für den Gesundheitszustand der eingewanderten Nord-Europäer (Dänen, Pommern, Holsteiner u. s. w.) zeigt sich der hohe Sommer zwar weniger günstig als der Winter und erzeugt mehr Krankheiten, aber auch ihn kann man nicht

gerade als ungünstig bezeichnen. Auffallend ist für ganz Brasilien die Seltenheit des Sonnenstichs, selbst bei den höchsten Hitzegraden; in Blumenau ist in den 30 Jahren seit Gründung der Kolonie nicht ein einziger Fall tötlich verlaufen. Der Regenfall ist in Blumenau sehr ungleich verteilt und an keine festen Regeln gebunden; die schweren Güsse herrschen vor, und feine, langdauernde Regen treten nur in der Zeit vom April oder Mai bis September oder Oktober auf, ohne daß jedoch auch in dieser Zeit die Platzregen fehlten. Reif kommt nicht alle Jahre vor und noch weniger Eis; beide sind jedoch durchaus nicht unerhört. Als die härtesten aller bekannten Fröste gelten diejenigen aus dem Jahre 1861. Damals sank das beschattete Thermometer in vier auf einander folgenden Nächten bis auf ein wenig unter — 3 ° C. Es starben damals in dem infolge des Frostes sich völlig entblätternden Urwald viele Bäume ab, aber das Vorhandensein vieler zarteren Pflanzen, die bei größerer Häufigkeit solcher Fröste eingehen und durch eine härtere Vegetation ersetzt werden würden, beweist, daß dergleichen zu den größten Seltenheiten gehört.

Dona Francisca und Blumenau sind Schwester-Kolonien, die zur selben Zeit angelegt, denselben Höhepunkt der Entwicklung erreicht haben, über die sich genau gleich viel Lobenswertes sagen läßt, und die dennoch dem ihnen innewohnenden Geiste nach so verschieden als möglich sind. Dona Francisca hat angenehme Gesellschaftsformen, einen weiten Gesichtskreis, aufwärts strebende Industrie, eine hübsche Kolonie auf dem roggenbauenden Hochland und in São Francisco einen für Schiffe jedes Tiefgangs zugänglichen Hafen. Blumenau dagegen hat stellenweise besseren Ackerboden, besser eingelebte und energischere Ackerbauer, mehr Pflugland, einen leichter schiffbaren Fluß, größere verfügbare Wasserkräfte und größere verfügbare Terrains unterhalb der Serra. In Blumenau hat man von Anfang an das Hauptgewicht auf den Ackerbau gelegt und die Kolonisten in fruchtbaren, aber engen und von ziemlich steilen Bergen eingeengten Thälern ver-

hältnismäßig schnell vorgeschoben, ohne daß die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse damit stichgehalten hätte; in Dona Francisca dagegen hat man von Anfang an mehr zentralisiert und durch ausgezeichnete Straßen den Verkehr uuter den Kolonisten erleichtert. Für Blumenau lagen die Verhältnisse insofern ungünstiger, als es mit der Unvernunft der jeden Augenblick wechselnden Ministerien zu thun hatte, während Dona Francisca dem einsichtigen Hamburger Verein unterstand. Auch flossen die für Blumenau bestimmten Unterstützungsgelder der brasilischen Regierung so unregelmäßig, daß ihr Wert dadurch zweifelhaft wurde.

In allen diesen Kolonien sind die das Baumaterial bildenden Elemente zwar so ziemlich aus allen Teilen Deutschlands zusammengewürfelt, aber doch im Grunde genommen sehr ähnlich. Woher also die eigentümliche Thatsache, daß jede Kolonie ihre scharf ausgeprägte Individualität hat, daß sich in jeder ein gewisser individueller Gesamtcharakter herausbildet, der sich im ganzen Benehmen und Verhalten der Leute ausprägt?

Zum Teil rührt das von dem Mangel eines regen Verkehrs zwischen den Kolonien, zum Teil von der Verschiedenheit der Verwaltungsgrundsätze her. Ein gewisser enger Zusammenhang, ein scharf ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit ist allerdings nicht zu leugnen, die wenigsten Bewohner von Blumenau aber, selbst solche, die seit 30 Jahren dort sitzen, sind jemals in Dona Francisca gewesen und umgekehrt. Das wird besser werden, wenn erst einmal die auf eine Länge von 122 km berechnete Straße von Blumenau nach Joinville vollendet ist.

Bevor ich es nun unternehme, im Folgenden mein Gesamturteil über die deutschen Kolonien der brasilischen Provinz Santa Katharina zu ziehen, möchte ich ein paar einleitende Bemerkungen vorausschicken.

Es ist unmöglich, für ein deutsches Publikum über fremde Länder zu schreiben, ohne daß die Auswanderungsfrage ins Spiel kommt. Nun bin ich bei früheren Ge-

legenheiten harmlos genug gewesen, zu glauben, daß man seiner Pflicht genüge, wenn man bloß die Verhältnisse schildere, wie sie sind, ohne jemand anzuraten, hierhin oder dorthin zu gehen. Dem ist nicht so. Manche Leute verstehen es, aus dem, was sie lesen, gerade das Gewünschte herauszufinden, wenn es auch noch so sehr dem Sinne widerspricht. Es ist mir vorgekommen, daß Möchtegern-Auswanderer um Auskunft über dieses oder jenes baten, und wenn ich nicht enthusiastisch genug antwortete, gleichsam erzürnt zurückschrieben, ich habe doch so sehr zur Auswanderung nach dem betreffenden Lande geraten. Ich war mir bewußt, das niemals gethan zu haben, las aber der Sicherheit halber noch einmal die betreffenden Sätze durch und fand, daß mein Abraten gar nicht energischer hätte abgefaßt sein können. Diese vielfach wiederholten Erfahrungen veranlassen mich, so klar wie möglich meine Ansicht über die betreffende Frage auszudrücken.

Wenn man es sich zur Aufgabe gesetzt hat, fremde Länder zu schildern, und wenn diese Länder zufällig schön oder angenehm sind, so ist in ihrer gewissenhaften Beschreibung doch wahrlich noch keine Aufforderung zum Auswandern eingeschlossen. Im Gegenteil, ich glaube meine eigenen Arbeiten nicht herunterzusetzen, wenn ich erkläre, daß jemand, der allein darauf gestützt auswandern wollte, sehr leichtsinnig handeln würde. In solchen Dingen ist jedes Urteil eines Privatmannes subjektiv, niemals objektiv. Und mein persönliches Gefühl geht dahin, daß ich wohl gern fremde Länder sehe, aber niemals und nimmermehr auf Lebenszeit jener Heimat entsagen möchte, die mir unter allen Ländern der Erde doch stets als das edelste erschienen ist. Jedem Auswanderer, der meinen Rat wünscht, werde ich empfehlen und abermals empfehlen und zum drittenmale empfehlen, zu Hause zu bleiben; kann er aber, oder will er das nicht, dann werde ich ihm allerdings sagen: so lange wir noch keine deutsche Kolonie unter deutscher Flagge besitzen, so lange wir noch fremden Boden düngen müssen, so lange bietet Südamerika, bieten namentlich die südbrasi-

lischen Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Katharina ein weit besseres Feld des Vorwärtskommens als Nordamerika, ein weit besseres als Australien oder irgend ein anderes Land, das ich kenne.

Was wir in erster Linie erstreben müssen, sind deutsche Kolonien unter deutscher Flagge, die den Ruhm, die Größe und Wohlfahrt unsres edlen Volkes, unsres schönen und glorreichen Vaterlandes vermehren helfen. So lange wir aber nicht so weit sind, können wir doch nichts Besseres thun, als die deutschen Auswanderer, wenn wir sie nicht, was am besten wäre, im Lande zu halten vermögen, dorthin zu senden, wo sie sich einerseits selbst am besten befinden und wo sie anderseits als Pioniere deutscher Gesittung dienen. Der Gedanke, daß das Auswandern ein Mittel sei, um schneller als dies in Deutschland möglich ist, zu Reichtum und bequemem Leben zu gelangen, ist Wahnsinn. Mit härterer Arbeit, als sie jemals in Deutschland verlangt wird, eine größere Aussicht auf mäßigen Wohlstand zu haben, als Deutschland sie zu bieten vermag, das ist alles, was der Auswanderer von fremden Kolonialländern erwarten darf. Es ist traurig im Uebermaß, wenn man so viele Leute mit den übertriebensten Hoffnungen in Amerika anlangen sieht, denn gerade bei der großen Frage „Sollst du oder sollst du nicht auswandern" ist jeder Enthusiasmus verfehlt. Manche Leute erwarten von Amerika freiere Luft, freiere Bewegung, einen größeren Wirkungskreis und größere Ideen. Das ist richtig, soweit es den unmittelbaren Verkehr des Menschen mit der Natur anbelangt. Leute jedoch, die ihr Glück nicht ausschließlich, sei es in dem behäbigen Wohlstand eines einsamen Bauernlebens, sei es in anderen materiellen Unternehmungen zu finden vermögen, sollten sich zehnmal bedenken, ehe sie ans Auswandern denken. Mich haben all jene Leute aufs äußerste gedauert, die an ein energisches Nationalleben, an gebildeten Umgang und reiche geistige Kost gewöhnt, mit dem Gedanken herüberkommen, in Amerika jenes Glück zu finden, dessen sie in Europa nicht hatten habhaft werden können.

Und nun erst die getäuschten Hoffnungen! Mit der Kolonisation ist es wie mit dem Sturm auf eine Schanze: die ersten füllen die Gräben, die zweiten sterben an ihren Wunden, die dritten pflanzen die Fahne des Siegers auf und tragen die Orden heim. Darum aber ist es doch immer noch ehrenvoller, der vorderste als der letzte zu sein. Und geht es denn nicht allerwärts im Leben just ebenso? Arbeiten etwa die Leute für sich, die ein Vermögen zusammenraffen?

Ueberaus zahlreich ist in den Kolonien die Klasse der Enttäuschten, der Verbitterten, der Misanthropen, der alten Garde, die gekämpft hat und nun sterben soll, ohne den verdienten Lohn ihrer Tapferkeit, ihrer Ausdauer, ihrer unselbstischen Aufopferung für irgendwelche hohe Ziele auch nur gesehen zu haben. „O, könnte ich nur ein einziges Mal die wogenden Saatfelder sehen, die dereinst hier stehen werden!“ sagte mir der eine, und: „Wie wird dieses Land in 10, in 15, in 20 Jahren aussehen, in welcher Richtung werden alsdann die Eisenbahnen laufen, die mein geistiges Auge erschaut, wie wird jenes junge Deutschland, von dem ich mein Lebenlang geträumt, die Wissenschaft pflegen zur Beschämung aller Engländer und sonstigen Barbaren, die mit ihren ungemessenen Geldmitteln nichts anzufangen wußten!“ sagte der andere. Ja, wer erreichte wohl, was er gewollt, und wer, der es erreichte, hätte noch die Kraft es zu genießen?

Den südbrasilischen Provinzen ist es wie so ziemlich allen anderen neuen Ländern ergangen, auf der einen Seite Uebertreibungen, auf der anderen ebenso ungerechtfertigte Herabsetzungen. In keinem anderen Koloniallande, das ich kenne, herrscht so wenig Armut und ist der Prozentsatz der Zugrundegehenden so gering. Anderseits aber ist nicht zu leugnen, daß ein Viertel aller deutschen Kolonisten auf unfruchtbarem Boden sitzt, daß ein weiteres Viertel den wahren Lohn des Fleißes nicht genießt und nicht genießen kann, weil keine in höherem Sinne ausfuhrfähigen Artikel erzeugt werden. Brasilien ist im großen und ganzen keinesfalls fruchtbarer als Europa.

Und doch, es wäre Sünde zu sagen, daß das Land, wie Gott es gemacht, nicht alle Aussichten auf eine gute Entwicklung in sich trüge, wenn nur nicht in dem größten Teil dieses Landes die Faulheit ihren Thron aufgeschlagen hätte, wenn nur ein energischeres Volk dort wohnte. Die zahlreichen Vorteile, die Südamerika und namentlich Brasilien vor den Vereinigten Staaten Nordamerikas voraus hat, in das richtige Licht gestellt zu haben, ist, nebenbei bemerkt, eins der größten, vielleicht das größte Verdienst des Berliner „Zentralvereins für Handelsgeographie und Vertretung deutscher Interessen im Auslande".

Wenn man das Los der nach den Vereinigten Staaten Auswandernden während längerer Zeit durch persönliche Anschauungen und eingehende Studien verfolgt hat, wenn man den starken Prozentsatz der dort Zugrundegehenden (im Durchschnitt 50 pCt., in einzelnen Fällen 75 pCt.) verfolgt hat, so begreift man kaum, wie noch immer die große Herde deutscher Auswanderer dem allgemeinen Strome folgend sich dorthin wenden mag. Es ist hochinteressant, die Gründe zu verfolgen, welche eine so auffallende Thatsache mit sich bringen. Zunächst möchte ich hier anführen, daß die Nordamerikaner gewaltsam die Aeußerung jeder ungünstigen Ansicht über ihr Land unterdrücken. Die renommistische Schönfärberei liegt den Leuten so sehr im Blute, daß der Fremde, will er sich nicht allerwärts Feinde schaffen, sehr bald in dasselbe Horn bläst. Der Yankee-Deutsche aber wartet gar nicht einmal, bis man ihm das Horn reicht, sondern greift mit allen zehn Fingern danach, ohne sich vergewissert zu haben, ob die Melodie, die herauskommt, auch richtig ist. So kommt es, daß man von jenen Tausenden, die körperlich und geistig in den Vereinigten Staaten geknickt werden, niemals mehr etwas hört. Sie haben im Anfang den Mund so voll genommen, daß sie, wenn sie still, arm und bescheiden ins Mutterland zurückkehren, nicht gern von dem „Großen Lande" mehr sprechen mögen. Zudem gehen nach Nordamerika schon mehr die wohlhabenden Auswanderer, die

recht gut wissen, daß ohne Geld dort nichts anzufangen sei. Nach Brasilien aber gehen mit der Aussicht auf freie Passage und geschenkte Ländereien diejenigen, die gar nichts haben, und wenn sich dann die schlechtesten Elemente darunter in ihrer Aussicht auf leichten Gewinn getäuscht sehen, so belästigen sie als Bettler die Konsulate und die Großkaufleute.

Alles dies genügt jedoch nicht, um die Vorliebe des deutschen Auswanderers für Nordamerika zu erklären, es leuchtet ein, daß tiefere und gerechtfertigte, nicht bloß oberflächliche Gründe hierbei mitwirken müssen. Nun bin ich wahrlich kein Verehrer der Afterfreiheit von Nordamerika, aber ich verkenne nicht, daß manchem deutschen Auswanderer, mögen auch im übrigen die Verhältnisse in Brasilien günstiger liegen, schon um dessentwillen Nordamerika lieber sein muß, weil er dort doch niemals von der Laune irgend eines Mulattenbeamten abhängen wird. Es geht dort fast immer hart auf hart, Stahl auf Stahl, der kalte Egoismus der Menschennatur mag in keinem Lande der Erde häßlicher und unverhüllter an den Ankömmling herantreten, es mag ein fünffach höherer Prozentsatz der Einwanderer als in Brasilien (dort rechnet man 10 pCt.) bei diesem Kampfe zu Grunde gehen und der Preis mag — wovon ich persönlich überzeugt bin — des Kampfes nicht wert sein, dafür aber trägt doch jeder die Entscheidung über Vorwärtskommen oder Nichtvorwärtskommen in seiner eigenen Brust oder in seinen eigenen Armen, was in Brasilien bloß bei den älteren und am besten verwalteten Kolonien der Fall ist. Wem in Nordamerika sein Beruf nicht gefällt, der geht zu einem anderen über; wer in Brasilien auf irgend einer neuangelegten Regierungskolonie anstatt eines fruchtbaren Stück Landes durch Unwissenheit oder Verruchtheit ein schlechtes erhält, mag in fruchtlosem Ringen sein halbes Leben für nichts opfern.

Kommt in den Vereinigten Staaten jemand zum Einwandererbüreau, so fragt man ihn, in welchem Staate, an welcher Bahn, welcher Straße oder welchem Flusse,

in welcher Beschaffenheit und zu welchem Preise er sein Land haben wolle. Die Sache ist in unglaublich kurzer Zeit — häufig genug habe ich dabei zugehört — so koulant als möglich erledigt. In Brasilien dagegen lautet auf alle solche Fragen die ewige Antwort: „Ich weiß nicht"; fragt man nach einer Karte, so heißt es, es gebe keine, und erhält man dennoch eine, so ist sie falsch oder Phantasiewerk. Dergleichen Dinge müssen die Einwanderung hemmen, auch wenn das Land in Brasilien hundertfach billiger und besser wäre. In Nordamerika geht durch das alles ein egoistischer und erbarmungsloser aber großartiger Zug. Man schenkt nichts und zieht doch alles an sich. Man baut Straßen und macht Vermessungen, aber man gibt das Land niemals umsonst, man gibt die Eisenbahnfahrten für Einwanderer billig, aber man schenkt sie nicht. Die nicht wohlhabenden Einwanderer fahren so weit, wie ihre Mittel das erlauben, verdingen sich dort als Knechte und gelangen schließlich zu ihrem Bestimmungsort.

Auf die Geschichte der deutschen Kolonisation in Brasilien, über die, nebenbei bemerkt, in jedem Konversations-Lexikon das Nähere zu finden ist, will ich hier nicht eingehen. Nur so viel sei erwähnt, daß die ersten Kolonisationsgedanken schon wenige Jahre nach der durch die napoleonischen Kriege verursachten Uebersiedlung Johanns VI. von Lissabon nach Rio auftauchten, daß aber die erste erfolgreiche Koloniegründung, diejenige der heute noch als Munizipium bestehenden Kolonie S. Leopoldo in der Provinz Rio Grande do Sul, erst im Jahre 1824 erfolgte. Die Sinnesrichtung des hochgebildeten und persönlich liebenswürdigen Königs Johann, namentlich aber die Vermählung seines Sohnes, des spätern Kaisers Dom Pedro I., mit einer österreichischen Prinzessin brachten es mit sich, daß man in der Folgezeit gerade von deutscher Energie eine Besserung mancher Verhältnisse und eine allgemeine Festigung des Staatswesens erwartete. Als dann die Notwendigkeit der Sklavenbefreiung immer dringender an Brasilien herantrat, folgte in den fünfziger,

ganz besonders in den sechziger und selbst noch Anfangs der siebziger Jahre jener Kolonisations-Enthusiasmus, der die brasilische Regierung Unsummen für die fremde, namentlich deutsche Einwanderung wegwerfen ließ und — wenn nicht der thörichte v. d. Heydtsche Erlaß im Verein mit der allgemeinen Stimmung in Deutschland im Wege gestanden hätte — manche Teile von Brasilien bei beiderseitigem Vorteil zu einem neuen Deutschland gestaltet haben würde.

Die viel, obwohl mit Unrecht, getadelten Parzerieverträge des für Deutschland schwärmenden Senators Vergueiro wollen wir, da sie mit den deutschen Kolonien im engern Sinne nichts zu schaffen haben, hier beiseite lassen. Aber auch über die thörichte und gewissenlose Anlage der eigentlichen deutschen Kolonien ist nur eine Stimme. Wenn man auf der Karte einer brasilischen Provinz die geographische Lage der deutschen Kolonien betrachtet, so gewinnt man den Eindruck, als ob die betreffenden brasilischen Staatsmänner etwa Geldstücke in die Höhe geworfen und gesagt hätten: Dort, wo das auf der Karte niederfällt, da soll eine deutsche Kolonie sein. Der Erfolg wenigstens entspricht ganz einem solchen System. Anstatt von Seeküsten und Flüssen aus vorzugehen, wie die Natur selbst es vorschreibt, anstatt die betreffenden Gebiete erst in bezug auf Flüsse, Gebirgszüge und Bodenbeschaffenheit genauer untersuchen zu lassen, schnitt man aus dem Binnenlande irgend ein Stück heraus, wie gerade die persönlichen Interessen von Vettern und Bekannten es mit sich brachten. Sobald die Regierung Ländereien kaufen oder vergeben will, stellen sich dem Minister so viele Verwandte und Fürsprecher vor, daß die persönlichen Interessen der Klügsten und Durchtriebensten dabei stets am besten wegkommen. An aufzuwendenden Geldmitteln hat die brasilische Regierung es nicht fehlen lassen; freilich war sie am freigebigsten zu einer Zeit, als der Enthusiasmus für die deutsche Einwanderung bereits geschwunden war und als man für Irländer, Italiener und Russen zu schwärmen begann.

Die Deutschen verstanden es eben nicht, den brasilischen Staatsmännern manche Dinge plausibel zu machen, wie z. B. daß es einen ungeheuren Fortschritt des Landes verbürge, wenn man einigen Zuckerfabriken, die seit langen Jahren ausgezeichnet rentiert hatten, urplötzlich eine 7prozentige Staatsgarantie gewähre.

Für dieses thörichte Wegwerfen von Regierungsgeldern bietet die Kolonie Itajahy-Brusque, die gegenwärtig ganz gut gedeiht, aber während langer Zeit das Schmerzenskind der Kolonisation war, ein klassisches Beispiel. Die Kolonie wurde 1860 durch den Baron von Schneeburg gegründet, dem in der Direktion der Amerikaner Barnabay Cottle, Baron von Klitzing, Firmino Correa, Johann Detzi, Betim Paes Leme, Pitanga, B. F. Albuquerque Lima und Dr. Pantoja folgten. Unter Baron v. Schneeburg gedieh das Unternehmen recht nett; als aber der Amerikaner Cottle kam — der nicht einmal in englischer Sprache zu schreiben vermochte —, gewöhnten die Kolonisten sich das Arbeiten ab, ließen Kneipen und Liebhabertheater aus der Erde emporsprießen, spazierten in langen Wasserstiefeln herum, die ihnen von der Regierung geschenkt wurden, und gaben der Kolonie Blumenau durch die zu liefernden Lebensmittel — diese mußten jedoch alle erster Qualität sein — guten Verdienst. Noch besser trieb es Pitanga, der während der fünfviertel Jahre seiner Amtszeit nicht weniger als 1100 Kontos (2 200 000 Mark) verputzte! Im ganzen mag die Kolonie, in der gegenwärtig etwa 9000 Kolonisten (darunter 6000 Deutsche, die übrigen Italiener und Welschtiroler) leben, der Regierung mit Hinzurechnung der Passagevergütungen gegen 7—8 Millionen Mark gekostet haben. Der Kaufpreis des Landes (3 Milreis für den Morgen) ist bis heutigen Tages von der Regierung nicht gefordert worden und wird auch aller Wahrscheinlichkeit zufolge niemals gefordert werden. Den heutigen Kolonisten läßt sich jedoch nur Rühmenswertes nachsagen; es sind eben bloß die besten und tüchtigsten Elemente unter der großen Anzahl derjenigen Kolonisten, die von der Regierung im Laufe

der Zeit nach Brusque geschickt worden waren. Die schlechtesten Erfahrungen hat Brusque jedenfalls mit den nordamerikanischen Irländern und einigen Italienern gemacht. Namentlich die Irländer wurden zu Anfang mit großem Jubel begrüßt und scharenweise nach Brusque befördert. Bald aber zeigte es sich, welch unruhiges Element man bekommen; um die Leute ja recht schnell wieder los zu werden, zahlte man während langer Zeit allmonatlich 3—4000 Mark für Rückfahrten nach New-York. Die Herren Irländer, von denen augenblicklich nur noch zwei in Brusque leben, waren pro Kopf auf 1000—2000 Mark zu stehen gekommen.

Dem gegenüber haben gerade die beiden besten unter allen Kolonien der Provinz Santa Katharina sich sozusagen aus sich heraus entwickelt: Blumenau hat der Regierung nur verhältnismäßig wenig, Dona Francisca nur sehr wenig gekostet; gerade darin aber, daß die für Dona Francisca bestimmten Zuschüsse, so gering sie auch sein mochten, laut vertragsmäßiger Verpflichtung regelmäßig kamen, darin, daß man dort wußte, woran man war und demgemäß arbeiten konnte, daß man von Hamburg, aber nicht von wechselnden Ministerien und kaum der Schulbank entwachsenen Politikern abhing, gerade darin hat die ungeheure Ueberlegenheit bestanden, welche Dona Francisca vor allen andern Kolonien und selbst vor Blumenau voraus gehabt hat. Wenn Blumenau bei aller Verschiedenartigkeit der Entwicklung heutzutage vollkommen ebenbürtig neben Dona Francisca steht, so ist das ein Erfolg, auf den der Begründer und Leiter der Kolonie mit Recht stolz sein darf. Uebrigens möchte ich hier nicht unerwähnt lassen, daß das von der brasilischen Regierung für die Kolonisation ausgegebene Kapital sich augenblicklich schon durch Zölle und Steuern mit 12 bis 15 Prozent jährlich rentiert und sich natürlich mit dem Wachsen der Kolonien in steigender Progression rentieren wird.

Außer mangelnder Anlage, thörichter Verwaltung und fehlenden Straßen rechnet man zu den Hemmnissen

der Kolonisation noch den Fremdenhaß der Brasilier, der sich übrigens nicht bloß auf die Deutschen, sondern ebenso gut auf die Italiener und in noch weit höherem Grade auf die Portugiesen erstreckt, welche letztere, da sie von vornherein die Landessprache verstehen, dem einheimischen Element die größte Konkurrenz zu machen vermögen. Der „Estrangeiro sem educaçao“ und „das edle Blut des wahren Brasiliers“ sind stehende Ausdrücke, wenn auch nicht im Verkehr des Fremden mit den Landeskindern, so doch in den Auslassungen der Zeitungen zweiten Ranges.

Was der deutschen Einwanderung nach Brasilien in Deutschland zur besonderen Empfehlung gereicht, die erfahrungsmäßig feststehende zähe Behauptung des Deutschtums, wird naturgemäß in Brasilien mit ganz anderen Augen angesehen. So schlechte Ergebnisse auch die italienische Einwanderung im allgemeinen geliefert hat, so besitzt sie doch in den Augen des oberflächlich urteilenden Brasiliers mancherlei Vorzüge, namentlich den, daß die Italiener weniger eigensinnig und dickköpfig sind, außerdem aber schon nach der ersten Generation im Brasiliertum untergehen. Ebenso leicht verständlich ist es, daß für die Einwanderung im allgemeinen heutzutage weniger Begeisterung herrscht als in den ersten Jahren nach dem Sklavenemanzipationsgesetz. Uebrigens spielen bei allen Fragen, die mit der Einwanderung in Zusammenhang stehen, persönliche und egoistische Interessen eine mindestens ebenso große Rolle, wie die nationalen und volkswirtschaftlichen Ueberlegungen. Es ist unleugbar, daß die Kolonisationspolitik der brasilischen Regierung eine einzige Kette von Thorheiten darstellt; in welchem Lande aber, darf man wohl fragen, haben blutarme Auswanderer es so rasch zu Wohlstand und gedeihlicher Entwicklung gebracht? Würden etwa wir Deutsche, wenn wir überschüssige Ländereien besäßen, so ruhig zusehen oder gar noch Geld dafür ausgeben, damit sich Zehntausende, Hunderttausende von Franzosen und Italienern dort festsetzten? Bei allem Tadel, der über die Brasilier

und brasilische Mißwirtschaft laut werden mag, darf man doch das eine nicht vergessen, daß, so seltsam dies auch klingen mag, doch vor allem diese Mißwirtschaft den Europäern Thür und Thor geöffnet hat, daß sie der Boden ist, auf dem der Fremde gedeiht. Stände Brasilien unter englischer oder nordamerikanischer Herrschaft mit englischer oder nordamerikanischer Bevölkerung, so würde bei den denkbar vervollkommnetsten Staats- und Verkehrseinrichtungen der Deutsche doch ein weniger gutes Feld des Vorwärtskommens dort finden als unter der brasilischen Rasse. Auf dem niedrigen Standpunkte, den das Land gegenwärtig und unter seiner gegenwärtigen Bevölkerung einnimmt, beruht die Hoffnung, daß das Deutschtum Brasilien einer höheren Zukunft entgegenführen werde. Wäre eine höhere Entwicklung schon da, so würde ja naturgemäß jene Rolle dem Deutschtum nicht zufallen können. Während also auf der einen Seite jede wahre und wirkliche Verbesserung der brasilischen Staatsmaschinerie der materiellen Entwicklung des Landes und damit den Handels- und sonstigen Interessen der Fremden, namentlich auch der Entwicklung der Kolonien zu gute kommt, läßt sich auf der andern Seite, wenn man die Dinge von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, das Gleiche von einer zunehmenden Schwächung und Verschlechterung der brasilischen Staatsmaschinerie behaupten.

Die gegenwärtige Kolonisationspolitik der brasilischen Regierung verfolgt, wie mir der inzwischen verstorbene Ackerbauminister Herr Buarque de Macedo in längerer Unterredung auseinandersetzte, folgende Ziele: Aufhören jeder direkten Unterstützung durch die Regierung, Emanzipierung der wenigen noch nicht emanzipierten Kolonien, Konzentrierung der freien Einwanderung in Rio, und zwar nach nordamerikanischem Stil, Bau eines Empfangshauses für jährlich 50,000 Einwanderer, Vorkehrungen für die Beköstigung von 40,000 Einwanderern während acht Tagen, Vorkehrungen für den Transport von 20,000 Einwanderern nach ihrem Bestimmungsort (man rechnet

darauf, daß der Rest in Rio oder Umgegend bleibt oder eigene Mittel besitzt), endlich Ankauf von 5 Quadratlegoas (21,780 Hektar) an Eisenbahnen, Straßen oder Flüssen der Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Katharina, Paraná, Minas Geraes und Espiritu Santo. Für denjenigen, der Brasilien kennt, braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß von allen diesen schönen Dingen so gut wie gar nichts über seine Existenz auf dem Papier hinauskommen wird.

Wie der Präsident der Provinz Santa Katharina mir auseinandersetzte, bilden die Fremden ein Drittel der Bevölkerung dieser Provinz (etwa 200,000 Seelen). Darunter mag die Anzahl der Deutschsprechenden (thörichterweise führen die meisten Reisebeschreibungen nur die Ziffer der in Deutschland Geborenen an) sich auf 55—60,000 belaufen. Ueber diese brasilischen Deutschen habe ich viele Klagen gehört, nur die eine nicht, daß sie, wie in Nordamerika, ihre Sprache und ihr Deutschtum einbüßten. Im Gegenteil; für ihre materiellen Interessen lernen sie dort, wo sie in größeren Massen zusammenwohnen, das Portugiesische viel zu selten. Früher genierten sich in Desterro und anderen Plätzen die besseren deutschen Familien, selbst im eigenen Hause, deutsch zu sprechen, obwohl ihr Portugiesisch ganz danach angethan war, um Ratten und Mäuse damit zu verjagen. Neuerdings ist das ganz anders, und wir haben sogar die eigentümliche Thatsache vor uns, daß am Itajahy Belgier, in Blumenau Italiener der deutschen Sprache gewonnen worden sind. Eine physische Entartung der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen ist nach dem übereinstimmenden Urteil aller Aerzte, mit denen ich darüber sprach, niemals und nirgendwo wahrzunehmen gewesen. Ebenso zeigt der Charakter der brasilischen Deutschen überall dort, wo sie unter einsichtiger Leitung in geschlossenen Massen zusammenwohnen, etwas auffallend Liebenswürdiges; auch bewegen sich die unteren Klassen freier und vielleicht mit mehr Anstand, als sie es in Deutschland gewohnt waren.

Wo dagegen die Deutschen unter vorwiegend brasilischer Bevölkerung leben, haben diejenigen, die nicht durch ihren Bildungsgrad davor geschützt waren, manche unangenehme Seiten des Brasiliers ohne eine einzige von dessen zahlreichen Tugenden angenommen. Sie verlieren einiges von jenem Ordnungs- und Reinlichkeitssinn, der ihnen von Haus aus doch wohl ebenso gut, als den Bewohnern der größeren Kolonien innegewohnt hat; sie beginnen mit schmutzigen Hemden und zerrissenen Kleidern herumzulaufen, sie lassen ihre Kinder barfuß und unangekleidet verwahrlosen, sie treten ohne anzuklopfen und mit dem Hut auf dem Kopfe in dein Zimmer, und vor allem lieben sie es, plumper noch als die Brasilier dich zu übervorteilen. In den einzelnen Kolonien halten die Deutschen ziemlich gut zusammen, nicht so gut allerdings wie andere Nationen; bedenklicher dagegen ist eine beklagenswerte Rivalität unter den Kolonien selbst, die mannigfach weit über das erlaubte Maß hinausschießt. Der Kolonist von Blumenau schwört Stein und Bein darauf, daß seine Kolonie die beste sei; ein bißchen gemäßigter drückt sich der Kolonist von Dona Francisca aus; beide zusammen hinwiederum stehen jedoch für die Provinz ein. Dennoch umschließt ein enges gemeinsames Band alle brasilischen Deutschen: gemeinsame Sprache, gemeinsame Litteratur und vor allem gemeinsame Interessen. Jene Rivalität mag peinlich auf den Fremden wirken, ernstere Folgen wird sie, glaube ich, nicht haben, sie wird die Weiterentwicklung des Deutschtums nicht aufhalten. Was die Konkurrenz in dem berühmten Kampfe um das Dasein anbelangt, so überragt in den meisten, den allermeisten Punkten der Deutsche den Brasilier; in den anderen steht er hinter ihm zurück. Was immer man von den Brasiliern sagen und denken mag, so viel ist sicher, daß sie von Natur weltmännischer angelegt sind als der Deutsche, der überhaupt, soweit die unteren Volksklassen in Betracht kommen, in dieser Beziehung unter allen Nationen Europas die niedrigste Stellung einimmt.

Einen mächtigen Hebel zur Erhaltung deutscher Sprache und Gesittung bildet die deutsche, von Deutschland herübergesandte Litteratur (politische und belletristische Zeitschriften), einen weit mächtigeren, als man sich das meines Wissens in Deutschland träumen läßt. Und gerade diese große Achtung, welche die Leute der deutschen Litteratur zollen, hat mir meine Stellung recht schwer gemacht. Es ist mir zuweilen angst und bange geworden, wenn ich sah und hörte, was die Leute alles von mir erwarteten. Wie sollst du armes Menschenkind, dachte ich, solch hoch gespannten Hoffnungen entsprechen? Es ist ja ohnehin, und wenn ein Reisender wirklich einiges Talent besäße, unmöglich, in Bezug auf die Kenntnis eines Landes mit denjenigen zu wetteifern, die ihr ganzes oder halbes Leben dort zugebracht haben. Man muß sich damit trösten, daß man nicht für diejenigen schreibt, die das betreffende Land kennen, sondern für diejenigen, die es nicht kennen. Und nun erst die Leute, die zu glauben schienen, daß ich ein halbes Dutzend Schiffe mit auswandernden deutschen Millionären hinter mir führe! Dergleichen klingt komisch, ist aber zuweilen wahrhaft peinlich. Nirgendwo sonst auf früheren Reisen ist es mir gleich schwer geworden, den Leuten begreiflich zu machen, daß ein Schriftsteller, falls er seine Pflicht thut, gewiß nicht höher, aber auch gewiß nicht niedriger steht, als jeder Landwirt oder Kaufmann, der seine Pflicht thut. Mehrfach pflanzte man bei meiner Ankunft alle vorhandenen deutschen Fahnen auf und führte mich im Triumph zum Hotel. Jene bescheidene, anspruchslose und ruhige Arbeitsmanier, deren gerade derjenige sich befleißigen sollte, der über fremde Länder unparteiisch urteilen will, wird dadurch nicht selten unmöglich gemacht, und was meine persönlichen Erinnerungen anbelangt, so werde ich stets mit besonderer Anhänglichkeit derjenigen Orte gedenken, wo man mich zwar mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, aber doch nicht anders behandelt hat, als etwa einen von einer Eisenbahngesellschaft behufs Vermessungen ausgesandten Ingenieur.

Das politische Ziel der brasilischen Deutschen muß dahin gehen, daß das deutsche Element für die Gesetzgebung und Verwaltung einzelner Provinzen maßgebend wird, wofür zunächst die freisinnige, eine ausgedehnte Selbstverwaltung gestattende Munizipalverfassung eine Handhabe bietet. In die Munizipalverwaltung von Joinville (das Munizipium umfaßt außer der Kolonie Dona Francisca auch noch die angrenzenden Territorien) haben die Deutschen neuerdings drei Brasilier gewählt, während dort früher bloß Deutsche saßen, und seitdem ist schon manches verschlechtert worden. Das Munizipium Itajahy umfaßt die Kolonien Blumenau und Brusque und zählt etwa 60000 Einwohner, darunter 25000 Deutsche, 4000 Italiener und 500 Portugiesen. Dort nun sind von neun Mitgliedern des Munizipalrats vier deutsch, darunter der Vorsitzende Herr Konsul Asseburg. Als Friedensrichter (es ist das ein unbesoldetes und sehr lästiges Ehrenamt) fungieren in Itajahy zwei Deutsche und zwei Brasilier, in Blumenau lauter Deutsche, in Brusque wieder zwei Deutsche und zwei Brasilier.

Damit man aber hieraus keine allzu günstigen Schlüsse zieht, möchte ich für brasilische Verkehrs- und Rechtsverhältnisse noch eine kleine Thatsache anführen. Der Juiz direito oder ordentliche Richter für die Comarca von itajahy war konservativ; als nun 1878 die Liberalen ans Ruder kamen, suchten sie selbstverständlich einen der ihrigen auf den einflußreichen Posten zu bringen. Das ging nicht so leicht, weil dem konservativen Richter nicht das Geringste vorgeworfen werden konnte, und so entschloß man sich, die ganze Comarca als solche aufzuheben, um damit den Posten eingehen zu lassen. Später wollte man die Comarca wieder einrichten und einen Liberalen als Juiz direito einsetzen; der Minister aber ging zwar auf die Aufhebung der Comarca ein, wollte dagegen gegenüber der aufgeregten öffentlichen Meinung die Wiedereinrichtung nicht gutheißen. Demnach müssen, wie die Verhältnisse heute liegen, die Bürger von Blumenau, wenn sie irgendwelche wichtige Rechtsangelegenheiten zu

besorgen haben, sich zum nächstwohnenden Juiz direito, d. h. nach Joinville begeben, eine Reise, die unter allen Umständen so lange dauert, wie die Fahrt von Paris nach Petersburg, zuweilen aber doppelt so lange.

Mit jenen elenden Parteizwistigkeiten (leider übertragen sich Spuren davon zuweilen auf die deutschen Kolonien) hängt es auch zusammen, daß in Desterro (Santa Katharina) während 13 Jahren nicht weniger als 28 verschiedene Präsidenten der Provinz residiert haben. Und da weiterhin die Provinz Santa Katharina wegen des Mangels an großen Landbaronen bei keiner von beiden Parteien besonderen Einfluß besitzt, so erklärt sich auch die auffallende Thatsache, daß ein seit länger als zehn Jahren zum großen Schaden des Landes spielender Landzwist mit der eigenmächtigen Provinz Paraná bis auf den heutigen Tag unbeglichen ist. Dabei dürfte es nun am Platze sein, ein paar Worte über das politische Parteigetriebe in Brasilien hier einzuflechten. Die konservative Partei (ihr gehören die meisten Fazenderos altportugiesischer Abstammung an) entspricht etwa unsern Freikonservativen und Nationalliberalen, die liberale Partei unseren Fortschrittsmännern. Nach dem Tode ihres Führers, des Herzogs von Caxias, gaben die Konservativen 1878 die lange geführten Zügel der Regierung aus den Händen, die Neuwahlen vom 31. Oktober 1881 haben ihnen jedoch eine ansehnliche Verstärkung gebracht. Allzu ernst darf man übrigens die angeblichen Parteigegensätze nicht auffassen; es handelt sich weit mehr um Personen als um Programme, weit mehr um Interessen als um Grundsätze. Nur das sei noch erwähnt, daß ein großer Teil der Liberalen republikanisch gesinnt ist — ein Wahnsinn und ein Verbrechen in einem Lande, welches alles, was es vor dem spanischen Amerika voraus hat (neben dem ruhigeren Sinn seiner Bevölkerung), den monarchischen Staatseinrichtungen verdankt.

Daß die brasilischen Deutschen sich naturalisieren lassen und brasilische Bürger werden, ist notwendig, wenn sie ihr Deutschtum erhalten und ihre Stellung wahren

wollen. Auch ist eine stets wachsende Vertretung in den Munizipalräten und der Provinzialkammer wünschenswert; ob es aber schon am Platze wäre für die Provinz Santa Katharina, selbst wenn die Deutschen dazu im stande sein sollten, deutsche Vertreter in den Reichstag zu senden, dünkt mich fraglich. Sie könnten allerdings die Brasilier manches lehren; ob das jedoch klug wäre, ist eine andere Frage. Somit werden wir also noch für einige Zeit alle paar Jahre lang das Schauspiel haben, daß brasilische Kandidaten beider Parteien sich um die Gunst der Deutschen bewerben und alsdann Versprechungen über Versprechungen machen, die natürlich niemals gehalten werden. Uebrigens ist im Februar 1882 zum erstenmal in der Provinz Santa Katharina ein Deutscher, Herr Kaufmann Leppert aus Joinville, in die Provinzialversammlung gewählt worden.

Der Einfuhrhandel der Provinz Santa Katharina ist zu einem guten Drittel deutsch und widerlegt aufs glänzendste die Behauptung, als ob vermehrte deutsche Einwanderung nicht auch den Absatz für die Industrie-Erzeugnisse des Mutterlandes vermehre. In weit höherem Grade noch würde dies der Fall sein, wenn nicht die natürlichen Häfen der deutschen Kolonien einer Alfándega, d. h. eines Zollhauses, das zur Abfertigung aller eingeführten Waren berechtigt ist, entbehrten. In kaum glaublicher Verblendung ist sogar dem Hafenort São Francisco die Alfándega vor wenigen Jahren genommen worden. Wenn nun Dampfer direkt von Hamburg kamen, so mußten diese die für São Francisco mitgebrachten Waren zunächst wieder mit wegnehmen und nach Rio bringen; dort wurden sie dann verzollt und der abermalige Transport nach São Francisco hat in allen Fällen mehr gekostet, als die ganze Fracht von Europa her. Wie die Verhältnisse heute liegen, müssen die meisten Einfuhrwaren, sei es über Rio de Janeiro, sei es über Desterro gehen, bloß die zollfreien und einige wenige andere dürfen auch über die sonstigen Häfen São Francisco, Itajahy, Porto Bello und Laguna eingeführt werden. An Ein-

fuhrartikeln rechnet man — vielleicht etwas zu hoch — 40 Mark auf den Kopf der deutschen Bevölkerung. Sie bestehen meist in wollenen, baumwollenen und leinenen Stoffen, in Kurzwaren, Porzellan, Steingut, Maschinen, Musik-Instrumenten, Ackergerät, Salz, Eisen, verarbeitetem Eisen, Wein, Weizenmehl, Bier, Droguen, Dörrfleisch u. s. w. Für alle Ausfuhrwaren der deutschen Kolonien, soweit sie nicht in der Provinz selbst Absatz finden, ist Rio der natürliche Markt. Die hervorragendste Kaufmannsfirma der Provinz ist diejenige des Konsuls Hackrat in Desterro. Ein Bankhaus gibt es in der Provinz nicht, auch bringen Kapitalien allerhöchstens 8 bis 10 Prozent Zinsen, was für ein neues Land (gegenüber Australien beispielsweise) wenig ist und für mangelnde Energie zeugt. Noch wäre zu erwähnen, daß Joinville und Itajahy Telegraphenverbindung mit der übrigen Welt besitzen, Blumenau aber nicht.

An Verkehrswegen in höherem Sinne (Eisenbahnen und guten Straßen) ist Brasilien noch immer recht arm. Augenblicklich werden drei Bahnen gebaut, die eine in den Provinzen Paraná, Santa Katharina und Rio Grande do Sul, von denen die beiden ersteren bisher noch keine einzige Eisenbahnlinie besaßen. Die erste dieser im Bau begriffenen Bahnen soll von dem Hafenort Paranaguá durch die Serra aufwärts zum Hochplateau nach Curitiba (der Hauptstadt von Paraná) führen; sie ist an eine französische Gesellschaft vergeben und bereits bis Morretes fahrbar. Die zweite Bahn, an der Engländer bauen, soll von einem neu anzulegenden Hafen aus über Laguna im Thal des Tubarãoflusses, wo es ein vielbesprochenes Steinkohlenlager gibt, aufwärts führen. Die dritte Linie endlich ist die wiederum an Franzosen vergebene Südbahn in der Provinz Rio Grande do Sul, von der an anderer Stelle des näheren die Rede sein wird. Am dringendsten thäte wohl dem Lande eine der Küste parallele Linie not, die sich, beständig am Rande des Hochplateaus entlang laufend, von S. Paulo über Curitiba bis Porto Alegre zu erstrecken hätte. Eine solche Bahn aber, nach deren

Vollendung man von einem südbrasilischen Eisenbahnnetz würde sprechen können, wird wohl noch für Jahrzehnte frommer Wunsch bleiben. Inzwischen denkt auch Blumenau ernstlich daran, ebensogut wie Dona Francisca seine Verbindung mit dem Hochlande zu erhalten, und zwar durch eine Serrastraße nach Curitibanos. Die Entfernungen betragen: von der Barre des Itajahy bis Blumenau 51 km, bis zum Anstieg der Serra 217,9 km, bis zum Gipfel der Serra 229,9 km und bis Curitibanos 286 km. Die Kosten einer solchen Straße werden auf 4 480 000 Mark, diejenigen eines bloßen Reitweges auf 120 000 Mark geschätzt. Und schließlich wäre noch zu erwähnen, daß der brasilische Ingenieur Jourdan von der Regierung das Privileg für den Bau einer Bahn durch das Itapocú-Thal (südlich von der Kolonie Dona Francisca) zu erlangen sucht. Die betreffende Bahn wird nun wohl aller Wahrscheinlichkeit nach im Verlauf der Jahrzehnte, aber schwerlich von diesem Manne angelegt werden.

Nach der von Rivière gezeichneten, aber sehr unvollständigen Karte der Provinz Santa Katharina (1872, Maßstab 1 : 500,000) belaufen sich die in Privatbesitz befindlichen Ländereien auf 300 □ Legoas, die verfügbaren Staatsländereien (Terras devolutas) auf 700 und die zweifelhaften Striche auf 100 □ Legoas. Das ist natürlich bloß Phantasiewerk und niemand weiß schlechter als das Ackerbauministerium, als das Einwanderungsbüreau in Rio und die Provinzialregierung in Desterro Bescheid, wo und in welchem Umfange Regierungsland sich vorfindet. Unterhalb der Serra, also im subtropischen Küstensaum, besitzt das Thal des Tubarão die besten, besitzen die Thäler des Itajahy die zweitbesten Ländereien. Nun ist das Thal des Tubarão, welches die Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Katharina von einander trennt, schon dicht mit Brasiliern besetzt, am Oberlauf des Itajahy finden sich oberhalb der Kolonie Blumenau etwa 6500 □ Kilometer verfügbarer Staatsländereien und das Thal des Itapocú, wo der Graf d'Eu, der Ge-

mahl der Kronprinzessin, 49 □ Legoas besitzt, ist noch gänzlich unberührt. Ueber dieses Thal gehen die Ansichten weit auseinander, die einen nennen es ein fruchtbares Paradies, die andern ein Sumpfland, doch ist das erstere das wahrscheinlichere. Auf dem Hochlande endlich gibt es schon überall, namentlich je weiter man nach Westen hin vordringt, rechtmäßige oder unrechtmäßige Ansiedler, meist Viehzüchter rohesten Stils, doch wohnen sie weit zerstreut und bieten der regelrechten Besiedelung kein Hindernis dar.

An eine Masseneinwanderung nach der Provinz Santa Katharina ist für den Augenblick nicht zu denken; dafür fehlen alle Einrichtungen. Dona Francisca kann etwa 1500 Personen jährlich aufnehmen, nur nicht auf einmal, Blumenau etwa ebensoviel und die ganze Provinz 6000. Bei größerem Andrang würden jedoch die betreffenden Einrichtungen schnell entstehen. Freie Passage oder sonstige direkte Unterstützung gewähren augenblicklich weder die Regierung noch die mit einem sehr knappen Budget ausgestattete Provinz, doch ändern sich dergleichen Dinge in Brasilien sehr häufig mit den Ministerien. Ländereien sind in den größeren Kolonien auf Kredit käuflich zu haben. Leuten, die von ihren Verwandten gerufen werden oder wohlhabend sind, bietet sich natürlich allerwärts die Gelegenheit zu Landkäufen. Uebrigens ist Südbrasilien nur für Ackerbauer und etwa solche Fabrikarbeiter, die sich an landwirtschaftliche Arbeiten gewöhnen können, ein geeignetes Feld, Leute aus den gebildeten Ständen kann es dagegen einstweilen bloß in geringer Anzahl aufnehmen; diesen würde eine deutsche Handelskolonie, würden namentlich die Südsee-Inseln, wenn sie deutsche Handelskolonie geworden wären, viel mehr lohnende Thätigkeit geboten haben. An Arbeit im Tagelohn sollte niemand denken, der nach Südbrasilien auswandern will; Lohnarbeiter kommen dort nur selten vorwärts. In Dona Francisca ist man sogar, soweit die Kolonisten in Betracht kommen, mit der Arbeit im Tagelohn sehr vorsichtig und zahlt dafür nicht mehr als 1200 Reis (2,40 Mk.),

weil man nicht will, daß der Ackerbauer, seinen eigentlichen Beruf vergessend, sich daran gewöhne. Die brasilische Regierung freilich hat ihre Kolonisten zeitweilig durch Tagelöhne bis zu 10 Milreis (20 Mk.) demoralisiert.

Im folgenden möchte ich nun für den Fall, daß einmal deutsche Großkaufleute — was bisher noch viel zu wenig geschehen — die Leitung der deutschen Auswanderung in die Hand nähmen, einen kleinen Entwurf geben, etwa für eine Kolonisation auf dem Hochlande von Rio Grande do Sul und Santa Katharina, von wo aus sie sich später nach Norden (Paraná), nach Süden (Uruguay) und nach Westen (Corrientes und Paraguay) weiter vorschieben ließe.

Ein besonders gewinnbringendes Geschäft ist die Kolonisation in Brasilien nicht, besonders wenn man es, wie dies bis jetzt der Fall war, fast nur mit unbemittelten Leuten zu thun hat. Nach vieljährigem Durchschnitte kommt in Blumenau und Dona Francisca die Kolonisation alles in allem gerechnet auf 75 Milreis oder 150 Mark pro Kopf eines jeden Einwanderers zu stehen. Dabei ist jedoch der Landkaufpreis noch nicht in Anschlag gebracht. Für jene Summe wird in Dona Francisca (dessen Einrichtungen wir im folgenden hauptsächlich berücksichtigen) der Einwanderer samt Gepäck kostenfrei vom Schiffe abgeholt, nach Joinville befördert, daselbst in den Empfangshäusern (Baracken) untergebracht und zwei Tage lang unentgeltlich beköstigt. Sodann werden Gepäck, Kinder und etwanige Personen, welche den Weg nicht zu Fuß zurücklegen können, auf Wagen nach dem Orte, wo der Kolonist sich ansiedeln will, befördert. Dort wird dem Einwanderer ein geeignetes Grundstück, das vermessen ist und dessen Grenzen durch Markpfähle bezeichnet sind, angewiesen, auch wird ihm ein Erwerbstitel darüber ausgehändigt und die Verbindung des Grundstücks mit dem Ganzen durch eine Fahrstraße hergestellt. Für die oben angegebene Summe werden ferner Aerzte, Apotheker, Geistliche und Lehrer (allerdings nicht immer solche, die das Deutschtum wesentlich fördern dürften) angestellt, es wer-

den Hospitäler und Stationshäuser errichtet und Beiträge zum Bau von Kapellen und Schulhäusern gegeben. Hiernach würde die Ansiedlung von 10000 Menschen (groß und klein eingerechnet) die Summe von 1500000 Mk. erfordern, falls sie, wie bisher, nur allmählich, etwa im Verlauf von 12 bis 15 Jahren erfolgte; etwas billiger würde sie zu stehen kommen, wenn sie in einem kürzeren Zeitraum erfolgen könnte. Zur Ansiedlung von 10000 Menschen würden etwa 50000 ha Landes nötig sein, wobei durchschnittlich vier Personen auf eine Familie und für jede Familie 20 ha gerechnet werden. Der durch brasilisches Gesetz erlaubte niedrigste Preis für verfügbare Staatsländereien ist ½ Real für den Quadrat-Braça, oder 1033 Reis für den Hektar, demnach würden 50000 ha etwas über 100000 Mk. kosten. Dazu kommen aber noch die Erforschungs-, Vermessungs- und Zuschreibungskosten, welche einen Zuschlag von etwa 10 bis 15 Proz. erfordern würden. Privatländereien würden (auf dem Hochland von Santa Katharina) vielleicht um 2000 bis 3000 Reis für den Hektar zu erwerben sein, wobei alsdann auch noch die Vermessungs- und anderen Kosten hinzutreten. Rechnet man in Bausch und Bogen 2000 Reis (4 Mk.) für den Hektar, so würde der Ankauf von 50000 ha 200000 Mk. betragen. Dazu die obigen 1500000 Mk. gerechnet gibt 1700000 Mk. als Gesamtsumme.

Bisher ist in den Kolonien das Land den Kolonisten für 12 Milreis für den Hektar (ausnahmsweise in São Bento auch für 8 Milreis) gegen Barzahlung und für 16 Milreis gegen dreijährige Gestundung ohne Zinsen, beziehentlich gegen längere Gestundung mit 6 Proz. jährlichen Zinsen (die nach Ablauf jener drei Jahre berechnet werden) verkauft worden. Nimmt man als Wiederverkaufspreis durchschnittlich 14 Milreis für den Hektar an, so ergeben 50000 ha einen Erlös von 700000 Milreis oder 1400000 Mk., womit also der oben berechnete Aufwand noch nicht gedeckt wäre.

Die bei dieser Berechnung zu Grunde gelegten Ver-

kaufspreise für das Land waren aber bisher nur möglich, indem die brasilische Regierung erhebliche Zuschüsse leistete. Die Bildung neuer deutscher Kolonisationsgesellschaften für Brasilien träte hiernach nur dann in den Bereich der Ausführbarkeit, wenn die brasilische Regierung auch fernerhin eine ähnliche Beihilfe leistete. Dies wäre vielleicht insofern zu machen, daß die brasilische Regierung sich verpflichtete, für die von den betreffenden Gesellschaften hergestellten Straßen, die doch rein dem Lande zu gute kämen, eine gewisse Entschädigung zu zahlen.

In Dona Francisca sind bis jetzt durchschnittlich 668 laufende Meter Straße auf 100 ha hergestellt worden. Unter dieser Annahme würden auf 50000 ha 334 km Straße kommen. Wenn nun die brasilische Regierung für jeden Kilometer hergestellter und mit Kolonisten besetzter Straße einschließlich der Brücken ein Konto de Reis (2000 Mk.) vergütete, so würden für 334 km 334 Kontos oder 668000 Mk. gezahlt werden müssen, und dadurch gewänne das Geschäft eine günstigere Gestaltung. Falls man es aber mit einer massenhafteren Einwanderung zu thun bekommen sollte, wäre es das richtigste, sofort Eisenbahnen, sei es durch das Itapocú-Thal nach dem Hochlande anzulegen, vorausgesetzt, daß die brasilische Regierung sich dazu verstände, entweder — wie dies in Nordamerika geschieht — längs dieser Eisenbahn oder in unmittelbarem Anschluß an dieselbe einen hübschen Landkomplex der Gesellschaft unentgeltlich zu überweisen, oder — wie dies bisher vielfach in Brasilien geschehen — der Gesellschaft für das Kapital der Eisenbahnanlage 7 Proz. Zinsen zu garantieren.

Siebentes Kapitel.

Die deutsch-brasilische Handelsstadt Porto Alegre.

(Die Barre von Rio Grande ist das größte Hemmnis für die Entwickelung Süd-Brasiliens. — Das Enten-Haff mit seinen sandigen Ufern und ägyptischen Farben. — Bei den Hügeln von Porto Alegre vereinigen sich fünf Ströme. — Das Unabhängigkeitsfest und der Ball der Nationalgarden-Offiziere. — Wie man in Brasilien reich wird. — Zwietracht, der alte Krebsschaden des Deutschtums. — Die Hinterlassenschaft ausgestorbener Indianergeschlechter. — Der Ausstellungsbrand. — Das Kohlenbergwerk am Ratten-Bach. — Geschichte und Bedeutung der ehrgeizigen Südprovinz. — Die politischen Bestrebungen der Teuto-Brasilier. — Deutsche Zeitungen, deutsche Kaufmannsfirmen und allerlei nützliche Betrachtungen über die Einfuhr deutscher Waren.)

Adieu Santa Katharina, paradiesisches Land, dem jeder, der es gesehen, bestes Gedeihen wünscht! Hier gedachte Dr. Blumenau, unter allen edeln Geistern Brasiliens einer der edelsten, zu beiderseitigem Heile und in großartigstem Umfange brasilisches Land mit deutscher Kultur zu tränken. Es ist, als ob die Natur noch einmal beim Abschiede den ganzen und vollen Zauber ihrer Reize entfalten wolle. Eine Stunde lang geht es durch jenen schmalen Meeresarm, der Insel und Festland trennt: Waldberge, Felsen und Brandung zu beiden Seiten. Auch des weiteren noch ein paar Stunden lang mondbeleuchtete Bergszenerie, dann ein schroffer plötzlicher Wechsel: das Bergland liegt landeinwärts, die Küste von Rio Grande

do Sul zeichnet sich bloß als weißer, sandiger Streifen am Horizont ab. Zahlreiche Möven, die der Winter von Kap Horn heraufgetrieben, umflattern uns, sonst bieten Wasser und Erde keine Abwechslung.

Am zweiten Morgen nach der Abfahrt erblicken wir geradeaus vor uns einen silberglitzernden Streifen: das ist die vielbesprochene, vielgehaßte Barre. Die Schiffsschraube hört auf zu arbeiten. Es wird gelotet, Kapitän und Offiziere laufen mit Operngläsern und Fernrohren wild durcheinander. Ein kleines Boot, das in Seekrankheit erregender Weise von den Wellen gehoben und gesenkt wird, macht Signale, aufs neue wirbelt die Schraube: die Passage ist frei. Rechts und links von uns schäumt es und zischt es, ein Dutzend Schiffsmaste, traurige Reliquien, ragen rechts und links mit halber Höhe aus dem Wasser, eingerammte Pfähle bezeichnen die Fahrstraße. Ein paarmal ruckt es und kracht es: der Kiel des Schiffes hat den Sand der Barre berührt. Der Wasserstand ist augenblicklich 9 ½ Fuß, unser eigener Tiefgang 9 Fuß, mithin war der Spielraum nicht groß. Fünf Minuten noch, dann trat der Kapitän auf uns zu: „Sir, you have had good luck, we are inside.“ Ein anderer Dampfer (Cervantes), gleich unserem „Calderon“ ein Postschiff, gleitet an uns vorüber. Weniger glücklich als wir hat er sechs Tage lang warten müssen, um aus der Lagoa hinaus über die Barre zu kommen. Diese Barre ist das Schmerzenskind der kühnen und thatkräftigen Zukunftsprovinz von Brasilien. Es gibt keinen anderen Weg nach den Häfen Rio Grande, Pelotas und Porto Alegre. Treibt der Nordostwind das Wasser aus dem Binnensee (der Lagoa dos Patos) ins Meer, so müssen die Schiffe warten, bis es höheren Wasserstand gibt, andernfalls gelangen sie mit Ach und Krach über eine Passage, die stets und in allen Fällen ein bißchen ungemütlich ist. Von den obwaltenden Verhältnissen kann sich niemand ein richtiges Bild entwerfen, ohne daß er eine Karte zur Hand nähme.

Es ließe sich (für angeblich 7 Mill. Mark) bei Torres

an der Grenze der Provinz Santa Katharina ein vortrefflicher Hafen anlegen, der über Taquara und Hamburgerberg durch eine Eisenbahn mit Porto Alegre verbunden werden könnte, dem aber steht der Neid des Hafenplatzes Rio Grande im Wege, dem dadurch die größten Verluste erwachsen würden. Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, kann kein einziger Hafen der Provinz Rio Grande do Sul von den tiefgehenden transatlantischen Postdampfern angelaufen werden; die Häfen liegen alle am Strande eines Binnensees, eines Haffs, nicht am Meere.

Sobald man die Barre passiert hat, sieht man allerorten am Horizont Flachland, als ob man einen holländischen Hafen anliefe. Das Licht aber, die Farben dieser mit spärlichster Vegetation bekleideten Sanddünen sind arabisch-ägyptisch, man glaubt es kaum, daß man sich noch in Brasilien befindet. Vor Rio Grande ankerten wir in einer Entfernung von 20 Schritten vom Quai, und ich trug Sorge, mein Gepäck auf den „Itapuam“ hinüberschaffen zu lassen, der mich am folgenden Morgen nach Porto Alegre bringen sollte. Die brasilischen Küstendampfer nämlich (sowohl diejenigen der Nationallinie wie diejenigen von Lampert und Holt) fahren in der Lagoa dos Patos nicht weiter aufwärts als bis Rio Grande, von dort setzen sie nach eintägigem Aufenthalt ihre Reise nach Montevideo fort. Außer diesen beiden überseeischen Dampferlinien gibt es bloß noch eine dritte, welche für die Provinz Rio Grande do Sul in Betracht kommt: der argentinische Dampfer Montevideo nämlich fährt zweimal monatlich von Porto Alegre über Pelotas und Rio Grande nach Montevideo und zurück.

Schiffe und Häuser von Rio Grande waren mit einem wahren Walde von Flaggen auf Halbmast überdeckt, es galt dem Tode des Ackerbauministers Buarque de Macedo, den ich noch wenige Wochen vorher in vollster Gesundheit vor mir hatte stehen sehen. Rio Grande ist in trostloser, sumpfig-dünenhafter Gegend eine schachbrettartig angelegte, schöngebaute Stadt mit einem auf-

fallenden Reichtum an Kirchen und großartigsten öffentlichen Gebäulichkeiten (Zollhaus). Und doch kann die Weiterentwicklung dieser großen und reichen Handelsstadt, deren Großhandel sich vorwiegend in deutschen Händen befindet, bloß eine beschränkte sein, weil sie nicht in gleichem Maße wie das aufstrebende Pelotas oder das ruhig sich weiter entwickelnde Porto Alegre den Vorteil eines reichen Hinterlandes besitzt. In den Straßen findet man die gewöhnlichen Typen Brasiliens, die gigantischen Markt-Negerinnen, die pantoffelbekleideten Portugiesen, die schwarzen Soldaten und die Sklaven, welche beim Gruß den Segen des begegnenden Europäers erbitten.

Am folgenden Morgen lichtete der „Itapuam“, ein auffallend elegant ausgestatteter und auffallend reinlicher Dampfer, die Anker. Drei Schiffe, Itapuam, Guahyba und Rapido, welche zwei Aktiengesellschaften gehören (die meisten Aktien befinden sich in den Händen von Deutschen), vermitteln etwa sechsmal monatlich in je 24 Stunden den Verkehr zwischen Rio Grande und Porto Alegre oder umgekehrt. Der Fahrpreis ist für einfaches Billet erster Klasse 50, für Retourbillet 80 Mk., gewiß etwas viel für den Verkehr zwischen zwei Städten, die in ähnlicher Weise wie Berlin und Potsdam oder wie Bonn und Köln auf einander angewiesen sind. Drei Stunden nach der Abfahrt von Rio Grande hält der Dampfer am Landeplatze von Pelotas, wo man direkt über ein paar Bretter ans Land gelangt. Der eigentliche Ort, der Stapelplatz für die Viehzucht der Provinz, liegt eine halbe Stunde landeinwärts. Unter seinen 22 000 Einwohnern zählt Pelotas bloß etwa 400 Deutsche, der Versand der Häute und des Dörrfleisches von jährlich 2 bis 400 000 Stück Rindvieh wird durch brasilische Kaufmannshäuser besorgt. Obwohl es nicht die Schlachtsaison war, denn die Beschaffenheit der Wege und Flüsse gestattet bloß vier Sommermonate lang das Herantreiben des Viehes, so verrieten sich doch die Xarqueadas durch einen unangenehm durchdringenden Geruch. Auf der weiteren Fahrt stellte sich uns die Lagoa als ein weites Seebecken mit sumpfig-

flachen Ufern dar, die ab und zu ganz aus dem Gesichtskreis verschwanden, bis schließlich jene niedrigen Hügel von Porto Alegre vor uns aufdämmerten, welche den Uebergang vom Kampland zur Serra bezeichnen.

Auch in Porto Alegre gelangt man geradeswegs vom Dampfer an Land, während in Rio de Janeiro, in Paranaguá, São Francisco, Itajahy, Desterro und Rio Grande kleine Boote dazu nötig sind.

Die landschaftlichen Schönheiten Porto Alegres werden von den Bewohnern in den lebhaftesten Farben geschildert; teilweise fand ich das bestätigt, teilweise war ich enttäuscht durch den Waldmangel der etwas öden Hügel. Von den Terrassen mancher Häuser gibt es allerdings ganz reizende farben- und formenreiche Ueberblicke über die inseldurchsäte Bai, die umgebenden Berge und die gleich den fünf Fingern einer Hand sich ins Land hineinstreckenden Flüsse (Gravatahy, Rios dos Sinos, Guahyba, Jacuhy und Cahy), auch sind manche Privatgärten ganz hübsch, der Boden aber entfaltet denn doch nicht die gleiche Zeugungskraft wie im Urwald, in Santa Katharina oder gar in der Umgebung von Rio de Janeiro. Alle diese brasilischen Städte umlagert ein unbestimmbares Etwas iberischer Abkunft, das hauptsächlich in der Bauart der Häuser liegt und über das allein eine ganze Abhandlung geschrieben werden könnte. Und doch erwecken sie einen mehr europäischen, weniger fremdartigen Eindruck als beispielsweise Madrid, Toledo, Sevilla, Granada. Im Vergleich zu einer deutschen Provinzialhauptstadt sind vielleicht die Privatgebäude (es gibt deren bloß zwei dreistöckige) etwas eintönig, die öffentlichen etwas liederlich gebaut; im allgemeinen aber macht die Stadt ihren Bewohnern Ehre und es gibt darin einige Glanzpunkte — namentlich Markthalle und Gefängnis — um welche sie jede europäische Residenz beneiden könnte. Mit der Markthalle ist trotz ihrer umfangreichen und ganz eigenartigen Anlage — der Innenhof eines riesigen Hausquadrats dient als Markt, die Außenräume dienen als Läden — ein gutes Geschäft gemacht worden, und die Cadea (das

Gefängnis) stellt das luxuriöseste Gebäude der Stadt dar. Eigentümlich wie diese letztere Thatsache ist die Behandlung der Gefangenen. Sie erfreuen sich, und seien sie wegen vielfachen Mordes eingesperrt, einer kaum glaublichen Freiheit, sie dürfen innerhalb des Gefängnisses Besuche empfangen, sie betteln, sie arbeiten ab und zu unter Aufsicht im Tagelohn, sie machen zu gewissen Stunden des Tages unter Aufsicht ihre Spaziergänge, wohin immer sie wollen, d. h. die Gefangenen gehen ins Wirtshaus, der begleitende Polizist aber bleibt, falls er nicht eingeladen wird, vor der Thür stehen, und was dergleichen mehr ist.

In gesellschaftlicher Hinsicht bietet Porto Alegre mit seinen 30000 Bewohnern — darunter 3500 deutsche — ungefähr dieselben Genüsse, wie etwa eine deutsche Stadt von der Größe Aachens oder Düsseldorfs, wobei zu bemerken ist, daß das deutsche Element hier nicht bloß den ganzen Großhandel, sondern ziemlich das ganze Kapital und den ganzen Unternehmungsgeist vertritt, mithin auch gesellschaftlich eine größere Rolle spielt als in irgend einer andern Stadt Brasiliens. Das beste Bild von den gesellschaftlichen Verhältnissen Porto Alegres wird eine Schilderung der Festlichkeiten bieten, welche am Jahrestage der Unabhängigkeit (7. September) stattfanden. Die deutschen Ladengeschäfte waren durchweg feiertäglich geschlossen, von den brasilischen etwa die Hälfte. Gegen 10 Uhr morgens begab sich, wer sich von der männlichen Bevölkerung dazu berufen glaubte, in voller Toilette zu dem etwas sehr einfachen Regierungspalast. Zuerst machten die Herren vom Zivil dem Präsidenten ihre Aufwartung; dann folgten der kommandierende General und die Linienoffiziere (meist Farbige), den Schluß machten die Nationalgarden-Offiziere — Führer ohne Truppen —, die dieses Jahr laut höheren Befehls zum erstenmal in Uniform zu erscheinen hatten. Die Haltung dieser Herren, unter denen sich einige Deutsche befanden, war nicht schlecht; sie trugen ihre neugekauften Uniformen mit Anstand und Würde. Man sollte sich in gemeinschaftlichem

Zuge zum feierlichen Tedeum begeben; die Kirche aber ließ, wie sie das hierzulande sehr gern thut, ein wenig auf sich warten. Schließlich war alles bereit; ein paar Kompanien der Garnison (ein Teil davon sitzt stets im Gefängnis) bildete, schwarz und gelb, mager und fett, groß und klein, bunt durcheinander Spalier, vor der brasilischen Fahne — grün und gelb, Spinat mit Eiern — lüftete jedermann den Hut, und als der Bischof von Porto Alegre (ein Jesuit) unter endlosem Raketengeknatter die Messe zu celebrieren begann, konnte man alles, was Porto Alegre an Notabilitäten besitzt, das ehrenwerte Konsularkorps, den würdevollen Stadtrat, die bewaffnete Macht und den Kaufmannsstand, alle mit einer riesigen Kerze in der Hand, in langer Reihe versammelt sehen. Die Handlung ermangelte nicht einer gewissen Feierlichkeit, und der würdevolle Eindruck wurde kaum dadurch gestört, daß ein paar halbnackte Gassenbuben sich dreist hinter den kurulischen Stuhl des Präsidenten stellten.

Abends gab es Ball, den die Nationalgarde-Offiziere veranstaltet hatten. Diesmal bildete die Straßenjugend, der hierzulande niemand das Recht wehrt, Spalier; zu ihrer Ehre aber muß ich bemerken, daß einem „faz favor" allemal Folge geleistet und Platz gemacht wird. Frau Blume (ehemals Hofopernsängerin in Berlin) sang die Nationalhymne, dann folgten die drei üblichen Hochrufe, der erste auf die Nation, der zweite auf die Verfassung, der dritte auf den Kaiser. An kostspieligen Toiletten fehlte es nicht, getanzt aber wurde nur wenig, dazu war es zu voll und zu heiß — und bis 1 Uhr nachts hatte man erst zwei Kontre- und zwei Rundtänze erledigt. Dabei fiel mir der schlechte Gang der meisten Brasilierinnen auf; sie sitzen ja auch meistens ziemlich unthätig zu Hause oder schauen aus dem Fenster heraus. In der Oeffentlichkeit zeigen sie sich verhältnismäßig wenig und sind dem entsprechend weit weniger lebhaft als Spanierinnen oder Französinnen. Sieht man eine stark kokettierende Dame, eine Dame mit freiem Benehmen oder eine solche, die sich mit Bewußtsein den Hof machen läßt — und

davon gab es auf dem oben geschilderten Balle ein paar interessante Exemplare —, so kann man mit einiger Gewißheit darauf schließen, daß sie von Montevideo oder Buenos Aires stammt. Das tritt um so auffallender hervor, da Mutter Natur die Damen hispano-amerikanischer Rasse viel freigebiger als die Portugiesinnen ausgestattet hat. Uebrigens sollen brasilische Mütter auf deutsche Schwiegersöhne ganz vernarrt sein, während umgekehrt die deutschen Mädchen der bessern Gesellschaft nur selten auf brasilische Heiratsanträge rechnen dürfen. In den niedern Schichten ist es umgekehrt; dort sind deutsche Mädchen als sparsame Hausfrauen und tüchtige Arbeiterinnen bei den geldgierigen Portugiesen besonders beliebt.

Nun mag die oben geschilderte Festszene manchem als Karikatur erscheinen; das ist sie auch und ist sie doch auch wieder nicht. Die Brasilier selbst spotten darüber; bei alledem aber halten sie auf Formen, bewegen sich, einem Naturinstinkt folgend, unendlich viel selbstbewußter, mit unendlich viel mehr Würde und Anstand als der Durchschnitts-Deutsche. Und was die Raketen während der kirchlichen Feier anbelangt, so ist das eben Landesbrauch. Raketen dienen einer ganzen Stufenleiter von Gefühlen als Ausdruck, sie bezeugen ebensowohl Freude und Hochachtung, wie Haß und Verachtung. Kommt ein beliebter Präsident ins Land, so kracht es von Feuerwerk, scheidet ein mißbeliebter, so ist die ganze Stadt in Pulverrauch gehüllt.

Das Leben in Porto Alegre ist billiger als in Rio de Janeiro, immerhin jedoch bei stark entwickeltem Luxus, bei hohen Wohnungsmieten und teuren Arbeitslöhnen, sehr viel kostspieliger als in Europa oder auch in den deutschen Kolonien des Urwaldes. Es sind mir eine ganze Anzahl deutscher Kaufmannsfamilien bekannt, deren Haushalt bis zu 6 und 8 Kontos de Reis (16 000 Mk.) jährlich kostet. Alles, was Luxus und Genuß heißt, stellt sich eben in ganz Amerika, von Buenos Aires aufwärts bis Quebek, viel teurer als in Europa. Wer entsagen kann, wird leichter wohlhabend als bei uns, wer das

nicht versteht, verzehrt auch seinen höhern Verdienst. Die Deutschen, die hier vermögend geworden, verdanken ihren Reichtum dem Handel — der Ursprung fast aller großen Firmen geht freilich auf das bescheidene Handwerk zurück —, die Brasilier verdanken ihn der Viehzucht, den Spekulationen oder auch bei weniger skrupulösen Individuen einer Anstellung beim Zollhause, die in diesem Lande, wo Betrug und Diebstahl nur so selten bestraft oder auch nur von der Gesellschaft geächtet werden, eine der sichersten Quellen des Reichtums darstellt.

Leider kann man eine Schilderung Porto Alegres nicht abschließen, ohne der deutsch-brasilischen Ausstellung von 1881/82 zu gedenken. Leider sage ich, denn die Geschichte dieser Ausstellung hat, so hochherzig auch die dem Unternehmen zu Grunde liegende Gesinnung sein mochte, die Zanksucht der Deutschen, ihr altes Krebsübel, in den düstersten Farben gezeigt. Der Gedanke, in Porto Alegre eine Ausstellung zu veranstalten, rührte von dem 1879 zu Berlin gegründeten „Zentralverein für Handelsgeographie und Vertretung deutscher Interessen im Auslande“ her. Die Provinzialregierung von Rio Grande do Sul bewilligte einen Zuschuß von 30 Kontos de Reis und außerdem 10 Kontos für goldene, silberne und bronzene Medaillen (im übrigen wurden die nötigen Geldmittel durch Privat-Initiative und eine Verlosung aufgebracht); die deutsche Reichsregierung aber lehnte die Beteiligung ab, und einige deutsche Firmen in Porto Alegre traten dem Unternehmen nicht bloß gleichgültig, sondern feindselig gegenüber, dabei von der Ansicht ausgehend, daß die Ausstellung, zu unrichtiger Zeit unternommen, dem Handel bloß schaden könne.

Gegen jede der zahlreichen Ausstellungen, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, ist zu Anfang ein gewisser Widerstand hervorgetreten. In Sydney glaubten die Importeure ihre Interessen bedroht, in Porto Alegre wiederholte sich dieselbe Erscheinung, aber ohne Hetzereien wäre sie ebenso wie in Sydney mit der Erkenntnis verschwunden, daß einerseits solche Ausstellungen

gar nicht den schwerwiegenden praktischen Einfluß haben, den man ihnen zuschreibt, daß anderseits die geringen Verluste, die diesem oder jenem erwachsen mögen, durch anderweitige Vorteile mehr als dutzenfältig aufgewogen werden. Diese besondere Art der Opposition möchte ich vom Standpunkte der Importeure aus berechtigt und loyal nennen; wenn nun aber von der Ausstellung zu Porto Alegre, wie das leider geschehen, als von einer Privatspekulation gesprochen wurde, so war das nicht bloß Unwahrheit, sondern Verleumdung. Wenn man, viele Monate hindurch tagtäglich mit den Veranstaltern von Ausstellungen verkehrt hat, so darf man sich wohl ein Urteil darüber anmaßen, welche Beweggründe bei derartigen Unternehmungen maßgebend zu sein pflegen. Diese Beweggründe sind zum überwiegenden Teil ideale; auf günstige finanzielle Ergebnisse darf man nur in den seltensten Fällen rechnen, und als Endergebnis erschallt fast stets nach unsäglicher Arbeit und unsäglichem Undank der Ausruf: „Einmal, aber nie, niemals wieder!“

Mochten nun auch die Ansichten über Wert und Berechtigung der Ausstellung auseinandergehen, so wäre das nicht schlimm gewesen, wenn sich nicht zwei Parteien, beide deutsch, gegenübergestanden, wenn nicht persönliches Gefühl und persönliche Erbitterung ihr unverantwortliches Spiel getrieben hätten. Und wie erst, wenn gerade solche Männer, wie z. B. der deutsche Konsul, die durch ihre amtliche Stellung zu unbefangener Beurteilung berufen wären, von der allgemeinen Stimme des Volkes als die eigentlichen Träger und Urheber der Zwietracht bezeichnet werden! Wie vermöchte in solchen Fällen der einfache Sinn eines ungeschulten Kolonisten zu durchschauen, wo Eigensinn und Charakterfestigkeit, wo Eitelkeit oder Rachsucht und Pflichttreue sich scheiden? In dieser Hinsicht hat der Ausstellungszwist sehr demoralisierend gewirkt. Mir dünkt es, daß die Ausstellung von Porto Alegre weder mehr noch weniger berechtigt war, als eine jede unter unseren zahlreichen Provinzialausstellungen, wie sie denn auch an Größe etwa der Ausstellung zu Hannover

(1878) oder zu Mannheim (1880) gleichkam und jene fremdländischen Ausstellungen, die früher in Brasilien stattgefunden (so beispielsweise 1879 eine portugiesische Ausstellung in Rio de Janeiro) einerseits an Umfang, anderseits durch das Hinzutreten des brasilischen Elements überragte. Das Unternehmen als ein positives Unrecht hinzustellen war Thorheit; anderseits ist nicht zu leugnen, daß etwas mehr Ruhe bei der Einleitung der Sache derselben wesentlich zu gute gekommen sein würde.

Als Ausstellungsplatz diente eine Chacara (Landsitz) in der Nähe der Varsia, eines riesigen Exerzierplatzes oder Blachfeldes, zu dem von der Stadt aus zwei Pferdebahnlinien hinausführen. Das Ausstellungsgebäude, das im Februar 1881 unter Leitung der Architekten Ahrons und Kirchbaum begonnen wurde, war aus Holz und Fachwerk aufgeführt mit einem Dach von galvanisiertem Welleneisen und galt in anbetracht der verhältnismäßig geringen Summe (36 bis 37 Kontos de Reis), die auf den Bau verwandt werden konnte, als wohlgelungen. Der ganze verfügbare Raum im Hauptgebäude stellte sich mit Einschluß der Galerien in den Türmen auf 1933 □m. Als Baumaterial diente das von den Sägemühlen des Landes gelieferte Holz: unter der Erde hatte man das unverrottbare sogenannte Madera de Lëi (dieser Ausdruck umfaßt alle härtesten Hölzer), im übrigen das brasilische Fichtenholz (das Holz der Pinheiros), Canella und das leicht zu bearbeitende Zedernholz (Zigarrenkistenholz) angewandt.

Der Zufall wollte, daß es am Eröffnungstage (4. Okt.) in Strömen regnete. Dazu kommt, daß Regenwetter in Brasilien etwas ganz anderes bedeutet als in Europa; bei uns sind, wenn es regnet, die Theater gefüllt, hier aber verschiebt man alsdann die Vorstellungen, weil niemand erscheinen würde. Trotzdem fehlte es der einfachen Festlichkeit weder an Teilnehmern noch an imponierender Würde — Post, Zollbüreau und viele Geschäfte waren geschlossen. Mit dem Präsidenten der Provinz war alles im Ausstellungspalaste erschienen, was

die Stadt an offiziellen Persönlichkeiten besitzt, dazu der Stadtrat, viele Konsuln (der deutsche fehlte) und nahezu der gesamte Kaufmannsstand ohne Unterschied der Meinung. Der Vorsitzende des Ausstellungskomitees übergab dem Präsidenten den Palast, dieser antwortete in längerer Rede, der portugiesische Konsul fügte einige sympathische Worte hinzu, und Musik, Kanonenschläge, Raketengeknatter — unvermeidliche Dinge hierzulande — verkündeten die Vollendung eines Unternehmens, auf das jeder Deutsche und namentlich jeder Deutsche im Auslande mit Fug und Recht stolz sein durfte.

In einem der vier Ecktürme enthielt die wissenschaftliche Abteilung eine unendliche Mannigfaltigkeit von Tierskeletten, Petrefakten (u. a. die einzigen in Brasilien gefundenen Reste des Megatherion), von Gesteinsproben und ausgestopften Tieren. Noch reichhaltiger war die Sammlung von Töpferwaren ausgestorbener Indianerstämme. In einer Art von Kjökkenmöddingar hat man zahlreiches Haus- und Jagdgerät gefunden, jedoch nichts, was auf einen höheren Kulturgrad schließen ließe, als ihn auch die heutigen Indianer Brasiliens besitzen. Bloß wenige Dinge, ein paar Perlen von Glasfluß und ein Pfeifenkopf mit menschlichem Gesicht (Aztekentypus) lassen auf eine schwache Verbindung mit den Kulturvölkern der Westküste schließen. Sonst finden sich auf den zahlreichen, ohne Drehscheibe gearbeiteten Töpfen — sie haben teilweise zur Bestattung der Toten gedient — zwar Striche in regelrechten Abständen, aber auch nicht die leiseste Spur von Zeichnungen. Was die Waffen anbelangt, so ist auf die Steinzeit mit der Ankunft der Europäer ohne jedwede Zwischenstufe das eiserne Zeitalter gefolgt. Die älteren Pfeil- und Lanzenspitzen, Wurfkugeln (Bolas), Pfeifenköpfe u. s. w. sind aus Diorit oder hartem Eisenstein, die neueren aus dem ungeschmiedeten Eisen europäischer Werkzeuge gefertigt. Ganz eigenartig sind eine Anzahl kreisrunder und scharfkantiger Steinplatten, die, vermittelst eines hineingebohrten Loches über ein Stück Holz gestreift, dazu benutzt wurden, um auf der Tapir-

jagd die Fußsehnen des fliehenden Tieres zu durchschlagen. Auf höhere Gewerbstüchtigkeit ließ bloß ein grober aus einer nicht näher bekannten Wurzelfaser gewebter Kazikenmantel schließen.

An der Ausstellung brasilischer Boden- und Gewerbserzeugnisse hatten sich die fünf Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Katharina, S. Paula, Pernambuco und Alagoas beteiligt. Die beiden letzteren hatten Zucker und Baumwolle, die großen Stapelartikel von Nordbrasilien, herübergesandt, S. Paulo dagegen an die fünfzig Sorten Kaffee, die in solchen Quantitäten und solcher Verschiedenheit ein ganzes Vermögen darstellen. Auch Santa Katharina, wo die Sonne immerhin noch tüchtiger arbeitet als im Süden, war außer mit Hölzern, Tapioca, Exportbutter, Orangenwein, Gurkenhüten u. s. w., auch mit Kaffee, Baumwolle und Zucker (aus der Fabrik des Herzogs v. Aumale) vertreten. Und was Rio Grande do Sul anbelangt, so hatten Rußland, die Walachei und wie all die verschiedenen Teile des deutsch-brasilischen Urwaldes sich im Volksmunde benamsen mögen, sowohl ihre Rohprodukte wie ihre Halb- und wenigen Ganzfabrikate heruntergesandt. Da fanden wir neben Mate, Erdnüssen (Amendoim) und Albumin — in den Kolonien kostet das Dutzend Eier bloß 100 Reis oder zwanzig Pfennige, — neben Essig, Zuckerrohr, Branntwein (Cachaça) und Marmelada (dem Produkte der Marmellos oder Quitten), neben zahllosen Bieren (Nationalbier), polierten Hölzern und den Stickereien von S. Leopoldo die mit Mangue (den Blättern des Mangrovebaumes) gegerbten Puma-, Unzen- und Affenfelle des Urwaldes, das daraus gefertigte Schuhwerk und die bunten brasilischen Sättel; da fanden wir Holzschnitzereien, Möbel, Pianos, Photographien und dicht neben den Kohlen von S. Jeronymo schöne Blöcke herrlichsten Eisensteins. Im allgemeinen ist trotz einiger Ausnahmen die brasilische Industrie über eine erste Verarbeitung der im Lande gewonnenen Rohstoffe nicht hinausgekommen; wird bei einem der modernen Dampfmaschinenkessel eine Röhre schadhaft, so wirft man

die ganze Geschichte weg, denn neue Röhren versteht man noch nicht einzusetzen, und ähnlich ist es mit vielen Dingen.

Die brasilische Ausstellung füllte etwa ein Drittel, die deutsche zwei Drittel des Raumes aus. Nun standen in der deutschen Ausstellung fast lauter schöne Sachen, Sachen, die gegenüber früheren Gelegenheiten eine außerordentliche und auffallende Routine bekundeten. Dabei aber will ich nicht verschweigen, daß sie, da sich bloß etwa 250 deutsche Aussteller (besonders reichhaltig war Berlin vertreten) beteiligten, durchaus kein zutreffendes Bild von dem großartigen Umfange der Industrieleistungen Deutschlands hätte gewähren können.

Der Besuch war, da die Deutschen des Urwaldes ihr Geld im allgemeinen bloß für Musik, Bier und Tanz auszugeben pflegen, nicht sonderlich groß; aus Europa waren selbstverständlich bloß wenige Kaufleute herübergekommen. Die Ausstellung wurde am 5. Februar 1882 geschlossen und hätte trotz der vielen Widerwärtigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, als ein erfolgreiches Unternehmen bezeichnet werden können, wenn nicht die oben erwähnten Hetzereien im Verein mit einer ungeschickt in Szene gesetzten Verlosung den Zerstörungssinn des „süßen“ brasilischen Pöbels entflammt hätten. Unter jenem Volkshaufen, der das unverteidigte Ausstellungsgebäude bestürmte, sollen sich nicht bloß Brasilier, sondern auch Italiener und Havannah-Kinder (in Brasilien geborene Deutschen-Kinder) befunden haben. Während brasilisches Militär und brasilische Polizei ruhig zuschauten, wurde das Gebäude, aus dem erst ein Teil der Ausstellungsgegenstände entfernt war, am 23. Februar ein Raub der Flammen.

Mein erster Ausflug ins Innere der Provinz ging zu dem von der deutschen Firma Holtzweissig u. Co. erworbenen Kohlenbergwerk am Arroio dos Ratos. Auf dem Privatdampfer Arroio de Pelotas fuhren wir den Jacuhy, einen breiten, inselreichen Fluß mit flachen, buschbestandenen Ufern, aufwärts bis S. Jeronymo. Die-

selbe und eine noch längere Strecke, d. h. von Porto Alegre bis Rio Pardo oder bei hohem Wasserstande bis Cachoeira, wird viermal wöchentlich von Passagierdampfern zurückgelegt, wie denn der Verkehr auf den zahlreichen schiffbaren Flüssen der Provinz trefflich entwickelt ist und zur Zeit nicht weniger als 38 mittelgroßen Dampfern Beschäftigung gibt. Außer der erwähnten Linie gehen von Porto Alegre aus täglich Dampfer nach Pedras Brancas, zweimal wöchentlich nach Taquary, zweimal nach Estrella, dreimal nach S. Sebastião do Cahy und einmal über S. Leopoldo hinaus bis zur Kolonie Mundo Novo.

Nördlich vom Jacuhy, der ziemlich genau von Westen nach Osten fließt, geht es in die deutschen Kolonien hinein, südwärts ist bis zum Laplata alles welliger, mit vereinzelten Gebirgszügen durchsetzter Kamp, ähnlich den „Prairies“ oder „Plains“ von Nordamerika. Nun ist das Kohlenbergwerk mit dem schiffbaren Jacuhy durch eine solide Privatbahn verbunden, und wir durchfuhren diese 19 km lange Strecke auf maultiergezogenen Eisenbahnwagen. Der Anblick dieses Kamplandes ist von demjenigen des übrigen Brasiliens so verschieden als möglich. Von Ackerbau, Dörfern oder dergleichen ist nicht mehr die Rede; hier herrscht unumschränkt die Viehzucht wildesten Stils. Dem Boden entsprießt hartes, spärliches Gras, das in regelrechten Abständen von hohen, gleichgeformten Ameisen- oder Termitenhaufen durchsetzt ist. Hier und dort haben Wasserläufe kleinere und größere Rinnen mit senkrecht abfallenden Ufern (barrancas) eingeschnitten, hier und dort lehnt sich auch einmal Buschwerk an die geschützte Seite einer etwas höheren Terrainwelle, im Hintergrunde mag auch wohl einmal ein Gebirge aufdämmern, sonst aber stört nichts die imponierende Einförmigkeit dieser Gegend. Man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die großen Kampflächen, die einem einzelnen Manne gehören, durch Zäune abzugrenzen, gänzlich frei und ungebunden weidet das Vieh — Pferde und Rindvieh — in kleineren Trupps, sei es in allernächster Nähe und neugierig mit den großen Augen uns

anglotzend, sei es fernab am Horizont. Nur einmal allmonatlich jagen lassobewaffnete Reiter — Luso-Brasilier, Mulatten, Neger — es zusammen, um Marken einzubrennen und Schlachtvieh herauszusuchen. Es heißt nämlich in Porto Alegre, daß Kamp-Vieh von Geschmack weit besser sei als Stallvieh, daß sich der nationale Spießbraten bloß aus dem Fleische des ersteren in vollendeter Güte herrichten lasse. Das mag zutreffen für solche Winter, in denen das Futter weniger knapp wird; ach, wie mager aber war das Vieh, welches ich sah, man hätte alle vorhandenen Rippen und noch einige mehr zählen können. Auch mangelte es nicht an weißschimmernden Skeletten, an frischabgehäuteten Tierleichen, die durch Sonnenstrahlung und Gasentwicklung zu unförmlichen, häßlichen Klumpen aufgeschwollen waren. Der augenblickliche Futtermangel soll an dieser Sterblichkeit weniger schuld sein, als die Witterung und der Mangel eines Obdachs; die armen Tiere pflegen sich als Nachtquartier irgend ein geschütztes Hügelgehänge oder auch die dem Winde abgekehrte Seite eines Buschwäldchens auszusuchen. Und trotz des Futtermangels bilden Pferde und Rindvieh nicht die einzigen Bewohner dieses Kamplandes. Buntblaue Reiher schießen in langgestrecktem Fluge dahin, langbeinige Störche, Tauben, Schnepfen, Enten und Hunderte von Aasgeiern beleben die Landschaft. Einmal sprang sogar mit langen Sprüngen entfliehend ein männlicher Strauß von dem Neste, auf dem er wahrscheinlich seinen Familienpflichten nachgekommen war, während das Weibchen über den Kamp bummelte.

In solcher Umgebung ein regelrechtes Bergwerk zu finden, mit Fördermaschinen und allem Zubehör, ist an sich schon eine Merkwürdigkeit. Wir fuhren im gemauerten Schachte etwa 50 bis 60 m tief abwärts; wir durchwanderten in gebückter Haltung ein paar Dutzend Gänge, ließen uns von den Arbeitern Werkzeuge geben, förderten selbstgehauene Kohle zu Tage, und kehrten noch am selbigen Abend nach S. Jeronymo zurück. Die Urteile über dieses jedenfalls äußerst umfangreiche Kohlenlager — es

ist das durch zahlreiche Bohrungen festgestellt — lauten sehr verschieden. Durch lange Zeiten hat der Streit gespielt, ob man es mit der richtigen Steinkohlenformation oder mit Braunkohlen zu thun habe, ein Streit, der zu Gunsten der ersteren Ansicht entschieden zu sein scheint. Und dennoch herrscht in einem Lande, das ausschließlich englische Steinkohlen verbraucht, gegen diese seine einheimische Kohle ein gewisses Vorurteil. Man sagt, sie entwickle zu viel Staub, sie lasse zu viel Schlacke zurück und was dergleichen mehr ist. Vielleicht rührt dies daher, daß der Vertrieb dieser Kohlen noch niemals mit großen Mitteln versucht worden ist. Jene englische Gesellschaft nämlich, welche 1871 den Bergbau begann, erschöpfte durch allzu umfangreiche Anlagen bald ihr Grundkapital von £ 100 000 und kam gar nicht zur regelrechten Ausbeutung. Ich selbst sah während meines Besuches im Bergwerk allerwärts und mindestens in der Dicke vieler Meter anstehende Kohle von matter Farbe, die mit ½ bis 1 Fuß breiten Schichten glänzender Kohle und an einzelnen Stellen mit einer mehrere Centimeter dicken Schicht Thonschiefer oder bituminösen Schiefers durchsetzt war. Das aber gehört mit zu den Eigentümlichkeiten dieses Landes, daß wissenschaftlich begründete, sachverständige Urteile nur schwer zu erlangen sind.

Unter den zwanzig Provinzen Brasiliens ist Rio Grande do Sul eine der jüngern, aber doch eine der bestentwickelten. Ursprünglich von einem Zweige des Guarani- oder Tupi-Stammes bevölkert, wurde das Land zuerst von jenen Jesuiten erforscht, die über den Uruguay vordringend das jetzt beinahe menschenleere Gebiet der „Missionen" besiedelten. Erst 1715 begann die portugiesische Regierung sich um das Kronland zu kümmern, es wurden einige kleine Expeditionen ausgesandt; um das weitere Vordringen der Spanier zu hindern, wurden einige Forts gegründet und 1737 die ersten von den Azoren kommenden Kolonisten angesiedelt. 1742 folgte die Gründung von Porto Alegre. Die Viehzucht lieferte reiche Erträgnisse, und wenn auch der von spanischen Kolonisten be-

gonnene Weizenbau, der noch 1811 in vollster Blüte stand, einer Krankheit des Weizens (dem Roste) weichen mußte, so brachte doch die um das Jahr 1825 herum beginnende Ansiedlung deutscher Kolonisten einen neuen Aufschwung des Ackerbaues mit sich. Der Bürgerkrieg zwischen Kaiserlichen und Republikanern und der Krieg gegen Rosas hemmten ein wenig die Entwicklung, alles in allem aber ist keine andere brasilische Provinz gleich schnell auf der Bahn des Fortschritts vorangegangen. Man verfügt nicht über so reiche Einkünfte, wie sie den kaffeebauenden Provinzen Mittelbrasiliens zufließen. Dafür aber ist jene heikle Sklavenfrage, die in Mittel- und Nordbrasilien noch viele Umwälzungen mit sich bringen wird, für Südbrasilien gelöst. Auch in Rio Grande do Sul gibt es noch 70000 Negersklaven, aber einerseits bedarf man ihrer im wirtschaftlichen Leben bei weitem nicht so sehr wie im Norden — ihre Befreiung würde keinerlei Erschütterung mit sich bringen — anderseits sind die Neger dieser Südprovinz bereits derart für freie Arbeit vorgeschult, daß man von ihrer Befreiung keine schlimmen Folgen für sie selbst zu erwarten braucht. Die Schwarzen zeigen nicht selten einen großen Erwerbstrieb, wie es denn beispielsweise in Porto Alegre ehemalige Sklaven gibt, die sich freigekauft und nun ihrerseits Sklaven erworben haben.

In militärischer Hinsicht ist Rio Grande do Sul der wichtigste Teil des brasilischen Reiches; es verfügt über wohlgefüllte Arsenale und es steht dort annähernd die Hälfte aller Truppen. Dieser ihrer mannigfachen Wichtigkeit und dem kühlern Klima entsprechend zeigt die Provinz einen eigenartigen, energischen, etwas ungebärdigen Geist; Santa Katharina beispielsweise ist sozusagen idyllischer, sowohl was die Natur als was die Menschen anbelangt. Rio Grande do Sul nimmt in gewisser Hinsicht eine Ausnahmestellung ein, es ist von ehrgeizigen brasilischen Politikern mehrfach erfolgreich benutzt worden, um sich mit seiner Hilfe vorwärts zu schieben. Seitens der brasilischen Regierung, so behaupten viele Leute, be-

trachte man die Ungebärdigkeit des Südens, namentlich im Hinblick auf die Nachbarschaft der viel beargwohnten und wegen ihres schnellen Aufblühens viel beneideten argentinischen Republik, mit wenig freundlichen Augen. Als der äußerst beliebte Provinzialpräsident Avila jener Richtung etwas allzusehr die Zügel schießen zu lassen schien (andere sagen freilich, eine Verfeindung mit dem damals allmächtigen Silveira Martins sei die Ursache seines Sturzes gewesen), berief man ihn schleunigst ab (5. März 1881), widerrief einige von ihm ausgegangene Verfügungen und ersetzte ihn durch einen Stockbrasilier aus Pernambuko. Auch anderwärts in Brasilien verfügen gewandte Advokaten und Redner über einen Einfluß, dessen sich bei uns kaum die größten Politiker erfreuen; ganz besonders aber tritt dies in Rio Grande do Sul zutage. Als die erste Persönlichkeit gilt dort der talentvolle in Bagé gebürtige Advokat Silveira Martins, der in Brasiliens innerer Politik u. a. auch als Minister mehrfach eine hervorragende Rolle gespielt hat und gegenwärtig Senator ist. Ein anderer einflußreicher Advokat ist der Expräsident Dr. Avila, der, nebenbei bemerkt, recht geläufig Deutsch sprechen soll.

Ihrem politischen Glaubensbekenntnisse nach sind in Santa Katharina viele, vielleicht die meisten Deutschen konservativ gesinnt; in Rio Grande do Sul hängt dagegen die Mehrzahl der Bevölkerung, nachdem früher für lange Zeit die Konservativen geherrscht hatten, der liberalen Partei an und zwar angeblich deshalb, weil jene in der Provinz geborenen Generäle, welche sich während des Krieges mit Paraguay am meisten hervorthaten — General Osorio und Visconde de Pelotas —, der liberalen Partei angehörten. Die letzten Präsidenten, Sinimbu, Avila und Soãres Brandão, waren alle liberal, im Februar 1882 hat aber die Regierung einen Konservativen, Dr. José Leandro Godoy y Vasconcellos, zum Präsidenten ernannt. Uebrigens zerfällt die liberale Partei von Rio Grande do Sul in verschiedene Unterabteilungen, die sich gegenseitig bitter befehden.

Eine durchaus berechtigte Strömung ist das Bestreben der in Deutschland geborenen oder von deutschem Blut abstammenden Brasilier, zu politischer Gleichstellung und politischer Macht zu gelangen. Erst am 28. Dezember 1880 wurde unter dem Kabinet Saraiva, nach vorherigem Beschlusse beider Kammern, den naturalisierten Nichtkatholiken die Wählbarkeit zum Reichsparlamente und den Provinzialversammlungen zugestanden und gleichzeitig die Naturalisation erleichtert. Im März 1881 nahmen zum erstenmale zwei naturalisierte Deutsche (Bartholomay und Häusel) an den Verhandlungen der Assemblea provincial von Rio Grande do Sul teil, im Reichsparlamente hat dagegen noch niemals ein Deutscher gesessen. Zunächst gibt es nicht gerade so sehr viele deutsche Wähler, weil die Grundstücke der Urwaldbauern meist noch zum Kaufpreise und nicht nach ihrem heutigen Werte eingeschätzt werden; dann aber wählen auch die Deutschen nur allzu gern Luso-Brasilier, die ihnen mehr imponieren als ihre eigenen Landsleute, und zwar solche, von denen sie glauben, daß sie ihre (der deutschen Bauern) Interessen vertreten würden. Die materiellen Interessen wiegen auch hier, wie so ziemlich in der ganzen Welt, stärker als die rein politischen. Dazu kommt die beklagenswerte Uneinigkeit unter den Deutschen, während Luso-Brasilier und vor allem Portugiesen mehr gemeinsam ihre Ziele verfolgen und daher weit mehr erreichen. Mir scheint es, daß wegen des Neides unter den Teuto-Brasiliern ihre Führung und Leitung doch bis zu gewissem Grade und noch für lange Zeit den gewandtern Luso-Brasiliern verbleiben wird. Patriotismus in edlerm Sinne ist unter den Deutschen unendlich viel häufiger als unter den Brasiliern, Nationalstolz aber und das Gefühl der Zusammengehörigkeit sind unter Brasiliern die Regel, unter Deutschen, wenn nicht eine Ausnahme, so doch weit seltener.

Die Deutschen im Urwald vermischen sich zwar nicht mit dem verschiedenartigen Element der Luso-Brasilier, aber nach und nach bildet sich doch nach Sitten und An-

schauungen eine neue Spielart heran, und es gewährt ein besonderes Interesse, diese Entwicklung zu beobachten. Nach brasilischem Gesetz sind alle in Brasilien geborenen deutschen Kinder brasilische Staatsunterthanen, aber auch davon abgesehen zeigt sich schon sehr bald ein gewisser Gegensatz der in Brasilien geborenen Kinder gegen ihre Eltern. Der Vater spricht bloß deutsch, der Sohn spricht deutsch und portugiesisch, seine Stellung ist ganz eigenartig, durchaus nicht in jeder Hinsicht angenehm, und zuweilen mag ihm die Entscheidung ein wenig schwer werden, nach welcher Seite denn eigentlich Neigung und Interesse ihn hinziehen. Aus dieser Zwitterstellung muß manche unangenehme Seite erklärt und entschuldigt werden, die man dem Teuto-Brasiliertum vorwirft. Die Leute fühlen thatsächlich gleich stark ihren deutschen Ursprung und ihre brasilische Staatsangehörigkeit; die Lösung, welche sie für diesen Zwiespalt gefunden haben, ist für sie die ehrenhafteste, für uns die wünschenswerteste. Es ist gar kein Grund vorhanden, darüber zu spotten oder zu behaupten, dieses Teuto-Brasiliertum sei weder Fisch noch Fleisch. Auf welche bessere Weise sollten sich denn die Leute mit ihren Sympathien abfinden? Und hat nicht ihr Verhalten gerade für uns unendlich viel mehr Ansprechendes, als dasjenige jener Yankee-Deutschen, die nichts Besseres zu thun wissen, als so viel wie möglich über die alte Heimat zu schimpfen.

Die teuto-brasilischen Deutschen pflegen die Fahnen ihrer zahllosen Geselligkeits-, Schützen-, landwirtschaftlichen, Freimaurer-Vereine u. s. w. auf der einen Seite mit dem deutschen, auf der andern mit dem brasilischen Wappen zu schmücken. Denselben Standpunkt vertritt ein großer Teil der deutschen Presse in Brasilien. Zur Zeit erscheinen auf südamerikanischem Boden 16 deutsche Zeitungen, darunter 11 in Brasilien. Es sind dies die „Allgemeine Deutsche Zeitung“ in Rio de Janeiro, die „Germania“ in São Paulo, der „Pionier“ in Curityba, Provinz Paraná, die „Kolonie-Zeitung“ in Joinville, die „Blumenauer Zeitung“ in Blumenau, „Koseritz' Deutsche

Zeitung" in Porto Alegre, die „Deutsche Zeitung" ebendaselbst, die „Deutsche Post" in São Leopoldo, das „Deutsche Volksblatt" ebendaselbst, die „Deutsche Presse" in Pelotas, die „Landwirtschaftliche Zeitung" in Estrella, Provinz Rio Grande do Sul, die „Deutsche Laplata-Zeitung" in Buenos Aires, das „Argentinische Wochenblatt" ebendaselbst, die „Heimat" ebendaselbst, der „Argentinische Bote" in der Kolonie Esperanza, Provinz Santa Fé, und die „Deutschen Nachrichten" in Valparaiso. Die meisten dieser Zeitungen werden zweimal wöchentlich (Mittwochs nnd Samstags) gedruckt, bloß der „Pionier" und das „Argentinische Wochenblatt" erscheinen einmal wöchentlich und die „Landwirtschaftliche Zeitung" von Estrella einmal monatlich. Unter den deutschen Blättern der Provinz Rio Grande do Sul haben die von Pastor Dr. Rotermund redigierte „Deutsche Post" und die von C. v. Koseritz redigierte „Koseritz' Deutsche Zeitung" die größte Verbreitung; das „Deutsche Volksblatt" von São Leopoldo gehört, wie es heißt, den Jesuiten. Das Absatzgebiet der deutschen Blätter ist gegenüber demjenigen der portugiesischen ziemlich beschränkt, die gelesensten deutsch-brasilischen Zeitungen verfügen noch nicht ganz über 1000, die kleinern über etwa 300 Abonnenten, während Brasiliens einflußreichste Zeitung, das „Jornal do Commercio" 12000 und die „Gaceta de Noticias" 24000 Auflage hat. Auch fehlen den deutschen Zeitungen meist jene spaltenlangen „Artikel auf Verlangen", die den Blättern von Rio de Janeiro solch unglaubliche Summen eintragen.

Die Provinz Rio Grande do Sul zählt zur Zeit auf einem Flächenraum, der nicht ganz der Hälfte des deutschen Reiches gleichkommt, 580000 Bewohner; große Strecken im Westen sind, wenn auch mehr oder weniger für die Viehzucht ausgenutzt, doch äußerst dünn besiedelt, während der von Deutschen kolonisierte Urwaldgürtel und die der haffartigen Lagoa dos Patos zunächst gelegenen Landstriche schon mehr an Europa und europäische Bodenausnutzung erinnern. Bei der Geringfügigkeit der eigenen

Industrie wird, von den Lebensmitteln abgesehen, wohl das meiste, wessen die Bevölkerung bedarf, von auswärts eingeführt; unter den Ausfuhrartikeln figurieren mit zwei Dritteln die Erzeugnisse der von Luso-Brasiliern betriebenen Viehzucht (Häute, Dörrfleisch u. s. w.), mit einem Drittel die Erzeugnisse des von Deutsch-Brasiliern betriebenen Ackerbaues (schwarze Bohnen, Farinha oder Mandiokamehl u. s. w.). Die allgemeinen Geschäftsverhältnisse hängen, namentlich im ackerbautreibenden Urwald, ganz und gar von den Preisen ab, welche man für die nach Mittel- und Nord-Brasilien verschifften Lebensmittel erhält, und diese Preise sind wegen Ueberproduktion in den letzten Jahren sehr gedrückt gewesen.

Unter den Handelsplätzen der Provinz ist Porto Alegre für die Einfuhr, Rio Grande für die Ausfuhr am wichtigsten; die Bedeutung von Pelotas liegt vorwiegend in dessen zahlreichen Xarqueadas oder Schlächtereien. Alfándegas oder Hauptzollstätten gibt es in Rio Grande, Porto Alegre und Uruguayana. Die Alfándega von Pelotas ist vor kurzem aufgehoben und durch die einfachere Einrichtung einer bloß zum Verzollen einiger aber nicht aller Warenklassen berechtigten Mesa de Rendas ersetzt worden. Da man den Ursprung dieser Maßregel in Ränken suchte, die von Rio Grande her gespielt haben sollten, so richtete sich schwerer Zorn gegen diese Stadt, und die Kaufleute von Pelotas beschlossen, ihre Einfuhrwaren fortab von Porto Alegre zu beziehen. Uebrigens soll auch Porto Alegre der Verlust seiner Alfándega drohen, wie denn z. B. die ganze Provinz Santa Katharina deren gegenwärtig bloß eine einzige in Desterro besitzt. In frühern Zeiten, so sagte man mir, wäre ein nicht ganz unbedeutender Bruchteil aller Einfuhrwaren von Uruguay her über die Grenze geschafft worden; wenn aber auch das Schmuggelgeschäft bis auf den heutigen Tag nicht vollständig erloschen sei, so habe doch der am 7. Dez. 1878 für die Provinz Rio Grande do Sul erlassene Spezialzolltarif einigen Wandel zum Bessern geschafft. Für den Binnenhandel ist die Provinz durch

ihre zahlreichen schiffbaren und zur Zeit von 38 Dampfern befahrenen Flüsse ganz ausgezeichnet ausgestattet; auch bieten die verhältnismäßig leicht zu überschreitenden Gebirge kein größeres Hindernis. Auffallend ist es dagegen, mit welcher Verblendung man sich im vermeintlichen Interesse der Provinz dem Bau einer Eisenbahn von Porto Alegre nach diesem oder jenem Hafen der Provinz Santa Katharina widersetzt. Ein gewisser Rückgang des stattlichen Rio Grande wäre allerdings, falls einmal eine solche Eisenbahn zustande kommt, unausbleiblich, Pelotas aber würde nach wie vor der Stapelplatz für die Erzeugnisse der Viehzucht bleiben und Porto Alegre müßte ganz beträchtlich gewinnen.

Was nun die Beteiligung der Deutschen am Handel anbelangt, so sind zur Zeit fast alle Kaufmannsfirmen von Porto Alegre deutsch und in Rio Grande die meisten; in Pelotas dagegen herrscht mehr das luso-brasilische Element. Die englischen und französischen Häuser, deren es früher auch in Porto Alegre eine ganze Anzahl gegeben haben soll, sind mit Ausnahme eines englischen Hauses in Rio Grande von jenen gegenwärtig so bedeutenden deutschen Firmen verdrängt worden, deren Ursprung in vielen Fällen auf das bescheidene, aber strebsame Handwerk zurückzuführen ist. Im großen und ganzen, so darf man wohl sagen, ruht fast der ganze Einfuhrhandel in deutschen Händen, an der Ausfuhr beteiligen sich dagegen, soweit mir bekannt, bloß zwei deutsche Firmen, eine für Tabak und eine für die Produkte der Xarqueadas. Von den deutschen Firmen Porto Alegres haben einige auch Filialen in Pelotas. Als nicht bloß das bedeutendste deutsche, sondern das bedeutendste Kaufmannshaus überhaupt gilt die von den Herren Bromberg (in Hamburg) und Breyer (in Porto Alegre) geleitete Firma Holtzweissig & Co., die in ihrer Verbindung mit dem Hause Jak. Rech durch Unternehmungsgeist und Tüchtigkeit für die brasilische Provinz Rio Grande do Sul eine ähnliche Rolle spielt, wie das Bremenser Haus Gildemeister für die chilenisch-peruanische Salpeterküste. Die sonstigen Firmen

von Porto Alegre sind die von den Herren O. Schütt und Duval geleitete Firma Kuhn & Duval (deutsch); ferner Huch & Co. (deutsch), Warncke & Dörken (deutsch), A. Fölzer (deutsch-österreichisch), Martel (deutsch), Moscardeiro Luchsinger & Co. (schweizerisch), H. Fraeb (deutsch), Chaves & Almeida (luso-brasilisch), H. Petersen & Co. (deutsch), Netto & Dias (luso-brasilisch), Ranniger & Co. (deutsch), M. Heinssen (deutsch), Nogueira de Carvalho & Co. (portugiesisch), Armishaw & Co. (englisch), A. Freitag (deutsch), Enet & Co. (deutsch). Die jährlichen Geschäftsumsätze dieser Firmen sollen etwa 100 Kontos (200 000 Mark) bei den kleinsten und bis über 2000 Kontos (4 Mill. Mark) bei den größten betragen.

Im Hafen von Rio Grande sind 1880 619 Schiffe eingelaufen, darunter 279 mit brasilischer, 79 mit englischer, 56 mit deutscher (42 von Hamburg), 48 mit portugiesischer, 35 mit holländischer, 28 mit dänischer, 27 mit norwegischer, 18 mit argentinischer, 15 mit schwedischer, 13 mit spanischer, 7 mit französischer, 6 mit italienischer, 6 mit nordamerikanischer, 1 mit österreichischer und 1 mit costaricensischer Flagge. Ausgelaufen nach nichtbrasilischen Häfen sind bloß 27 Schiffe, darunter 1 nach Hamburg.

Recht stattlich sind die Warenlager von Porto Alegre. Die zur Zeit etwas allzu großen Warenvorräte einzelner unter den obengenannten Firmen mögen einen Wert von 1 Million Mark und darüber haben. Im allgemeinen laufen alle überseeischen Waren durch sechs verschiedene Hände, und anstatt, wie dies vielfach seitens unserer heimischen Kleinindustriellen geschieht, an dieser alterprobten Stufenleiter rütteln zu wollen, wäre es weit klüger, wenn man im englisch-französischen Stil jede einzelne Stufe weiter ausbilden, d. h. leistungsfähiger machen und dadurch den ganzen Warenvertrieb glatter gestalten wollte. Von deutsch-binnenländischen Fabrikanten sollte die Ware an den in Berlin, Hamburg, Bremen oder wo sonst immer wohnenden Kommissionär gehen, der die Aufmachung und die zweckentsprechende, bei überseeischem Versand so sehr

in Betracht kommende Verpackung zu besorgen hätte. Die dritte Stufe wäre der in Rio de Janeiro, Porto Alegre oder wo sonst immer sitzende Großkaufmann (die sogenannte erste Hand), von dem die Waren in kleineren Partien an andere Kaufmannshäuser (die sogenannte zweite Hand) abgegeben werden, die über ein bestimmtes, kleineres, genau abgegrenztes Absatzgebiet und dessen Kreditverhältnisse so genau Bescheid wissen, wie dies der ersten Hand, welche die Bedürfnisse eines ganzen Landes oder einer ganzen Provinz im Auge haben muß, unmöglich sein würde. Von der zweiten Hand, in deren Diensten zahlreiche Reisende stehen, geht die Ware zu den Ladengeschäften, also beispielsweise von Porto Alegre aus zu den (annähernd) 300 Venden des deutschen Urwaldes, wo sie an die letzten Käufer abgesetzt werden. Dieses ganze System mit seinen sechs Stufen scheint etwas umständlich zu sein, ist aber namentlich dort, wo, wie beispielsweise in Brasilien, die wechselnden Kreditverhältnisse so sehr in Betracht kommen, das einzig richtige und praktisch bewährte; jeder Versuch, eine der Zwischenstufen auszumerzen, hat auf die Dauer Verluste mit sich gebracht, welche den Vorteil mehr als aufwogen.

Wir haben im Vorstehenden gezeigt, daß der überwiegende Teil des Einfuhrhandels der Provinz Rio Grande do Sul in deutschen Händen ruht; von den eingeführten Waren aber sind, soweit die Kaufleute mir darüber Aufschluß geben wollten, mindestens zwei Dritteile englischen Ursprungs. Ausgeführt nach Deutschland wird beinahe gar nichts, eingeführt von Deutschland wird schon recht vieles, aber doch bei weitem nicht so viel, als, wenn alle obengenannten Zwischenstufen sich hübsch in die Hände arbeiteten, eingeführt werden könnte und von Rechts wegen eingeführt werden sollte. Sprach ich darüber mit den hochintelligenten deutschen Kaufleuten von Porto Alegre, so sagten sie mir, daß jene Engländer, die früher dort so fest im Sattel saßen, bloß oder vorwiegend deshalb zurückgedrängt worden wären, weil sie ausschließlich englische Waren geführt hätten. Das Gleiche gelte für die Fran-

zosen; die Deutschen dagegen seien Kosmopoliten, sie hätten ihre Mitbewerber deshalb aus dem Felde geschlagen, weil sie durch ihre Rührigkeit ganz besonders dazu befähigt und ohne Rücksicht auf Herkunft oder Nationalität ihre Waren von der besten und billigsten Quelle bezogen hätten.

Diese Auseinandersetzung ist entschieden stichhaltig, der Kaufmann muß vor allem seine Konkurrenzfähigkeit im Auge behalten; es wäre thöricht, dem überseeischen deutschen Kaufmann zumuten zu wollen, daß er um nationaler Ideen willen (und nebenbei bemerkt, haben ja auch viele in Deutschland geborne Kaufleute, sobald sie sich im Auslande ansiedelten, die Staatsangehörigkeit gewechselt) sein persönliches Interesse hintansetzte. Der Nutzen, den unsere im Auslande angesiedelten Brüder unserm Mutterlande bringen können, ist etwas anders aufzufassen. Der überseeische deutsche Kaufmann ist um dessentwillen zum Vertrieb deutscher Waren am besten geeignet, weil er besser als der französische oder englische Kaufmann die besondern Verhältnisse Deutschlands kennt. Damit er aber vorwiegend deutsche Ware führe, müssen wir ihm dieselben nicht bloß nach Preis und Beschaffenheit mundgerecht, sondern auch leicht und ohne Umstände erreichbar machen. Im Auslande weiß man im großen und ganzen noch immer nicht hinreichend Bescheid darüber, was man denn eigentlich in Deutschland leisten kann. Und wüßte man es auch, so kommt jene andere Frage hinzu, wohin man sich wenden soll. Und ist auch diese Frage erledigt, so sendet vielleicht der deutsche Kleinindustrielle, dem die Routine des überseeischen Geschäfts fehlt, zum erstenmal tadellose, aber unzureichend verpackte, zum zweitenmal schlechtere und zum drittenmal unbrauchbare Ware. Alles dies würde durch die Bildung von Stapelplätzen und großen Kommissionshäusern vermieden werden.

Wie aber die Verhältnisse gegenwärtig liegen, ist es in vielen Fällen weit einfacher, leichter und billiger, aus England oder Frankreich als aus Deutschland zu beziehen.

Ganz werden wir jene Vorteile, die England durch seine Welthandelsstellung in bezug auf den billigen und glatten Vertrieb von Waren vor uns voraus hat, nicht ausgleichen können, unsere Industrie aber vermag in manchen Fällen billiger als die englische zu arbeiten, und es ist gar kein Grund vorhanden, weshalb wir ihr nicht mit wachsender Erfahrung und Betriebsamkeit ein sehr viel größeres Absatzgebiet und einen sehr viel glattern Vertrieb ihrer Erzeugnisse verschaffen sollten.

In den Warenlagern von Porto Alegre lieferte man mir viele Beispiele dafür, wie vortrefflich Engländer und Franzosen sich dem wechselnden Geschmack anzupassen, wie hübsch und verlockend sie ihre Waren aufzumachen und zu verpacken wissen. Daneben zeigte man mir mangelhafte deutsche Verpackung, zeigte man mir deutsche Fakturen, die weit kleinlicher, weit umständlicher abgefaßt waren als die englischen, bei denen aber das Wichtigste, die Bezeichnung der Ware, um die es sich handelte, ausgelassen war. Manche Dinge, so sagen die Kaufleute, wie z. B. gewisse Sorten Kattun, müßten bloß deshalb aus England bezogen werden, weil Deutschland sie nicht liefere. In andern Fällen schaden sich die Deutschen durch Kleinlichkeit. Englisches Bier beispielsweise ist gänzlich vom Markte verdrängt worden; da aber jede Sendung deutscher Biere von der vorhergehenden verschieden ist, so hat auch keine einzige deutsche Biermarke sich dauernd einzubürgern vermocht; norwegisches Bier, das dem deutschen an Güte nachsteht, aber in stets gleich bleibender Beschaffenheit geliefert wird, ist noch immer am verbreitetsten.

Wenn auch im deutschen Urwald viele englische Waren verbraucht werden, so sprechen doch alle von mir gesammelten Erfahrungen dahin, daß deutsche Einwanderung nach industriearmen Ländern wie Brasilien auch dem deutschen Handel zu gute kommt. Wenn dies in nicht noch höherem Grade der Fall ist, so mag man den Grund in der noch recht geringfügigen Ziffer der in Brasilien angesiedelten Deutschen suchen. Lenken doch häufig in

einem einzigen Jahre mehr Deutsche ihre Schritte nach unserm Konkurrenzlande Nordamerika, als ihrer alles zusammengerechnet auf südamerikanischem Boden wohnen. Nun liegt eine Dezentralisation des brasilischen Handels, der früher hauptsächlich über Rio de Janeiro ging, im besondern Interesse Deutschlands, denn die Kaufleute in den kleinern Orten, namentlich denjenigen, welche die deutschen Kolonien mit Waren versorgen, richten sich am meisten nach den Wünschen der Konsumenten, Wünschen, die fast stets auf das Mutterland hinzielen, während der Großkaufmann von Rio de Janeiro, falls nicht besondere Gründe, wie z. B. größere Billigkeit, für Deutschland sprechen, seine Bestellungen stets in erster Linie nach England richtet. Nun hat die Provinz Rio Grande do Sul sich erfolgreich von dem Handelsmonopol der Hauptstadt befreit und wir haben allen Grund zu hoffen, daß Santa Katharina in derselben Richtung nachfolgt.

Leider weiß man selbst in Hamburg noch immer viel zu wenig über den brasilischen Süden Bescheid, der mit verhältnismäßig geringer Mühe zu einem weit wichtigern Absatzgebiet für unsere Industrie gemacht werden könnte, als er es gegenwärtig ist. Mögen auch deutsche Kaufleute sich durch eigene Initiative in allen Erdteilen die angesehensten Stellungen errungen haben, so hat sich doch deutsches Kapital fast noch niemals an jene überseeischen Unternehmungen herangewagt, die, wenn richtig und mit Vorsicht geleitet, solch reichen Ertrag abzuwerfen, so viele Leute aus den besseren Ständen zu beschäftigen pflegen. Jene drei deutschen Dampferlinien, welche den Verkehr Deutschlands mit Südamerika unterhalten, genießen allerdings eines wohlverdienten Rufes; davon abgesehen aber sind mir auf südamerikanischem Boden bloß zwei Unternehmungen bekannt, bei denen deutsches Kapital beteiligt gewesen wäre. Die Hamburger Kolonisations-Gesellschaft hat vielen Tausenden zu Wohlstand verholfen und erträglich gute Dividenden abgeworfen. Die deutsch-belgische Laplata-Bank hat infolge ungeschickter Verwaltung ihre Aufgabe verfehlt. Nun aber vergleiche man

damit einmal den Unternehmungsgeist anderer Völker. Das ganze Bankwesen Brasiliens wird von den Engländern beinahe monopolisiert, bei fast allen öffentlichen Bauten ist englisches Kapital beteiligt, und neuerdings beginnen auch die Franzosen von ihren reichen, seit dem Kriege ersparten Geldmitteln einiges in brasilischen Eisenbahnbauten anzulegen. Das Risiko ist, da der brasilische Staat die Zinsengarantie übernimmt, nicht sonderlich groß, und Hunderten von französischen Ingenieuren wird eine lohnende Thätigkeit geboten. Wie ist es dem gegenüber zu erklären, daß Deutschland noch an keine direkte oder von Rio de Janeiro abzweigende Dampferlinie nach São Francisco, Desterro, Rio Grande und andern südbrasilischen Häfen gedacht hat? Vielleicht überschätzt man die Schwierigkeiten. Der Versuch einer direkten Dampferlinie von Porto Alegre nach Europa ist einmal von einem deutschen Hause in Porto Alegre unternommen, aber wegen der Mißgunst aller übrigen Firmen wieder beiseite gelassen worden; dieser Versuch sollte, wenn irgend möglich, von Deutschland aus erneuert werden. Die hohen Frachten, die bei dem jetzigen Umladesystem herauskommen und die Frachten von Europa nach Rio de Janeiro oder Montevideo um das Doppelte übertreffen, versprechen ein gutes Ergebnis.

Achtes Kapitel.

Im Urwald von Rio Grande do Sul.

(Ein waldiges Gebirgsland, wo man bloß deutsche Laute vernimmt. — Staats-, Provinzial- und Privat-Kolonien. — Keine Steuern, keine Armut, kein Gerichtsvollzieher. — In Begleitung eines Musterreiters bereise ich den Urwald. — Gehöft- und Ackerbau. — Ein Land, wo niemand zu Fuß geht. — Gemütliches Kolonistenleben, fast wie in einem Badeort. — Das Wörtchen „Ja" ist aus der deutschen Sprache verschwunden. — Der Mucker-Krieg. — Moräste, in denen Pferd und Reiter versinken. — Der Wald und seine Bewohner. — Man reicht sich die Zigarre im Laufe des Revolvers. — Wie die Herzen zu Guano verarbeitet werden. — Die Brasilier sind geborene Diplomaten und Geschäftsleute. — Unter allen mir bekannten Kolonialländern eignet sich Süd-Brasilien am besten für die Ansiedlung deutscher Ackerbauer.)

Wenn im folgenden einem Landstrich, der sich auf den gewöhnlichen Karten von Südamerika bloß als winziges Pünktchen darstellt, ein ganzes umfangreiches Kapitel gewidmet wird, so bedarf es dafür einer gewissen Entschuldigung. Die Thatsache aber, daß sich auf fremdem Kontinent, unter fremdartigsten Verhältnissen und inmitten einer fremdsprachigen Bevölkerung aus den ärmsten Elementen deutscher Auswanderung ein kräftiger Stamm deutschen Fleißes und deutscher Gesittung herangebildet hat, nicht bloß vegetierend, sondern üppig seine Sprossen weiter treibend — diese Thatsache steht so einzig, so unerhört da auf der ganzen Erde, daß sie unserer besondern Aufmerksamkeit wert ist. Wo immer in andern Ländern — seien es nun die Vereinigten Staaten,

sei es Australien — größere Ansiedlungen von Deutschen bestehen, da brüstet sich entweder der Deutschgeborne, seiner Würde und seines Wertes vergessend, mit möglichst schneller Abschüttelung oder Verleugnung seines Deutschtums, oder aber man gewahrt einen ungleichen Kampf, einen Kampf, der, mag immerhin die höhere Kultur auf seiten des Schwächern sein, doch mit dem Siege des Stärkern endigen muß. Und wenn dann unsere Sympathien voll und ganz dem Schwächern gehören, so können bloß Schmerz und Enttäuschung den Gesamteindruck des deutschen Besuchers bestimmen. Nun ist auch in den deutschen Kolonien Südbrasiliens wahrlich nicht alles Gold, aber es ist besser dort als anderwärts, besser als ich es irgendwo sonst jenseit des Meeres gefunden. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird deutsche Gesittung in Südbrasilien eine größere Rolle spielen, als mit Ausnahme Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz in irgend einem andern Lande der Erde. Man hat so viel und gewiß mit Recht von den Deutschen Siebenbürgens gesprochen und geschrieben, aber sind sie etwa ein eroberndes Element, das siegreich seine Banner weiter trägt? Auch die Rolle, welche das deutsche Kultur-Element in Rußland gespielt, ist wahrlich nicht allzu gering anzuschlagen, wo aber steckt heute das Deutschtum in Rußland? Wird es etwa durch jene deutschen Staatsmänner, Offiziere und Beamten vertreten, denen der russische Staat seine höchsten Errungenschaften verdankt, oder glaubt man, daß die deutschen Bauern in Südrußland auf die Dauer erfolgreich dem Slawentum standhalten werden?

Nun könnte das, was über die brasilische Provinz Santa Katharina gesagt worden ist, als ausreichend erscheinen, wenn es bei aller Gleichartigkeit nicht doch so sehr viel des Verschiedenartigen gäbe. Dona Francisca, Blumenau, Brusque, S. Izabel, S. Thereza und wie immer die deutschen Kolonien von Santa Katharina heißen mögen, sie alle sind durch weitere Zwischenräume von einander getrennt. In der Provinz Rio Grande do Sul

aber breitet sich nördlich und nordwestlich von Porto Alegre ein waldiges Gebirgsland aus, ein Komplex von der Größe des Königreichs Sachsen, in dem sich Kolonie an Kolonie reiht, in dem auf Hunderte von Kilometern bloß deutsche Laute an dein Ohr schlagen.

Die Provinz Rio Grande do Sul, deren Flächeninhalt etwa die Hälfte des deutschen Reiches ausmacht, zerfällt ihrer Terrainbildung nach in Hochplateau, den Absturz des Hochplateaus oder die Serra und jene wellige Ebene, welche den Uebergang zu den Pampas von Argentinien bildet. Hochplateau und Ebene sind grasbewachsenes, teilweise auch waldbestandenes „Kampland", das von viehzüchtenden Luso-Brasiliern, die Serra ist waldiges Gebirgswald, das von ackerbautreibenden Deutsch-Brasiliern bewohnt wird, weshalb man auch eine Reise zu den deutschen Kolonien einfach als eine Reise in den Urwald zu bezeichnen pflegt. Damit soll nun durchaus nicht gesagt sein, daß etwa Hochplateau und Kampland für die deutsche Kolonisation ungeeignet wären; Leute, welche in die Zukunft sehen, wünschen im Gegenteil, daß der weitern Entwaldung des Gebirges ein Ziel gesetzt und mit der Kolonisation des waldigen Hügellandes am obern Uruguay (den ehemaligen Jesuiten-Missionen) begonnen werde. Wie aber die Verhältnisse heute liegen, beschränken sich die deutschen Kolonien auf das Waldgebirge; mit der Bebauung des Kamps sind größere Versuche noch niemals gemacht worden; diese weiten Ebenen dienen der rohen Viehzucht, sie zerfallen in jene ausgedehnten Estancias oder Viehgüter, zu denen als Ergänzung die Schlächtereien (Xarqueadas) von Pelotas und andern Orten gehören.

Die heutige Gesamtbevölkerung von Rio Grande do Sul veranschlagt man — denn die Statistik liefert keine Anhaltspunkte — auf etwa 580 000, von denen 250 000 Luso-Brasilier, 150 000 Mischlinge aus portugiesischem, Indianer- und Negerblut, 70 000 Negersklaven, 12 000 Italiener, 8000 Franzosen, Russen u. s. w. und 90 000 Teuto-Brasilier, (d. h. deutschsprechende Brasilier) sein

mögen. In derselben Weise umfaßt die auf 200000 Seelen bezifferte Bevölkerung von Santa Katharina 55 bis 60000 Deutsche, 15000 sonstige Fremde, 12000 Negersklaven und 118000 Brasilier und Mischlinge. Jene 90000 Deutsche von Rio Grande do Sul würden nun bei weitem nicht so zäh an ihrer Sprache und ihren Sitten festgehalten haben, wenn sie über das ganze weite Gebiet zerstreut wären, ihrer 60 bis 70000 aber leben „ganz unter sich“ in jenem bereits ziemlich hoch kultivierten Waldgebirgsland, dessen Umfang wir oben mit demjenigen des Königreichs Sachsen verglichen. Getrennt von diesem zusammenhängenden Koloniegürtel liegen nordwestlich davon am Meere die deutschen Ansiedlungen von Torres und Tres Forquilhas und in südlicher Richtung auf einem der zahlreichen Einzelgebirge, welche das Kampland durchziehen, die große Privatkolonie S. Lourenço (mit 6000 deutschen Bewohnern). Auch schiebt sich der Strom der Kolonisten — die von 30000 aus Europa herübergekommenen Einwanderern zu ihrer heutigen Ziffer angewachsen sind — über S. Maria da Boca do Monte hinaus immer weiter ostwärts. Außerdem leben dann noch über die ganze Provinz zerstreut zahlreiche deutsche Handwerker und Kaufleute, namentlich aber in den Seestädten viele Großkaufleute, deren Stellung hier, mit dem deutschen Hinterlande als Rückhalt, eine viel festere und gesichertere ist, als beispielsweise im Norden Brasiliens. Herr v. Koseritz veranschlagt das deutsche Element der Gesamtheit gegenüber, was die Zahl anbelangt, wie 1 : 6, in bezug auf das Grundeigentum wie 1 : 5, in bezug auf Güte und Geldwert des Grundeigentums wie 1 : 3, in bezug auf Steuerzahlen wie 1 : 1, in bezug auf die Erzeugnisse des Ackerbaues wie 1 : 0, in bezug auf die Erzeugnisse der Industrie wie 1 : 1; von denjenigen Ausstellungs-Gegenständen der Provinz Rio Grande do Sul, welche 1873 in Philadelphia prämiiert wurden, waren drei Viertel deutschen Ursprungs.

Doch zurück jetzt zu jenem teutobrasilischen Urwaldgebiet, welchem dieses Kapitel in erster Linie gewidmet

ist. Ebenso wie Hochplateau und Kampland in den Erzeugnissen der Viehzucht, also in Häuten, Talg, Hörnern und Dörrfleisch (xarque oder carne secca), einen Ausfuhrartikel besitzen, ebenso versorgen die deutschen Urwaldkolonien einen großen Teil von Brasilien mit den durch Ackerbau gewonnenen Lebensmitteln, namentlich mit schwarzen Bohnen und Mandiokamehl. Der Ausfuhrhafen ist Porto Alegre, von wo die schiffbaren Flüsse Rio dos Sinos, Cahy, Taquary und Jacuhy bis weit in das Waldgebirge hineinführen. Auch sonst ist das Land für den Binnenverkehr äußerst günstig ausgestattet, indem die Gebirge unschwer zu passieren sind. Nun wird von der einzigen, 43½ km langen Eisenbahn, die von Porto Alegre aus und an dem Städtchen S. Leopoldo vorbei bis zum Hamburgerberg, also bis an die Grenze der deutschen Waldkolonien führt, später noch die Rede sein; damit aber haben die künstlichen Verkehrsstraßen moderner Zivilisation einstweilen ihr Ende erreicht. Was weiter folgt, ist ein urwüchsiges Bauernland, von dem die heutige Generation Deutschlands sich nur schwer ein richtiges Bild entwerfen wird, ein glückliches Land, wo es bis heute weder Eisenbahnen noch Telegraphen, noch Kunststraßen und Postwagen, noch selbst ein einziges Luxusgefährt gibt, das Land, welches den am wenigsten weltgewandten, dafür aber den fleißigsten und ordentlichsten Bruchteil der Bevölkerung von Brasilien umschließt.

Wie diese Kolonien angelegt wurden, wie man blindlings Pikaden oder Schneisen in den Wald schlug und längs derselben den Kolonisten ihre langgestreckten Grundstücke anwies, wie die ersten Kolonisten mit schlechten Verkehrswegen und mangelndem Absatz zu ringen hatten, darüber ist schon sehr viel geschrieben worden, und da ich mir vorgenommen, die heutigen Verhältnisse zu schildern, nicht aber Geschichte zu schreiben, so möchte ich nicht Altgesagtes wiederholen. Es gibt in Rio Grande do Sul Staats-, Provinzial- und Privatkolonien. Der Grund, welcher Staat und Provinz zum Kolonisieren veranlaßte, war genau derselbe, welcher die Yankees un-

sere Auswanderer mit offenen Armen empfangen läßt. Die natürlichen Hilfsquellen eines Landes haben an sich noch keinen Marktwert, erst in der Verbindung mit menschlicher Arbeit erzeugen sie Reichtümer. In neuem Lande stellt daher jeder Einwanderer ein gewisses Kapital dar. Je dichter die Bevölkerung, desto höher die Steuerkraft des Staates, je mehr hart arbeitende Ackerbauer, desto mehr Anstellungen, desto mehr Verdienst für den Beamten, den Kaufmann, den Industriellen; die Arbeit des Ackerers ist die Grundlage, auf der sich das Gebäude der höheren Gesellschaftsschichten aufbaut. Die Kolonisation richtig angefaßt, befriedigte daher die Interessen beider Parteien: der arme deutsche Tagelöhner wurde wohlhabender Grundbesitzer, der brasilische Staat wuchs an Bevölkerungsdichtigkeit und Produktion. Die Staats- und Provinzialkolonien standen bis zu ihrer völligen Besiedelung außerhalb der gewöhnlichen Verwaltung, sie wurden unter der Leitung eines Koloniedirektors und sehr zu ihrem Heile als Kinder behandelt, denen man bis zu einer gewissen Zeit künstlich Nahrung zuführen muß; sobald man glaubte, daß das nicht mehr nötig sei, wurden sie emanzipiert, d. h. der gewöhnlichen Verwaltung unterstellt.

Nun hat der brasilische Staat in der Provinz Rio Grande do Sul folgende Kolonien gegründet: S. Leopoldo (gegründet 1825, emanzipiert 1854); Torres (gegr. 1826, emanzip. 1854); Tres Forquilhas (gegr. 1826, emanzip. 1854); Picade Feliz (gegr. 1846, gegenwärtig 600 deutsche Bewohner); Santa Maria da Soledade (als Privatkolonie gegr. 1857, seit 1870 Regierungskolonie, emanzip. 1876, 4034 Kolonisten, darunter 746 Deutsche); Caxias, auch Bugre-Kamp genannt (gegenwärtig 7506 Bewohner, meist Italiener und Tiroler); Conde d'Eu (5326 Bewohner); Dona Izabel (6274 Seelen); Silveira Martins (bei S. Maria da Boca do Monte mit 1769 Kolonisten) und S. Filiciano (welches gegenwärtig verlassen ist). Als Staatskolonien bestehen heutigen Tages noch Caxias, Conde d'Eu, D. Izabel und Silveira Mar-

tins. Mit den während des letzten Jahrzehnts besiedelten Staatskolonien hatte es übrigens eine eigene Bewandtnis. Im Jahre 1871 schloß die Provinzialregierung mit den Herren Holtzweißig und Pinto einen Vertrag ab, wonach sie sich verpflichtete, für 40000 Einwanderer den Unterschied des Fahrgeldes nach New York mit 60 Milreis pro Kopf zu bezahlen. Dieser Vertrag wurde dadurch illusorisch, daß die Zentralregierung in einem Vertrage, der mit Pinto allein abgeschlossen wurde, 120 Milreis pro Kopf gewährte. Pinto aber schaffte lauter Italiener und Welschtiroler, die sich als verhältnismäßig untüchtig zur Kolonisation und als ungemütliche Nachbarn erwiesen. Die Kolonien Caxias, Conde d'Eu und D. Izabel, wo viele Italiener sitzen, sind daher umsomehr in der Entwicklung zurückgeblieben, als sie außerdem noch unter allen Ansiedlungen die größten Schwierigkeiten des Verkehrs zu überwinden haben.

Ganz ausgezeichnet sind die Provinzialkolonien gediehen, die übrigens alle mit dem 1. Juli 1881 emanzipiert wurden. Es sind das: Neu-Petropolis (gegründet 1858 mit 12260 deutschen Kolonisten, Einfuhr im Jahre 1880 156000, Ausfuhr 200000 Mark); Santa Cruz, unter allen Kolonien diejenige, in welcher der thatkräftigste Geist herrscht, gegründet 1849, emanzipiert 1872, ein eigenes Munizipium seit 1878, 13500 deutsche Kolonisten); Mont' Alverne (gegr. 1859, 963 Kolonisten, darunter 543 deutsche); Santo Angelo (gegr. 1857, 2851 deutsche Kolonisten, Einfuhr 1880 173000, Ausfuhr 270000 Mark); Bom Jardim, auch Bergheimerschneiz genannt und Achtundvierziger Schneiz, endlich die Kaffeeschneiz (gegr. 1838, 3240 deutsche Kolonisten). Die Privatkolonien verdanken der Spekulation ihre Entstehung, und es waltet demgemäß die größte Verschiedenheit; die Entwicklung einiger von ihnen hat einen fast noch günstigeren Verlauf genommen als diejenige der Staats- und Provinzialkolonien. Es sind: Rincao d'el Rei (gegr. 1850); Mundo Novo mit den zwei Stadtplätzen Taquara und Santa Maria (gegr. 1850, gegenwärtig

5000 deutsche Kolonisten); Conventos (gegr. 1853); Silva (gegr. 1854); Mariante (gegr. 1854); Estrella (gegr. 1854); Marató (von deutschen Kaufleuten gegr. 1856); S. Lourenço (von Jakob Rheingantz gegr. 1858, mit gegenwärtig 6000 deutschen Kolonisten); Teutonia (von deutschen Kaufleuten 1858 gegr. mit 2250 deutschen Kolonisten); Forqueta; Jacaré; Santos Pinto; Neu-Berlin; Rio Pardense mit der Ortschaft Germania; Santa Emilia; S. Luiz (gegr. 1876); Korff; Santa Silvana (gegr. 1870); Santa Clara (gegr. 1869); S. Domingos (gegr. 1872); Escadinhas; Fazenda do Padre Eterno, auch Leonerhof genannt (gegr. 1850, mit gegenwärtig 1052 deutschen Kolonisten); São Benedikto; Bom Prinzipio; Tabaksthal; São José do Hortensio; Linha Nova oder Neuschneiz; Theewald oder Linha do Herval; Lomba Grande; Harmonia; Kaulerbach; Rosenthal; Palmenthal; São Paulo; Capivari; Linha do Verao; Kroeff und Pinhal.

Noch wäre zu all diesen Namen zu erwähnen, daß in den ältesten Koloniegebieten die Worte „Kolonie" und „Pikade" durchaus nicht mehr die frühere Bedeutung haben. Das Gemeinsame für die Bewohner einer Gegend ist dort heutigentags nicht mehr die Kolonie, sondern das Munizipium und das Wort „Pikade" oder „Schneiz" bedeutet dort nicht mehr und nicht weniger als unser „Straße". Von einer Kolonie S. Leopoldo beispielsweise spricht heutigentags niemand mehr, der Name lebt nur noch in dem Munizipium S. Leopoldo und dessen Hauptplatz, dem kleinen Städtchen gleichen Namens, weiter. In den neueren Kolonien ist es umgekehrt; der Name der Kolonie ist dort alles, während die einzelnen Schneisen noch zu wenig entwickelt sind, um sich bereits einen Ruf erworben zu haben. Uebrigens tragen fast alle diese Schneisen oder Pikaden doppelte Namen; eine der ältesten und wohlhabendsten, die Baumschneiz, heißt portugiesisch Linha dos Dous Irmaos, die Bergheimer Schneiz heißt Bom Jardim, die Achtundvierziger Quarento octo, die Neuschneiz Linha Nova und die Kaffeeschneiz Linha do Café.

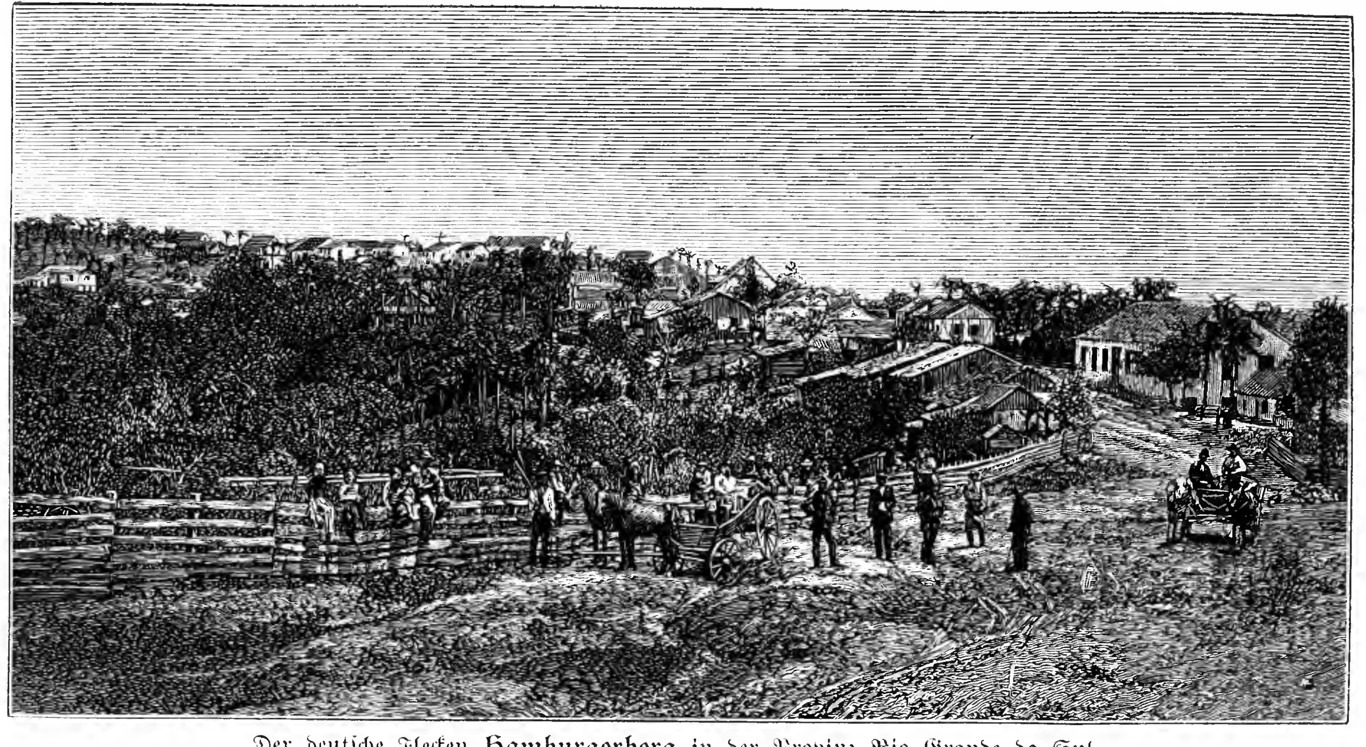
Wenn wir nun oben die deutschen Waldkolonien als jenes glückliche Land bezeichneten, bis zu dem trotz alles Wohlstandes und aller Lebensfreude so manche Erfordernisse unserer fieberhaften Kultur noch nicht vorgedrungen seien, so gilt dies namentlich auch für ihr Verhältnis zum Staate. Von Kaiser und Ministerium werden bloß die Präsidenten der 20 Provinzen ernannt (denen eine Kammer von Provinzial-Abgeordneten zur Seite steht), darüber hinaus aber ist alles Selbstverwaltung. Die Munizipien regieren sich selbst, legen sich selbst Steuern auf, und wenn auch der Präsident der Provinz sie beaufsichtigt, so vermittelt doch kein vom Staate ernannter Landrat ihren Verkehr mit der Provinzialregierung. Daraus folgt, daß es außer den Justiz- und Polizeibehörden (abgesehen von den vom Staate besoldeten Lehrern und katholischen Geistlichen, die aber durchweg Deutsche sind) keine brasilischen Beamten in den Kolonien gibt. Auch mit der Rekrutierung für das stehende Heer ist es in Brasilien eine eigentümliche Sache: sie geht im Stile des jedermann aus Marryats Romanen bekannten Matrosenpressens vor sich, Loskauf und Bestechung spielen dabei die größte Rolle, aber an die deutschen Kolonien wagt man sich kaum damit hinan, und die Pflichten der Nationalgarde beginnen ja erst nach Ausbruch eines Krieges. Aus alle dem folgt, daß man sich in den Kolonien trotz aller Mängel des Verkehrswesens und der Rechtspflege einer sehr großen Freiheit erfreut. Die zahlreichen Pedanterien der brasilischen Verwaltung erstrecken sich nicht über die Hafenplätze und Verkehrszentren hinaus, in den Kolonien aber ist von Polizeibelästigung ebenso wenig wie von einem Druck durch direkte Steuern die Rede. „Mir han nüs met et Hüßchen (Huissier = Gerichtsvollzieher) ze dohn", ist mir wiederholentlich als größtes Lob Brasiliens bemerkt worden. Und das in einem Lande, wo Staat, Provinzen und Munizipien im Verhältnis zur Bevölkerung solch ungeheure Summen beanspruchen. Die Erklärung des Rätsels ergibt sich vielleicht aus der Art und Weise, wie jene Summen auf-

gebracht werden. Einkommen-, Klassen- oder Grundsteuer gibt es nicht, der Staat deckt seine Bedürfnisse durch hochgeschraubte Zölle, die Provinz durch Ausfuhrzölle (Häute und Vieh), Einfuhrzölle (Branntwein u. s. w.), Abgaben von jedem geschlachteten Stück Vieh, Häusersteuer, Erbschaftssteuer, Abgaben vom Sklavenverkauf und der Uebertragung von Grundeigentum; die Munizipien endlich (diejenigen der Provinz Rio Grande do Sul haben für das Finanzjahr vom 1. Juli 1880 bis 31. Juni 1882 eine Einnahme von 1544000 Mark berechnet) leben von der Gewerbesteuer, einigen Ausfuhrzöllen und den Wäge- und Eichungsgeldern.

Was nun die Vertretung der deutschen Interessen anbelangt, so sind die Kolonisten erst auf dem Wege, den ihrer Zahl nach ihnen gebührenden Einfluß zu erlangen. Unter den 50 Munizipien der Provinz Rio Grande do Sul gibt es erst fünf (S. Leopoldo, Santa Maria, Taquary und Estrella, Santa Cruz, S. Sebastião do Cahy), in deren Munizipalräten Deutsche sitzen.

Das Verhältnis der Deutschen zu den unter ihnen und ringsumher lebenden Brasiliern ist erträglich, ja recht gut; die Deutschen werden geschätzt, wenn auch nicht sonderlich hochgeachtet. Auch erfordert es die Gerechtigkeit, zu erwähnen, daß die meisten Fehler der brasilischen Verwaltung mehr aus gutmütiger Trägheit, als aus bösem Willen entspringen. Es ist sehr leicht, die übeln Seiten Brasiliens und der Brasilier zu tadeln, denn sie liegen so klar als möglich zutage; alles in allem aber fällt es nicht schwer, mit diesem Volke auszukommen, und ich glaube, daß manche Leute, wenn sie die Wahl hätten, entweder unter Yankees und Kolonial-Engländern oder unter Brasiliern zu leben, die letztern vorziehen würden.

In der Provinz Rio Grande do Sul sind zwei große Eisenbahnlinien im Bau, die beide von den Hafenplätzen der Ostküste westwärts zum Ufer des Uruguay führen sollen. Die eine geht von Porto Alegre aus und soll Uruguayana über S. Maria do Boca do Monte, Cacequy und Alegrete erreichen — eine Strecke von un-



Der deutsche Flecken **Hamburgerberg** in der Provinz Rio Grande do Sul.

gefähr 600 km; die andere wird Rio Grande mit Pelotas und dieses mit Boge verbinden, um sich des weiteren an einem noch nicht näher bestimmten Punkte mit der erstgenannten Linie zu vereinigen. Außerdem gibt es die 19,8 km lange Privatbahn (sie wird bloß für den Güterverkehr benutzt) von S. Jeronymo zu der Kohlengrube am Arroco dos Ratos, sowie die Linie von Porto Alegre zum Hamburger Berg. Diese letztere Strecke wird von zwei Zügen täglich in zwei Stunden zurückgelegt (I. Klasse 2 Milreis 400 R., II. Klasse 1 M. 800 R.), sie hat aber den Nachteil, daß die Bahnhöfe — niemand weiß warum — sowohl bei S. Leopoldo wie beim Hamburger Berg je eine halbe Stunde vom Orte entfernt liegen, so daß hier noch einmal Omnibusbeförderung eintritt. Hat man den hübschen, aus Holz und verzinktem Eisen in Schweizerstil erbauten Bahnhof vom Porto Alegre hinter sich gelassen, so geht es eine Zeitlang an den eleganten Chakaras (Landbesitzungen) wohlhabender Kaufleute vorüber, dann durch Weideland, auf urwüchsiger Brücke über den Rio Gravatahy, angesichts der Kirchtürme von S. Leopoldo über den Rio dos Sinos und schließlich durch ausgebautes, sehr viel Staub entwickelndes Hügelland bis zu den Ausläufern des Gebirges, das sich immer hübscher mit den beiden charakteristischen Berggipfeln der Dous Irmãos (zwei Brüder) vor uns entfaltet.

Der Hamburger Berg ist ebenso wie S. Leopoldo und S. Sebastião do Cahy (besser unter seinem früheren Namen Porto Guimarães bekannt), ein ganz deutscher Ort und ebenso wie jene ein Stapelplatz für die Produkte der Kolonisten. Die Ansiedlung liegt auf einem Hügel, sie gleicht einem wohlhabenden deutschen Landstädtchen, zählt etwa 3—400 Seelen und ist hervorragend einerseits durch ihre vielen Palmen (anspruchslose Koferen), andererseits durch zahllose Schweine jedwedes Kalibers, die sich mit nimmer endendem Gequieke auf den Straßen herumtummeln. In Nova Hamburgo — so nennen die Brasilier den Ort — nahm ich für längere Zeit meinen

Wohnsitz im Gasthause von Kröff (er ist aus Zell an der Mosel gebürtig), wo ich alles vortrefflich fand mit Ausnahme der Aufschrift „Hotel". Man zahlte dort ebenso wie in den Gasthäusern des Urwaldes, die ich später kennen lernte, als täglichen Pensionspreis 2 Milreis oder bei längerem Aufenthalt 1 M. 500 R., ausschließlich der Getränke. Moselwein wurde mit 2 M., einheimischer Wein (sogenannter Nationalwein) mit 600 R., Christiania-Bier mit 1 M. und Nationalbier mit 320 R. die Flasche berechnet. Sonst sah ich noch Cachaça (Zuckerrohrbranntwein, ausgesprochen Kaschaß) mit Boonekamp genießen. Die Küche pflegt einfach, aber reichlich, kräftig und gut zubereitet zu sein: an Rindfleisch — es kostet bloß 260 Reis oder 50 Pfennige das Kilogramm — besonders aber an Schweinefleisch, Hühnern, Eiern, Butter und Milch ist niemals Mangel.

Am 9. September trat ich auf einem hübschen Pferde, das mir Kröff geliehen, meinen ersten Ritt in den Urwald an, zunächst nach dem zwei bis drei Stunden (das Zeitmaß versteht sich hierbei stets auf den abwechselnden Marschgang und Trab eines guten Pferdes oder Maultiers) entfernten Stadtplatz der Baumschneiz. Die Landschaft war vielleicht nicht ganz so schön wie das idyllisch-paradiesische Joinville, wie Blumenau und Santa Katharina, immerhin aber bot sie eine Fülle der seltensten Reize, ja, alles, was man füglich von hübschen Mittelgebirgs-Szenerien erwarten darf. Auffallend ist das dichte Zusammentreten der Hügel und Berge — die Leute nennen das in ihrer Sprechweise „bucklig" —, die nirgendwo für größere Ebenen Raum lassen. Genau ebenso ist die Bodengestaltung Griechenlands, nur mit dem Unterschiede, daß hier alles von reichlichem Pflanzenwuchs überdeckt, dort alles kahl ist und die matten aber schönen Farben des Gesteins zeigt, die in der klaren, trockenen und durchsichtigen Luft ein eigentümliches Leben erhalten. Alles in allem war der Eindruck, den die Landschaft in mir hervorrief, gänzlich von dem Bilde verschieden, welches ich mir in meiner Phantasie zurechtgelegt. Man pflegt

sich, wenn man eine Beschreibung der Anlage dieser Kolonien gelesen hat, die Pikaden oder Schneisen als schnurgerade in den Wald gehauene Lichtungen vorzustellen; das aber sind sie heutigentags durchaus nicht mehr. Die urwüchsigen, des Kiesbewurfs entbehrenden Straßen — an einigen der schlimmsten Stellen findet sich allerdings eine Art von Pflaster — winden sich just ebenso in zahlreichen Krümmungen durch das Gebirgsland dahin, wie es bei unsern für Ackerfuhrwerk benutzbaren Bauernwegen der Fall zu sein pflegt, zu beiden Seiten aber wechseln schmucke, von Orangen- und Limonenbäumen umstandene Gehöfte, Waldparzellen mit riesigen Figueiren (einer Fikusart), Ackerland und Weide mit einander ab, kaum anders als in den gebirgigen Teilen Westfalens, nur mit dem Unterschiede, daß hier einesteils mehr Wald und Buschwerk ist und anderntheils die Vegetation durch die graugrüne Farbe der Waldbäume, durch die scharf ausgeprägten Formen der Palmen oder fruchtüberladener Apfelsinenbäume einen ganz verschiedenen Charakter gewinnt.

Die Palmen (es gibt deren hier nur noch drei bis vier wenig untereinander verschiedene Arten) pflanzt und hegt man vielfach, um ihre Blätter, die entweder mittels eines an einer Stange befestigten Messers oder auch von hinaufkletternden Leuten abgeschnitten werden, als Viehfutter zu verwenden. Die Orangenbäume sind größtenteils eben so üppig, mächtig und dickstämmig wie die stolzesten unserer heimischen Obstbäume. In den Feldern bemerkt man nur selten mehr Baumstümpfe; es scheint, daß der Gebrauch des Pfluges hier schon ziemlich allgemein ist. Gegenden, wo alles und alles ringsumher Ackerland wäre, wie man dies in Europa so vielfach findet, solche Gegenden habe ich allerdings nicht gesehen; zuweilen einmal fand sich ein Berg, dessen sanft abfallende Gehänge durch verschiedenfarbiges Ackerland schachbrettartig in Rechtecke zerlegt war, meist aber traten die Felder bloß vereinzelt auf. Ich sah Zuckerrohr, Tabak, Mandioka, Bataten (süße Kartoffeln), gewöhnliche Kartoffeln, Reis, Flachs, schwarze Bohnen, Baumwolle (als Einfassung),

auch stellenweise Wein, den man just ebenso wie in Norditalien über Lattengerüste in Laubenmanier ranken läßt. Alle diese seit 40 bis 50 Jahren besiedelten Landstriche müssen heutigestags schon ziemlich dicht bevölkert sein. Von den ersten Ansiedlern wohnen allerdings nur wenige mehr hier; sie haben ihre Grundstücke, sobald dieselben in gutem Zustande waren, an Neuangekommene verkauft (teilweise für 16—20 000 Mark), um selbst mit dem Erlös einen vier- oder sechsfach größern Komplex in noch unerschlossenen Gegenden zu erstehen. Es ist eben eine vortreffliche Eigenschaft der deutsch-brasilischen Bauern, daß sie ihr Geld bloß in Landkäufen, niemals in Spekulationspapieren anlegen. Statistische Angaben über die Dichtigkeit der Bevölkerung fehlen gänzlich, in gewissem Grade kann man aus dem Umstande seine Schlüsse ziehen, daß sich an dem Stadtplatz der Baumschneiz ebenso wie vor den Kirchen anderer Pikaden allsonntäglich einige 3- bis 400, an großen Kirchenfesten bis zu 1000 und zur Kirmes (die man hier „Kerb“ nennt) selbst einige Tausend Reitpferde zusammenzufinden pflegen.

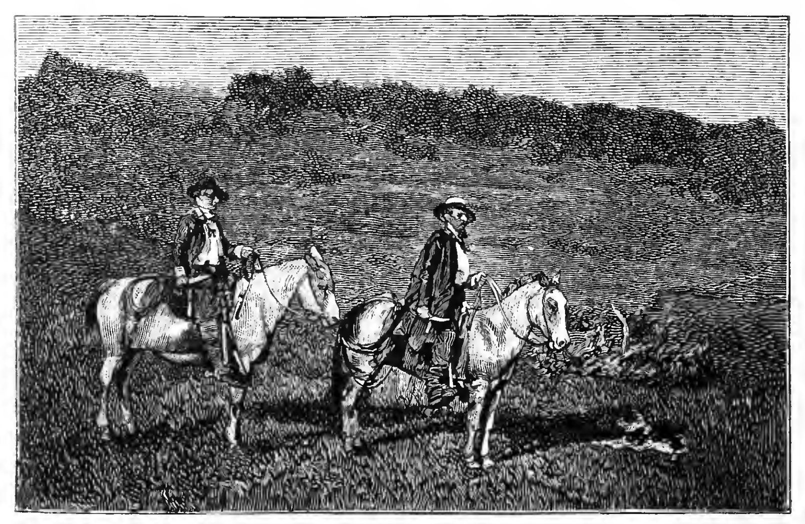
Solcher Stadtplatz, wie derjenige der Baumschneiz, pflegt 1 bis 2 Kirchen, ein paar Venden (Läden), ein Wirtshaus und etwa ein halbes Hundert einstöckiger aber ansehnlicher und reinlicher Häuser zu umfassen, die in größeren oder geringeren Zwischenräumen zu beiden Seiten eines vielleicht fünfzig Schritt breiten Landstreifens zu liegen pflegen, den man Straße nennt. Als die reichsten Leute der Kolonien gelten die Venden-Besitzer, und es gibt ihrer einige, die bis zu 50 Kontos (100 000 Mark) und darüber besitzen sollen. Allerdings sagt ein brasilisches Sprichwort: „Vater Vendenbesitzer, Sohn Doktor, Enkel Bettler“; das gilt aber mehr für brasilische als für deutsche Verhältnisse. Den Eigentümlichkeiten des Landes entsprechend führen die Leute alle Waren, deren der Kolonist bedarf, Kleiderstoffe (Fazendas), Kolonialwaren (Molhados e seccos), Eisenwaren, Apothekerwaren und was dergleichen mehr ist. Als ich hier in einer brasilischen Vende zum erstenmal nach „Gedrucks“ und einem

„Meter Stranktubak“ (die Sache wird nach Maß, nicht nach Gewicht verkauft) fragen hörte, da fühlte ich mich heimisch angehaucht; später hatte ich noch häufiger Gelegenheit, selbst bei Negern die Aehnlichkeit der Hunsrücker Mundart mit derjenigen meiner Eifeler Landsleute zu erproben.

Echt brasilisch dagegen war die Szene, die ich an einem der folgenden Tage zu Gesicht bekam. Während ich noch durch Regenwetter im Gasthause der Witwe Mertens festgehalten war — ebenso wie man in deutschen Gebirgsgegenden zuweilen einschneit —, wurde ich eines Nachmittags durch Raketengeknatter vom Arbeitstische aufgeschreckt. Gleich darauf trappelte es von Pferdehufen, und ein paar Dutzend Männer mit Poncho, Schlapphut und Wasserstiefeln traten sporenklirrend in das Haus. Es waren die konservativen Wahlagitatoren, die sich nun bei Speise, Trank, Fandango-Tanzen und einem Ueberfluß an Reden (in portugiesischer Sprache) bis tief in die Nacht hinein so laut als möglich gebärdeten, um am nächsten Tage dasselbe Schauspiel von den Liberalen wiederholen zu lassen. Die eigentlichen Agitatoren waren beide Male Brasilier, das Gros waren deutsche Bauern, die, wo es etwas zu essen und zu trinken gibt, stets gern dabei sind. Bei alledem ist die Zahl der deutschen Wähler nicht groß, weil der Nachweis eines gewissen Vermögens verlangt wird und weil ihre Grundstücke, die doch heutzutage schon ganz anständige Kapitalien darstellen, doch vielfach nur zum Kaufpreis eingeschätzt wurden. Und da nun die Deutschen auch unter sich noch uneinig sind — der alte Krebsschaden des Deutschtums —, so vernahm ich mit Bedauern, daß der erste Deutsche, der infolge des neuen Wahlgesetzes als Kandidat für das Reichsparlament aufgetreten, nur wenig Aussicht auf Erfolg habe. Uebrigens entwickeln die Herren Kandidaten in dieser reicheren und thatkräftigeren Provinz schon etwas mehr Pomp; in einem entlegenen Oertchen von Santa Katharina aber schaute ich einmal zu, wie ihrer einer auf einem Leiterwagen an-

gefahren kam, um herunterkletternd die seiner harrenden Bauern mit einer großartigen Rede zu begrüßen.

Die deutschen Kolonisten haben sich mit bewundernswerter Geschmeidigkeit in die von ihrer Heimat so sehr verschiedenen Verhältnisse Brasiliens hineingefunden; sie leben in palmenbeschatteten Häusern, sie pflanzen Zuckerrohr und Reis, als ob sie das von Jugend auf gewohnt wären. Am auffallendsten ist jedoch in einer Gegend, wo man weder zum Menschentransport bestimmte Gefährte, noch außerhalb der Ortschaften jemals einen Fußgänger erblickt,



Berittene Landleute in der Baumschneiz.

ihre Anbequemung an die landläufigen Verkehrsmittel. Und diese Verkehrsmittel sind in der That eigenartig genug, um eine kleine Abhandlung zu verdienen. Als ich nach dem Eintritte bessern Wetters aufs neue in die Landschaft hinaustrabte, da saß ich auf einer „Mule", wie die deutschen Bauern zu sagen pflegen, und befand mich in Begleitung eines liebenswürdigen „Musterreiters" — Oderich war sein Name — als besten und landeskundigsten Führers. Es war ein taufrischer Sonntagmorgen, und Hunderte von Leuten, die zur Kirche ritten, Männer, Greise, Weiber, Kinder, zogen freundlich grüßend an uns vorüber. Unter

den typischen Figuren erregte ein altes Bäuerchen, das schon in gereifteren Jahren herübergekommen, und dem es nicht ganz leicht geworden sein mochte, aufs Pferd hinaufzuklettern, meine besondere Teilnahme. Daneben ritt eine junge Frau mit aufgespanntem Regenschirm, mit einem Kinde auf dem Arme, mit einem zweiten, das sich an ihrem Kleide festhielt, mit einem dritten auf hinterdrein trabendem Maultier, dessen Zügel sie in der Hand hielt. Dann folgten zwei dralle junge Dirnen, die nach Männerart ritten; dann eine Mula, die an jeder Seite ein rohgezimmertes Holzkoffer trug, wie bei uns die Mägde es besitzen, dann zu dreien oder vieren auf je einem Reittier die jüngere Generation und schließlich würdevoll hinterdrein auf klapperdürrer Mähre der Vater mit Sonnenschirm und unbestrumpften, pantoffelbekleideten Füßen. Seine Stiefel, die zeitweilig als Reisetasche benutzt wurden, hingen an den Hinterbeinen des Tieres herunter, was einen höchst komischen Eindruck hervorrief. Uebrigens sitzen die Leute sehr fest im Sattel, namentlich die jüngere Generation, die in einem Alter, wo die Kinder bei uns das Gehen erlernen, auf sattellosen, bloß mit einem Strick aufgezäumten Pferden in wilder Karriere umherjagen. Hierzulande reitet eben alles, selbst die Bettler, deren es glücklicherweise nur wenige gibt.

Dabei haben die Deutschen ganz und gar das brasilische Reitzeug angenommen, das von dem unsrigen ziemlich verschieden ist. Der brasilische Sattel liegt nicht wie der englische gleich einem flachen Teller auf, sondern hängt deckenartig zu beiden Seiten des Pferdes herunter. Darüber nun schnallt man einen Schafpelz, und das Ganze wird dadurch so breit, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, den Sitz sehr unbequem findet. Ich selbst habe mir stets einen englischen Sattel zu verschaffen gewußt; doch soll man auf den brasilischen einesteils fester sitzen — was bei den schlecht zugerittenen Reittieren des Landes nicht wenig in Betracht kommt — und andernteils auf längeren Reisen weniger ermüden. Aeußerst phantastisch sind die dutzendfachen Formen der Steigbügel, die meist so schmal

sind, daß der Fuß sich einklemmt und die Leute, wenn sie einmal stürzen, geschleift werden. Die Steigbügelriemen stecken in Röhren von Silber oder Neusilber, Reitpeitsche — die zuweilen als Waffe dient — und Zaumzeug sind über und über mit Metall beschlagen, auch die Sporen werden mit klirrenden Ketten anstatt unserer Riemen am Stiefel befestigt. Im Felde pflegen die Kolonisten Beinkleider von Leinen oder Lüster, Baumwollenhemd und Schlapphut zu tragen, zum regelrechten Reitkostüm aber gehören lange Stiefel, in deren Schäften man die Pantoffel hineinsteckt, ferner Revolver, Faccon oder Hirschfänger und vor allem der Poncho, — die Deutschen sagen „Puntsch“ — ein rechteckiges Stück Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den man den Kopf steckt. Der Winter-Poncho besteht aus dickwollenem Zeug, außen blau, inwendig rot, der Sommer-Poncho oder Staubmantel entspricht in Farbe und Stoff etwa dem, was man bei uns als „Plaid“ bezeichnet. Der Frachtverkehr geschieht, sei es durch urwüchsige Lastwagen — Carrossa genannt — die, mit je sechs Pferden bespannt, meist von Negern kutschiert werden, sei es, was bei weitem häufiger ist, durch „Tropas“, lange Reihen belasteter Maultiere, die, durch Kettchen eins mit dem andern verbunden, von ein bis zwei Reitern getrieben werden.

Und nun ein paar Worte über meinen Begleiter. Vor 20 Jahren und mehr pflegten die deutschen Vendenbesitzer des Urwaldes nach Porto Alegre herunterzukommen, um dort selbst ihre Einkäufe zu besorgen. Seitdem aber hat die wachsende Konkurrenz dazu geführt, die Kolonien durch junge Kaufleute bereisen zu lassen, die unter dem Namen „Musterreiter“ oder „Stahlreiter“ zu den charakteristischen Typen des Urwaldes gehören. Es mögen ihrer dort gegenwärtig an die dreißig bis vierzig auf stolzen Maultieren herumreiten, ein fideles, lebenslustiges Volk, das alle Schliche des Landes kennt und sehr wohl weiß, daß man, um Geschäfte zu machen, beim deutschen Vendenbesitzer etwas verzehren, beim brasilischen aber Muster vorlegen muß, deren Marken mit stark dekolletierten

Mädchen — „ah que bonito" rufen die Leute, wenn sie dergleichen sehen — geschmückt sind. Die Musterreiter machen durchschnittlich zwölfmal im Jahre ihre Touren. Die Warenproben — meist billigstes Zeug — hangen dabei in zwei riesigen, bis zu 60 kg wiegenden Satteltaschen zu beiden Seiten des Maultieres. Und doch halten bei solcher Belastung (insgesamt also wohl 130—140 kg) die kräftigen Tiere trotz haarsträubender Wege für geraume Zeit Tagemärsche von 4—8 Zeitstunden aus. Allerdings besitzen die Musterreiter mehrere Mulen, von denen jedes bloß 10—14 Tage lang geritten wird und dann längere Zeit Ruhe hat. Die bestellten Waren folgen sofort nach der Rückkehr mit Dampfer oder Eisenbahn bis zur nächsten Station, von wo die Kolonisten sie mit ihren Maultieren abholen. Die Zahlungsbedingungen lauten auf dreißig Tage, so daß der betreffende Musterreiter schon bei der nächsten Tour das Geld in Empfang nimmt, während auf dem Kamp zehnmonatliche Kredite gelten.

Der Preis der mittelgroßen Reitpferde — schwere Lastpferde gibt es überhaupt nicht — stellt sich auf den Kolonien wie folgt: Für gewöhnliche Wallache 80 Mark, für auserlesene 120 Mark (dieselben in Porto Alegre etwa 200 Mark), für ausgezeichnete Stuten — die aber einem alten Vorurteil zuliebe niemals von Brasiliern geritten werden — 40 Mark. Für längere Strecken, wie z. B. meine eigenen Reisen und diejenigen der Musterreiter, sind Pferde in diesem Bergland nicht verwendbar; ihre auffallend geringe Ausdauer hängt wahrscheinlich mit der magern Naturfütterung zusammen. Die weit nützlicheren Maultiere — dem deutschen Bauer ist dieses Wort unbekannt, er nennt sie entweder „Mule" oder „Esel" — kosten daher durchschnittlich doppelt so viel als Pferde, ein gewöhnliches beispielsweise 140—160, ein besonders gutes 240 Mark. Für die mietweise Ueberlassung eines Mule habe ich täglich 2 Milreis (4 Mark) bezahlt. Nun sind diese schönen, hochgewachsenen, klugen, muntern und ausdauernden Tierchen bei weitem nicht das, was man sich in Europa darunter vorstellen wird. Beim Galop-

pieren ermüden sie leicht, traben aber sehr ausdauernd und legen im Paßgang ungeheure Strecken zurück; dabei klettern sie wie die Ziegen und überlegen, bevor es durch einen Bach oder Flußlauf geht — was etwa alle Viertelstunden vorkommt — scharfsinnig, wo die beste Stelle sei. Das Satteln ist, falls die Tiere die Gewohnheit haben, zu schlagen — meine Mule that dies niemals, wenn ich zu ihr sprach —, etwas schwierig, sonst aber ist von Pflege oder Putzen nicht die Rede. Ist man am Ziele angelangt, so läßt man dem Tiere ein halbes oder dreiviertel Quart Milho (Maiskörner) geben, sattelt es ab und entläßt es frei in die Potreiro (ausgesprochen Potreo, der eingezäunte Weideplatz), wo die Mulen sich, falls sie gesund sind, sofort auf dem Boden wälzen. Das Einfangen am nächsten Morgen erfordert bei den meisten Tieren nur wenig Mühe, denn sie kommen, sobald man sie ruft, von selbst, um ihre Portion Milho zu erhalten.

Das Los des Kolonisten ist harte Arbeit, sein Ziel der Erwerb eines eigenen Grundstücks. Vermögen wird hier wie allerorten bloß durch Handel und Industrie gewonnen; dafür aber ist der Wohlstand allgemein, Armut ist beinahe unbekannt, und von allen nach Südbrasilien ausgewanderten Deutschen sind im Vergleich zu weniger vorteilhaften Auswanderungszielen, namentlich im Vergleich zu Nordamerika, nur verschwindend wenige zu Grunde gegangen. Ueberlegte ich mir außerdem noch, daß, um ein Beispiel anzuführen, der Nachtwächter in meinem eigenen Heimatsort für seine Thätigkeit sage und schreibe 30 Pfg. täglich erhält, so konnte ich nicht umhin, das Los dieser Kolonisten, die an höhere geistige und künstlerische Genüsse nicht gewohnt sind, beneidenswert zu finden. Es lebt sich in der That recht nett und gemütlich in den Kolonien bei nicht allzu langem Aufenthalt selbst für anspruchsvollere Leute, die sich vielleicht nach einem entstehenden und noch etwas sehr primitiven Badeort versetzt fühlen würden. Die materielle Verpflegung ist, sobald man mehr auf kräftige Kost als auf die Feinheiten der Küche sieht, ausgezeichnet zu nen-

nen, überall herrschen Behäbigkeit, Ordnung, Reinlichkeit, und der Verkehr mit den Leuten — unter denen es recht interessante Charaktere gibt — macht sich so ungezwungen als möglich. Wo es kein Wirtshaus gibt, kehrt man beim Vendenbesitzer ein, und wo auch dieser fehlt, bei irgend einem beliebigen Kolonisten. Die Gehöfte liegen wie in Westfalen über das Land zerstreut, und wo es nicht allzuweit und in allzuvielen Windungen auf menschenleeren Waldwegen weiter geht, da kann man in den ältern und dichter bewohnten Kolonien unschwer durch Nachfragen von einer Pikade zur andern den Weg finden.

Die besseren Kolonistenhäuser gleichen unsern Bauerngehöften; sie sind einstöckig, aus Fachwerk oder Ziegeln erbaut, weiß getüncht und mit Dachpfannen gedeckt. Die innere Einrichtung ist behäbig und doch wieder recht urwüchsig. Das große Problem der Architekten, die Küche so einzurichten, daß sie keinen Rauch entwickelt, ist derart gelöst, daß die Küche abseits vom Wohnhause in eigenem Gebäude liegt.

Auf ein eigenes Zimmer darf man in den Kolonien nicht immer rechnen, denn die im Lande gedrechselten Betten von riesigsten Größenverhältnissen pflegen zu zweien, dreien oder vieren in einem Zimmer zu stehen. Die Kost, selbst der ärmeren Leute, umschließt fast stets Fleisch, und sei es auch nur Dörrfleisch; bloß in Ausnahmefällen wird man schwarze Bohnen und Farinha als einzige vorhandene Lebensmittel vorfinden. Dünner Kaffee, Mate, saurer Landwein oder Honigwein bilden die Getränke.

Bei der Ankunft eines Fremden bewillkommnen ihn die Leute jung und alt durch einen Händedruck; Frauen küssen sich auch wohl nach brasilischer Sitte, ohne daß sie sich jemals vorher gesehen hätten. Alles das macht einen angenehmen, Zutrauen erweckenden Eindruck, anderseits aber ist auf den Kolonien der Typus jener Schwätzer sehr stark vertreten, die sich unter dem Deckmantel der Bonhomie und einigen Höflichkeitsphrasen mit größter Unverfrorenheit an jeden Neuangekommenen herandrängen, um ihn so viel als möglich über Reiseziel, Absichten,

Verhältnisse u. dergl. auszuholen. Im Anfange verhielt ich mich dem gegenüber sehr zurückhaltend; da ich nicht wußte, ob ich Naivetät oder Unverschämtheit vor mir hatte, so wollte ich weder durch Derbheit verletzen, noch durch Nachgiebigkeit Schwäche zeigen. Später erkannte ich, daß dreiste Unschuld bei diesem Charakterzug der deutschen Kolonisten die Hauptrolle spielt. Ob die Leute hinreichend sparsam sind, darüber gehen die Ansichten auseinander; die einen sagen, sie hielten so zäh als möglich am Gelde und ließen höchstens bei der Kerb ihre Füchse springen, die andern verweisen auf die bekannte Redensart „zwei Glas Bier", die in diesem Lande, wo das Bier so teuer ist, viel, sehr viel bedeute. Thatsächlich steckt, seit die Preise für schwarze Bohnen und Mandiokamehl so stark gesunken sind, nicht gerade sehr viel bares Geld im Urwalde, und die Kolonisten pflegen beim Vendenbesitzer ihre Waren auf Borg zu nehmen, um sie bei Gelegenheit mit Produkten zu bezahlen. Schwerer wiegt der Vorwurf, daß erst die allerwenigsten unter den zahlreichen Hilfsquellen des Landes ausgenutzt, daß die Kolonisten, nachdem sie sich zu Anfang ganz gerechtfertigter Weise dem Alterprobten angepaßt, jetzt allzusehr am alten Schlendrian festhalten. Santa Cruz, das energisch den Tabakbau betreibt, soll in dieser Beziehung am rühmlichsten vorangehen, im übrigen erwartet man neue Antriebe von einem Nachschub aus Deutschland her.

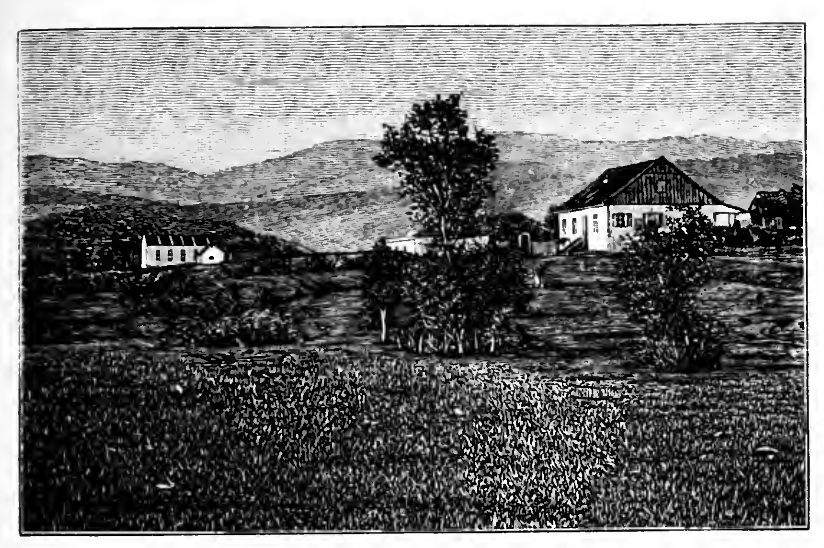
Die ersten Ansiedler im Urwaldgürtel von Rio Grande do Sul sind ebenso wie in der Provinz Santa Katharina aus allen Gauen Deutschlands herübergekommen, besonders zahlreich jedoch vom Hunsrück, von der Mosel (die sogenannten Moselschwaben) und aus Pommern. Dem entsprechend sind die Mundarten durcheinander gewürfelt worden; nur in Ausnahmefällen hört man regelrechtes Plattdeutsch, im allgemeinen herrscht ein verballhorntes Hochdeutsch, das zahlreiche germanisierte Worte portugiesischer Abstammung enthält. Am eigentümlichsten berührt es den Fremden, daß das Wörtchen „Ja" in diesem Kolonialdeutsch gänzlich verschwunden

ist, anstatt dessen sagt man nach eifel-hunsrücker Mundart „Doch". Fragt man, ob dieser oder jener Weg der richtige sei, so lautet die Antwort je nachdem „Nein" oder „Doch". In ähnlicher Weise heißt es allgemein (wie in einem Teile Süddeutschlands) „der Butter" anstatt „die Butter", „die Rio" (Fluß) anstatt, was doch viel natürlicher wäre, „der Rio". Ebenso wie in rheinischer Mundart bezieht sich der Ausdruck „heißen" auf den Vornamen, der Ausdruck „sich schreiben" auf den Familiennamen. Einen in Deutschland Geborenen bezeichnet man als „Deutschländer", und „lassen" bedeutet, ein Tier mit dem Lasso einfangen. Die häufig gehörte Redensart „Ich hab was drauß" soll andeuten, daß jemand noch Güter oder sonstiges Vermögen in Deutschland besitze oder auch wohl eine Erbschaft zu erwarten habe. Daneben nun findet sich auch wieder der „getrampelte Donnerkeil" von Westfalen, kurz, ein Mischmasch der seltensten Art.

Rechnet man dazu die geistige Nahrung der Leute, jene Volksromane zu einem Silbergroschen das Stück und mit solch herrlichen Titeln wie „Die Höllenbraut", „Emma, oder das Gelbe vom Ei", „Schinderhannes" u. s. w., rechnet man dazu den Lesedrang, der im Blute steckt, der die Höherstrebenden antreibt, Humboldt, Bibel und mesmerianische Schriften blind durcheinander zu verschlingen, so wird man begreifen, daß es auch hier Leute gibt, die, um ihre „Bildung" zu zeigen, von einem „Ei des Archimedes" phantasieren, oder in ihren Erzählungen eine „Lawendeltreppe" hinaufsteigen, um einen Arzt zu „insultieren" und zu hören, daß die Krankheit nicht „komisch", sondern „kaput" sei. Die Kinder, Enkel und Urenkel sprechen schon häufiger portugiesisch als ihre Väter, Großväter oder gar Urgroßväter, immerhin aber selten genug. Bei alledem darf man sich nicht einbilden, daß etwa edler Patriotismus das zähe Festhalten an deutscher Sprache und deutschen Sitten veranlaßt habe; bloß natürliche und materielle Verhältnisse, indem die gegenseitige Stellung der beiden Rassen ihrer Vermischung

im Wege stand, materielle, indem den deutschen Ackerbauern, die ganz unter sich lebten, aus der Erlernung des Portugiesischen keinerlei greifbare Vorteile erwachsen konnten. In den meisten Ländern (wie z. B. Nordamerika, Australien u. s. w.) geht die heimische Sprache sofort in die Brüche, sobald die ersten fremdartigen Eindrücke mit voller Wucht auf den Ankömmling hereinstürmen; hat die heimische Sprache erst einmal in fremdem Lande neue Wurzel getrieben, so sitzt sie fester als vorher.

So viel über die Sprechweise der Kolonisten, nun zu ihrer Erwerbsthätigkeit. In den von Akazienhecken eingefaßten Gärten sah ich die meisten europäischen Gemüse, Kohl, Erbsen, Spargel, Linsen, Salat, Gurken, vielerlei Kürbisse, daneben Erdbeeren, Rosen, Kamelien, Oleander, Kakteen und Baumkakteen, wilde Ananas (die keine Frucht tragen) als Einfassung der Felder, zahme Ananas, brasilische Aepfel (sie schmecken etwas roh), Marmellos, Trauerweiden, Eichen (derjenige unter unseren heimischen Bäumen, welcher auf brasilischem Boden am besten gedeiht) und was dergleichen mehr ist. Bananen und Bambus kommen noch vor, werden aber nicht mehr recht üppig. Unter den Früchten gibt es sehr viel Kochobst, aber verhältnismäßig wenig Eßobst; die dankbarste unter allen Früchten ist hier wie weiter nördlich die Orange. Auf demselben Stamme sah ich viel Hunderte goldgelber Früchte gleichzeitig mit ebensoviel Tausenden weithin duftender Blüten. Einen Weingarten — bisher ist die Weinerzeugung erst im kleinen betrieben und nebenbei unklugerweise sehr viel gemischt worden — einen Weingarten also nennt man „Wingert“; übrigens scheint es, daß bloß die allgemein verbreitete dickschalige kalifornische Traube, nicht aber Riesling- oder Burgunder-Rebe den Ameisen widersteht. Mit diesen Ameisen ist es eine eigene Sache: unter den vielen Arten gibt es bloß vier gemeinschädliche (drei halb so groß, eine, die Minheiros, ziemlich ebenso groß als eine Fliege), welche die Einführung mancher Kulturen geradezu unmöglich machen; gerade diese vier Arten fehlen bei uns



Die beiden Berggipfel „Dous Irmaos“ bei der „Baumschneitz“

in Europa. Einigen dieser Ameisen, die ihre Wohnungen über der Erde haben, kann man sehr leicht beikommen, indem man kochendes Wasser über die Stöcke gießt, bei anderen hilft man sich durch kleine Maschinen, welche Schwefeldämpfe in die Gänge hineinblasen; alles dies aber hindert nicht, daß man bloß kurze Strecken im Garten oder Feld abzusuchen braucht, um irgend eine langgestreckte Marschkolonne der winzigen Tierchen zu entdecken, die entweder auf Raub ausziehen oder auch mit Blättern beladen — ein wanderndes Vegetationsheer — heimkehren. Weniger schädlich sind die Wanderameisen, die, wo sie bei ihren Wanderzügen durch ein Schlafzimmer marschieren, die Leute aus den Betten treiben, dafür aber auch unnachsichtlich alle Mäuse, Schaben und sonstiges Ungeziefer verjagen.

Das Vieh — Pferde, Maultiere, Ochsen, Kühe, Schweine, Hunde, Hühner, Enten, Truthühner — läuft in den Kolonien zahlreich und frei auf den Straßen herum, ja, die Schweine bilden geradezu einen Hauptbestandteil der Straßenbevölkerung. Reitet man durch einen Stadtplatz, so könnte man ihrer Hunderte zählen, die

groß und klein, schwarz und weiß, lustig und traurig dort herumliegen oder auch wohl in toller Karriere mit wildem Grunzen vor den Hufen des Pferdes hinwegstieben. Sie fressen alles, Gras, faulende Orangen, verwesendes Fleisch, Unrat u. s. w., und teilen sich mit den Aasgeiern — die letzteren pflegen eine gefallene Kuh oder ein Pferd binnen vier bis fünf Tagen bis auf das Skelett zu entfernen — in die Straßenpolizei. Nächst den Schweinen ist die Bienenzucht am einträglichsten, Schafe sieht man nur selten. Was den Ackerbau anbelangt, so herrscht schon einige Verschiedenheit gegen Santa Katharina — dem veränderten Klima entsprechend gedeiht der Kaffee nicht mehr, Kartoffeln aber, die in Santa Katharina nicht recht vorwärts wollen, gedeihen sehr gut. Gepflügt wird mehr als in Santa Katharina — Pflugland nennt man „Plantage", neugebranntes Land, in dem noch die Baumstümpfe stehen, „Roça", nach deutscher Mundart „Rosse" —, gedüngt aber wird hier ebensowenig wie dort. Schwarze Bohnen und alle die eigentlichen Kulturgewächse pflanzt man ohne Düngung und am liebsten auf frischgebranntem Lande. Da das Vieh nur selten im Stalle ist, so düngt es vorwiegend seinen Weideplatz, den Potreiro, den wenigen Stalldünger aber läßt man dem Hafer zu gute kommen, der ebenso wie die Gerste nach Art unseres Klees als Grünfutter gemäht wird. Zweimal im Jahre werden Kartoffeln geerntet, ebenso gibt es stellenweise auf demselben Grundstücke eine zweimalige Bohnenernte. Bei der ganzen Bodenkultur des Landes ist sehr viel von „Brennen" die Rede; das dürre Gras des Kamplandes pflegt man gegen den Ausgang des Winters anzuzünden, um dem frischen Nachwuchs Platz zu machen, für Rasenbrände ist dagegen der heiße Sommer die geeignetste Zeit. Daß das Land auf die Dauer diesen Raubbau nicht ertragen kann, leuchtet ein, umsomehr, da der Boden weder tiefgründig noch sonderlich fett ist. Als fruchtbarster Boden gilt das Waldland an der Grenze des Kamps, gerade dort aber gibt es Striche, die schon völlig ausgebaut sind. Wird ein-

mal die Beackerung des Kamplandes in Angriff genommen, so wird man ohnehin zur Düngung übergehen müssen, die hier unvermeidlich wäre. Dafür hat allerdings der Kamp den Vorteil, daß dort gleich mit dem Pfluge gearbeitet werden kann, während dies im Waldlande vier bis sechs Jahre dauert.

Landwirtschaftliche Maschinen sind noch nirgendwo in Gebrauch und werden zunächst auch wohl schwerlich Eingang finden. Schwarze Bohnen und Erbsen werden wie im alten Israel und heutigen Ungarn mit Pferden ausgetreten, und zwar in den heißesten Stunden eines Sommertages, weil alsdann die Schalen am besten springen. Das wenige Korn dagegen wird nach dem Verfahren europäischer Bauern gedroschen. Des Strohes bedarf man nicht bei dieser teuto-brasilischen Art von Bewirtschaftung. Noch ist von dem, was dereinst in diesem Lande wachsen könnte, erst das wenigste erprobt; man bezeichnet Reis, Hopfen, Flachs, Seidenraupenzucht als Kulturen der Zukunft. Schon jetzt sind die Anfänge davon vorhanden, aber man verwendet zu wenig Fleiß, Mühe und Ausdauer darauf. Aepfel und Birnen, die gegenwärtig von Montevideo herübergesandt werden, würden gewiß gedeihen, wenn man sie richtig pfropfte und pflegte. Solche Versuche aber kosten unendlich viel Zeit, und wer sollte auf amerikanischem Boden, wo der Geldverdienst doch immerhin mehr als bei uns in den Vordergrund tritt, solchen Liebhabereien seine Zeit opfern? Wie zum Beispiel ist es mit dem Weinbau ergangen? Die ersten Kolonisten, die Wein zogen, hatten einen guten Verdienst, dann aber stürzten sich Dutzende auf die Sache, Leute, die bloß künstelten und mischten und dennoch für ihr Fabrikat denselben Preis erzielten. Diejenigen, welche den Weinbau aufgebracht, ließen ihn wieder fallen und die ganze Sache kam in Mißachtung.

Knechte und Tagelöhner werden in Brasilien nur selten für die Feldarbeit in Dienst genommen, wohl aber hilft die ganze Familie, und es heißt, daß Frauenarbeit für das Gedeihen eines Kolonisten unersetzlich sei. Ob

die Leute ihren Frauen nicht allzuviel zumuten, möge dahingestellt bleiben; ein Kolonist soll geäußert haben zum Lobe seiner Gattin: „S' schafft für drei Negermenscher." Und in der That gibt es — was nicht allgemein bekannt sein dürfte — im Urwalde von Rio Grande do Sul eine ganz beträchtliche Anzahl (vielleicht an die tausend) den deutschen Kolonisten gehöriger Negersklaven. Man findet dort Eifler, Hunsrücker, pommersche, mecklenburgische Neger, alte Haus-Inventare, die keine Silbe Portugiesisch verstehen, die dich im reinsten heimischen Dialekt begrüßen und sich so wohl fühlen, daß sie gar nicht nach Freiheit verlangen. Anderseits fehlt in den Urwald-Kolonien ein nichtgermanisches Element, das gerade in der Heimat so eng mit dem Volksleben verschmolzen ist, ich meine die Juden. Warum sie fehlen, weiß niemand; einige sagen, die Luso-Brasilier seien so gute Geschäftsleute, daß jüdische Kaufleute nicht unter ihnen aufkommen könnten.

Auf Leonerhof wohnte ich zu Gaste bei Herrn Schmidt, einem liebenswürdigen, intelligenten und wohlhabenden Vendenbesitzer, der einen Wald herrlichster Orangenbäume besitzt, welcher in Berlin, Hamburg oder Köln als Zugmittel für sonntägliche Ausflüge ein Vermögen darstellen würde. Hier aber dienen die Früchte, soweit sie nicht gegessen oder in Küche und Wirtschaft benutzt werden, als Schweinefutter, denn der Transport nach Porto Alegre würde sich nicht lohnen. Ein besonderes Interesse erweckt die Umgegend von Leonerhof durch den seltsamsten Krieg, den Brasilien gesehen. In der Pikade Ferrabraz bekommt ein begabtes, aber hysterisches Weib (Jakobine Maurer, geborene Menz), das aus einer Herrnhuter Familie stammte, den Einfall, sie sei Christus. Ihr Gatte, Georg Maurer, obwohl ein beschränkter Mensch, weiß ihre krankhaften Zufälle in eigensüchtiger Absicht auszunutzen, ein verkommener Geistlicher namens Klein hilft, so weit es in seinen Kräften steht, und es bildet sich aus deutschen Bauern, ihren Weibern und Kindern ein religiös-sinnlicher Geheimbund, der sich zur

Herbeiführung des jüngsten Gerichtes berufen wähnt. Die größte Mehrzahl der Kolonisten ist diesem Treiben feind, man belästigt die „Mucker“ bei jeder Gelegenheit, diese werden dadurch nur um so hartnäckiger, es geschehen Gewaltthaten, der Versuch des Polizei-Präsidenten, mit 50 Polizisten die fanatisierten Bauern zur Ordnung zu bringen, wird gewaltsam zurückgewiesen, und als bereits Truppen zu ihrer gewaltsamen Niederwerfung zusammengezogen wurden, verüben die Mucker am 24. Juni 1874 in einer Art von Bartholomäusnacht unerhörte Greuel und Mordthaten. In mehreren Banden — die ganze Sekte zählte etwa 40 Männer und ebensoviel Weiber und Kinder — hatten sie sich über das Land zerstreut, um die Häuser anzuzünden und die Einwohner niederzuschießen. Die Aufregung erreichte damals ihren Höhepunkt; die Waffenläden von Porto Alegre machten vortreffliche Geschäfte, in der Baumschneiz und anderwärts bildeten die Kolonisten zum Schutz von Leben und Eigentum bewaffnete Freikorps, und an mehreren Stellen kam es zu kleinern Treffen. Am 28. Juni rückten die Brasilier mit zwei Linienbataillonen und mehreren Geschützen vor das Maurersche Haus, die sogenannte „Muckerburg“. Man schritt zum Laden der Kanonen, aber — oh weh — die Rohre waren 12Pfünder, die Munition aber für 24Pfünder berechnet. Trotzdem aber wurde der Sturm unternommen, und nach erbittertem Kampfe abgeschlagen; die Brasilier nahmen bei ihrem Rückzug etwa 40 Tote und Verwundete mit sich. Nun wurde von Porto Alegre, von Rio Grande und Jaguarão alle verfügbaren Streitkräfte herbeigezogen (selbst von Rio de Janeiro her waren Truppen unterwegs). Am 19. Juli wurde das Maurersche Haus von 400 Liniensoldaten und 600 Nationalgarden gestürmt; die 4 Geschütze, die man mitgenommen, hatten sich auch diesmal nach den ersten Schüssen als unbrauchbar erwiesen, auch hatte etwa die Hälfte der Mucker sich durchgeschlagen. Während nun die Soldaten siegestrunken auf ihren Lorbeeren ausruhten, wurden sie plötzlich in der Nacht aus dem Walde her überfallen; ihr tüchtiger

Führer Oberst Genuino und viele andere verloren dabei das Leben. Erst einer Anzahl deutscher Freiwilligen, die von 100 Soldaten uuter dem Artillerie-Kapitän Dantas unterstützt wurden, gelang es, der übriggebliebenen Mucker habhaft zu werden. Jakobine Maurer war bei diesem letzten Kampfe gefallen; der Prozeß gegen die überlebenden Mucker aber zog sich noch jahrelang hinein: schließlich wurde alles, Hauptschuldige und Minderschuldige, freigesprochen.

Von Leonerhof ritt ich bloß mit einer einzigen kurzen Unterbrechung neun Stunden lang durch einsamen Urwald nach Santa Maria do Mundo Novo, ein Weg, den ich, wäre nicht ein Musterreiter mein Begleiter gewesen, nimmermehr gefunden hätte. Wer die Wege kennt, die in den einsamsten Teilen des Schwarzwaldes, der Eifel, des Riesengebirges einzig und allein dem Gewerbe der Holzhauer dienen, der kann sich von dieser „Straße“ einen Begriff machen. Und doch ist die Verschiedenheit ziemlich groß. Nirgendwo außerhalb Brasiliens würde eine Straße sich so steil an den Bergen aufwärts, so steil abwärts winden, so zahlreiche brückenlose Bäche überschreiten, mit einem Worte, so sehr sich selbst und dem Zufalle überlassen bleiben. Als ich zum erstenmale der Erzählung zuhörte — und am zweiten Tage wieder und am dritten abermals —, wie dieser oder jener Reisende an dieser schlimmen Stelle mitsamt seinem Pferde aus dem Moraste herausgegraben worden sei, da muß ich wohl mit jenem Ausdruck gelächelt haben, der besagt: „Du lügst, aber ich bin zu höflich, dir zu sagen, daß du lügst.“ Dafür nun hatte ich das Vergnügen, wenn auch nicht selbst herausgegraben oder mit dem Lasso herausgewunden zu werden, so doch ähnlich schlimme Stellen in hundertfältiger Abwechslung und Verschiedenheit zu erproben. Dabei sind diese Kotmeere namentlich dort, wo irgend ein Bachlauf den Weg kreuzt, so trügerisch als möglich; bloß das geübte Auge des Kolonisten erkennt an einer gewissen helleren Färbung den festen Boden, für den aber, der sich noch nicht damit vertraut

gemacht, ist es ein peinliches Gefühl, wenn das Reittier im Begriffe steht, mit den Vorderhufen einen ersten Schritt zu wagen, und man sich dann fragt: „wird es oder wird es nicht einsinken?“ Und wenige Wochen später vielleicht nehmen sich mit dem Eintritt des Sommers diese Pfützen so unschuldig als möglich aus. Sie haben sich zu einem Minimum ihrer früheren Größe zusammengezogen, ihre Schlammwellen sind zu knochenartigen, staubwirbelnden Erhöhungen erstarrt, und wenn der Reisende sich trotzdem vielleicht, wo immer möglich, einen Seitenweg durch den Wald bahnt, da geschieht es der unbequemen „Treppen“, abwechselnder Erhöhungen und Vertiefungen wegen, die dadurch entstehen, daß jede nachfolgende Mule am liebsten auf dieselbe Stelle den Huf setzt, den ihre Vorgängerin ausgewählt.

Was nun den umgebenden Urwald anbelangt, so erinnern Flora und Fauna, trotzdem diese Gegenden zwischen dem 29. und 30. Breitegrade liegen, doch noch ganz und gar an die heiße Zone; jedenfalls ist der Unterschied gegen das tropische Brasilien viel weniger hervorstechend, als wenn man so und so viele Meilen südwärts reitend die Campanha betritt. Palmen, Farnbäume und Bambusarten (Taquara) sind zwar im Urwalde selten und weniger üppig als im Norden, dafür aber hängt von riesigen Figueiren ein graues phantastisch aussehendes Moos (Barba do Velho, der Bart des Alten genannt) hernieder, die Pinheiros (Araucaria brasiliensis), die in Santa Katharina bloß auf dem Hochlande gedeihen, sind hier zur Niederung herabgestiegen, Zedern, Gummibäume, einige drei- bis vierhundert verschiedenartige Waldbäume vermischen sich damit, und das Ganze wird durch zäh-elastisches Schlinggewächs — namentlich das gleich Schleifen herunterhängende Cippo — zu einem nicht minder verworrenen Knäuel, als die Urwälder von Santa Katharina ihn darstellen, zusammengefügt. Dazu kommt der Blütenhauch des Frühlings — in der Nähe der Ortschaften wirkt der Duft der Orangenblüten geradezu betäubend — mitsamt den neuen hellsaftigen Blät-

tern, die gegen das dunkelgrüne Winterlaub ganz allerliebst abstechen. Mir scheint es, daß gerade der Pflanzenwuchs dieser subtropischen Klimate weit besser bekannt zu sein verdiente; denn wenn er auch weniger originell ist als derjenige der Tropen, so bietet sich doch gerade hier die größte Mannigfaltigkeit. Was immer man, sei es aus der heißen, sei es aus der gemäßigten Zone, hierher verpflanzt, belohnt dankbar die aufgewandte Mühe: europäische Eichen stellen mit 15 oder 20 Jahren ebenso stattliche Stämme dar wie bei uns mit 40 oder 50. Und welche Mannigfaltigkeit erst unter den einheimischen Gewächsen im engern Sinne; einer für Porto Alegre bestimmten Zusammenstellung entnehme ich folgende Liste der nutzbaren Waldbäume: Herva Mate (nicht Maté, wie superkluge Leute zu schreiben pflegen), Ipé (eine Bignoniacee), Cocao, Arveira (eine Terebinthacee), Camboim, Santa Rita, Quina (Quassia amara), Branquilho, Capiroca, Guavirova, Waldkirsche, Catigua, Araca (eine Laurinee), Piquia (aspidosperma olivaceum), Canjerana (eine Meliacee), Guaguvira (eine Leguminose), Carvalho (die brasilische Eiche), Pinheiro (Araucaria brasiliensis), Imbauva, Cedro (eine Meliacee), Louro (Cordia excelsa), Uva, Canella (eine Laurinee), Marmeleira, Quindrilho, Daruma (eine Vitexart), Sobrachi (erythroxylon aureolatum), Tachauva (eine Artocarpee), Grapiapunha (Apoleia precox), Angico (Acacia angico), Capriuva (Leguminose) und Umbu oder Käsebaum.

Weniger artenreich ist hier und in ganz Brasilien die Fauna. Es gibt Unzen (die heute schon recht selten gewordenen Tiger der Volkssprache), Pumas, Tigerkatzen, eine Wolfsart, Marder, Iltisse, Ameisenbären, Rüssel- oder Waschbären (Cuati), Tapire (Anta), Gürteltiere. Nagetiere (Pacca), dreierlei Affenarten, wilde Schweine, Wasserschweine, Zwerghirsche, Stinktiere, Sandhasen, Füchse, Fischottern, Eichhörnchen, große Eidechsen (Iguana), ferner Schlangen (Jararaca, Korallenschlange u. s. w.), Skorpionen, Spinnen, Sandflöhe, Kröten (diese hält man zuweilen im Hause zum Vertilgen der Baratten oder

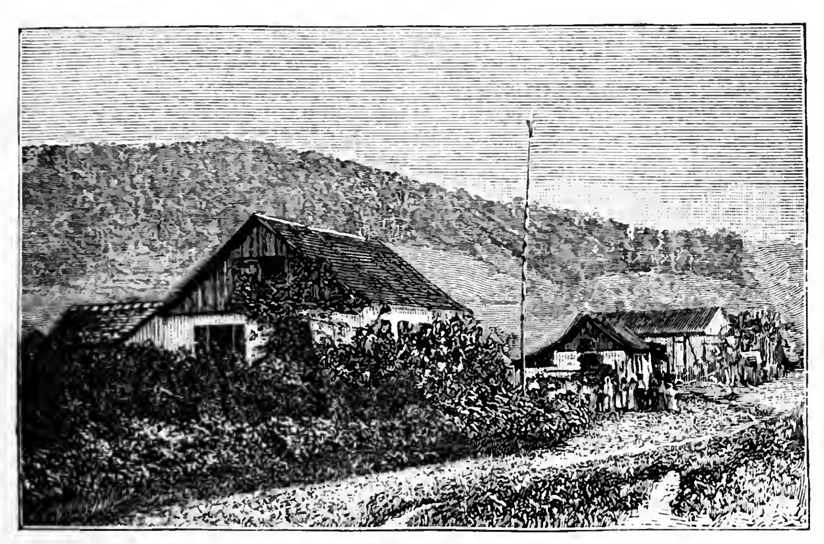
Schaben), Fledermäuse, zahllose Käfer, endlich vielerlei Waldhühner (Jacú, Mutun, Jaó), brasilische Fasanen (Jacutinga), wilde Enten, Tauben, Papageien, Spechte u. s. w. Von alledem wissen auffallenderweise die Brasilier — fast alle Jäger sind Brasilier — weit besser Bescheid als unsere deutschen Kolonisten, und was mich selbst anbelangt, so habe ich von den Bewohnern des Waldes nur verschwindend wenig gesehen. Der Zufall wollte, daß meine wundgerittene Mule sich kerzengerade auf die Vorderbeine stellte und mit den Hinterbeinen in der Luft herumwirbelte, als ich zum erstenmale in dieser Provinz das schadenfrohe, von den Bergen widerhallende — und wie einige Leute behaupten, regenverkündende — Geheul der Brüllaffen vernahm, das gleich dem Kollern einiger Hunderte von Truthühnern klang. Später schlich ich mich in den Wald und beobachtete die scheuen, nicht eben liebenswürdigen Tiere aus allernächster Nähe, wie sie unter Anführung ihres Vorsängers, eines ältern Herrn mit weißem Barte, den seltsamen Gesangesstudien oblagen — bis sie Kot herunterzuwerfen begannen und mit lautem Geschrei entflohen. Wer jemals eines dieser Tiere geschossen, versichert, daß er es gewiß nicht zum zweitenmale thun werde, so menschenähnlich sollen die Gebärden, so ergreifend das Jammern sein. Und doch gibt es im Innern Caboclos (Mischlinge), die geräucherte Affen — sie sehen wie kleine Kinder aus — als beliebteste Speise mit sich führen.

Weit interessanter waren mir die allerliebsten, wenn auch seltenen Kolibrinester, die jedes 3 bis 4 Eierchen von der Größe eines Salatböhnchens in sich bargen, während die Verfertiger, reizende Zwerge der Vogelwelt, jeder so groß oder halb so groß wie eine Pflaume, scheu umherflatterten. Nicht minder gefielen mir die hellgrauen Zwergtauben, die, etwas kleiner als ein Krametsvogel, in zierlichen Sprüngen über den Weg hüpften. Auch fehlte es nicht an den gewöhnlichen großen Waldtauben, deren melancholischer Ruf neben demjenigen des sogenannten Schmiedevogels unter den Stimmen des Waldes eine

hervorragende Stelle einnahm. Im allgemeinen gibt es schon hier an der Nordgrenze der gemäßigten Zone weit mehr Singvögel, als man bei uns glaubt, dazu grüne, blaue, blaugelbe, violettweiße, grünblaue, graublaurote, schwarzblaurote Papageien, dazu dutzenderlei andere schön-gefiederte Vogelarten, nicht zu vergessen die eigenartigen Riesenkörbe der wilden Bienen, deren Bewohner schon manches Roß und manchen Reiter getötet haben. Auf dem Boden gewahrt man nicht selten perlmutterähnliche Eidechsen und grüngoldig schillernde Käfer, in der Luft aber schwirrt es von Schmetterlingen und einem Heer von Insekten, die, wenn sie abends bei geöffnetem Fenster scharenweise in die Zimmer fliegen, mit Gewißheit Regen-wetter anzeigen. Ameisen dagegen sind im Walde nur selten, so daß Bäume dort unbehelligt gedeihen, die man im Garten durch kleine Blechkränze oder vielmehr Blech-dächer um den Stamm herum — die Ameisen gleiten darauf herunter — schützen muß. Auch Moskiten gibt es bloß dort, wo stehendes Wasser, Fliegen nur dort, wo Vieh ist.

Das Klima des Landes kann man nicht umhin herr-lich zu nennen, die Temperaturunterschiede sind schroffer als in Santa Katharina, was aber will das sagen gegen-über den unerhörten Unbilden unseres deutsch-europäischen Klimas? Das Klima mag auch etwas weniger feucht sein als weiter nordwärts, d. h. Regengüsse und Trocken-heit wechseln unregelmäßiger und in viel längeren Zeit-räumen mit einander ab. Auch hier aber trägt, wenig-stens in den Städten, jedermann einen Schirm, nicht etwa einen Sonnenschirm, sondern einen echten und richtigen Regenschirm, denn man weiß nie, wie es werden wird, und wenn es einmal Regen gibt — nun dann regnet es, wie man dies in Europa nicht kennt. Schnee kommt natürlich noch häufiger vor als in Santa Katharina, aber die wenigsten Leute haben ihn gesehen. Epidemien sind mit Ausnahme der Pocken noch nie bis zum Urwald-gürtel gelangt und das hohe Alter so manches Kolonisten legt für die Gesundheitsverhältnisse des Landes das günstigste Zeugnis ab.

Bevor wir nach Mundo Novo kamen, hatten wir den kleinen Fluß Santa Maria zu durchreiten, was, falls es nicht am letzten oder vorletzten Tage starke Regengüsse gegeben hat — alle diese Wässer laufen sehr schnell ab —, nicht sonderlich schwer ist. Ich kehrte bei Herrn Petri, einem Vendenbesitzer, ein, der darüber klagte, daß man bisher noch kein Mittel kenne, das ranzig werdende Oel aus Speck und Schmalz herauszuziehen, und dieserhalb nicht mit Nordamerika konkurrieren könne. Am folgenden Tage ging es nach Taquara, dem Hauptorte der Privatkolonie Mundo Novo, wo ich im Kehlschen Gasthause



Santa Maria do Mundo Novo.

abstieg. In Taquara lebte damals als Arzt ein deutscher Gelehrter, Dr. v. Ihering, der sich später in Porto Alegre niedergelassen hat. Außer dem naturwissenschaftlichen Interesse, welches die Wälder der Umgegend einflößen, besitzt der kleine Ort von 470 Seelen eine gewisse nicht zu unterschätzende Bedeutung als Station auf dem Wege zum Hochlande. Ueber Taquara ließe sich vom Hamburgerberg aus mit Leichtigkeit eine Eisenbahn nach Torres und weiter nordwärts nach Santa Katharina führen — der Neid zwischen den Provinzen wird deren Bau wohl

fürs nächste nicht zulassen —, schon jetzt aber ist Taquara, sei es Endziel, sei es Station jener straffhaarigen brasilisch-indianischen Serraner (Bewohner des Hochplateaus), die barfuß mit Hose, Hemd, Hut und Lanze zu Pferde sitzend zu gewissen Zeiten des Jahres ihre Viehherden auf den wenigen Serrastraßen abwärts treiben. Diese Serraner, ein wildes, banditenartig und zigeunerhaft aussehendes Volk, bringen allerlei Seltsamkeiten mit, Wildhäute und dergleichen, um sich selbst beim deutschen Vendenbesitzer mit den wenigen zum Lebensunterhalt nötigen Waren, namentlich Salz für das Vieh, auszurüsten. Und wenn auch die Leute, wie das zuweilen geschieht, ihre ganze Familie mitbringen, so hat es damit des weitern nicht viel Schwierigkeiten, denn der Haushalt besteht bloß aus einer an vier Pflöcken aufzuspannenden Kuhhaut als Schlafstelle und einer Cuja (hohlen Kürbisschale), aus der man vermittelst eines Rohres den Mate schlürft.

Am folgenden Tage (14. September) ging es bei 24 bis 25 Grad Reaumur im Schatten zum Sitz der Munizipalverwaltung, Santa Christina do Pinhal, und weiter zum Morro Pellado. Wir hatten dabei den Rio dos Sinos zu kreuzen an einer Stelle, wo er noch mit Dampfschiffen befahren wird, und nachdem wir eine halbe Stunde lang vergebens nach dem Fährmann gerufen — ein paar faule Brasilier, die am jenseitigen Ufer lagen, ließen sich nicht aus dem Schlafe aufwecken —, entschlossen wir uns, hindurchzureiten. Wir ließen die Steigbügel fallen, zogen die Füße so viel als möglich in die Höhe, griffen mit den Händen in die Mähne und vorwärts ging es, denn die Tiere, denen die Sache zu gefallen schien, ließen sich kaum mehr halten. Ein paar Minuten lang verloren sie den Boden unter den Füßen, dann wurde das Wasser flacher, und lachend trabten wir am andern Ufer aufwärts. Etwas weiter begegnete uns ein vornehmer Brasilier mit seinen Sklaven — alle zu Pferde —, von denen einer den Regenschirm, ein zweiter die Satteltaschen trug u. s. w. Man sagte mir, der Herr sei der Führer der konservativen Partei in dieser

Gegend, ein hochangesehener und vielgefürchteter Mann, der eine ähnliche Stellung einnähme, wie in Sizilien und Kalabrien die „Patrone“.

Mehrere Kreuze am Wege zeigten den Ort an, wo in dieser etwas übel berüchtigten Gegend Leute ermordet worden — meist aus Eifersucht oder politischen Beweggründen —, und es wurde mir auch die Summe genannt, für welche jenseits des Flusses, ich weiß nicht, ob noch heutigentags, Mörder zu dingen wären. Im deutschen Urwald steht — falls man von der Kirchweihe, bei der alle Feindschaften ausgefochten werden, absieht — die öffentliche Sicherheit trotz des Mangels an Polizei auf mindestens derselben Höhe wie in Deutschland, selbst in einsamster Waldgegend braucht man vor den seltenen Reitern, die einem dort begegnen, keine Scheu zu haben, viel weniger also auf den Pikaden-Straßen, wo sich sogar alle 10 bis 15 Minuten Gelegenheit bietet, nach dem Wege zu fragen. Anders auf dem Kamp, anders auch in dünn bevölkerten, von Brasiliern bewohnten Gegenden. Mögen auch eigentliche Raubanfälle äußerst selten sein — kürzlich wurde ein Musterreiter verwundet —, so führt doch jedermann Waffen bei sich und man läßt sich einen Begegnenden nicht gern allzu nahe auf den Leib rücken. Es heißt — die Wahrheit dieser Erzählung habe ich jedoch nicht erprobt —, daß, wenn man jemand in einsamer Gegend um Feuer bitte, der Betreffende die Zigarre in den Lauf seines Revolvers stecken und solchergestalt hinüberreichen werde. Dergleichen Erzählungen erscheinen um so glaublicher, als die gewöhnlichen Brasilier dieser Gegenden physisch weit kräftiger sind, als man nach den Typen von Rio de Janeiro vermuten sollte.

Als wir uns S. Leopoldo näherten, wälzten sich von den umliegenden Höhen die lodernden Wolken eines Kampbrandes zum Himmel empor, und ich wußte jetzt, warum während der letzten Tage allenthalben von Höhenrauch die Rede gewesen war. Zu unsern Füßen lag ein herrliches Panorama, das weite, annoch unkultivierte und sumpfige Tiefland des Rio dos Sinos, dereinst das herr-

lichste Kulturland für Reis. Und weiter ging es durch die Uebergangsformen zwischen Serra Geral und Kampland, bis vor Kochs Hotel in S. Leopoldo dieser mein erster Urwaldritt in der Provinz Grande do Sul sein Ende fand. In sieben Tagen hatte ich auf meiner braven Mula 185 Kilometer zurückgelegt, was zwar für europäische Straßen nicht viel, unter hiesigen Verhältnissen aber, wenn auch keine außerordentliche, so doch eine mittlere Leistung ist.

Der Name des Städtchens S. Leopoldo wird in Deutschland von allen Ortschaften des riograndensischen Urwaldes am meisten genannt. Seine Anlage ist indessen trotz hübscher Gebäude, hübscher Kirchen und hübscher Brücken — wenn sie nur nicht so sehr viel Geld gekostet hätten — ein wenig verfehlt. Der protestantische Geistliche, Dr. Rotermund, leitet dort eine vielgerühmte Schule und eine Zeitung; das meiste Leben aber erhält der Ort durch ein Jesuitenseminar (ein anderes befindet sich in Santa Cruz), das auch vielfach von Protestanten besucht wird. Die Kinder befinden sich dort, den weiten Entfernungen und schlechten Verkehrsverhältnissen entsprechend, in Pension, und die klugen Herren stellen die Preise so niedrig (50 Mark monatlich), daß andere Leute nur schwer mit ihnen zu konkurrieren vermögen.

Durch die Geschichte der deutschen Kolonien in Südbrasilien zieht sich als roter Faden der unselige Streit zwischen Liberalen und Jesuiten. Schon während jener Revolution, die am 20. September 1835 in Porto Alegre ihren Anfang nahm, fochten die katholischen Bauern auf seiten der Republikaner, die protestantischen auf seiten der Kaiserlichen. Seitdem ist durch das nimmer endende und nicht genug zu tadelnde Gezänk unter den höheren Klassen der Deutschen — ich brauche bloß an den Ausstellungszwist von Porto Alegre zu erinnern — fortdauernd ein böses Beispiel geboten worden. Die Macht der Jesuiten wächst von Jahr zu Jahr, so ziemlich alle katholischen Pfarrstellen Deutsch-Brasiliens sind in ihren Händen (bloß in S. João do Monte Negro gibt es einen katho-

lischen Geistlichen, der nicht Jesuit ist, und diesem einen haben alle übrigen in kluger Voraussicht dessen, was einmal kommen könnte, ihre Güter zuschreiben lassen), sie verkünden mit erstaunenswerter Offenheit ihre Ziele, das großartige Netz, welches sie über das Land spannen, sie arbeiten ruhiger als ihre Gegner, mit einer Umsicht, die — ich will es offen gestehen — mir imponiert hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie zu drei Vierteln Gutes thun, das eine Viertel aber, welches übrig bleibt — Unfriede, Verdummung, wachsender Wunderglaube — wird ihnen, mögen sie auch noch für lange Zeit Erfolg an Erfolg reihen, den Hals kosten. Ob nicht auch von liberaler Seite gesündigt worden ist, will ich unerörtert lassen; jedenfalls trugen Spaltungen im eigenen Lager, Indifferentismus und stellenweise starke Hervorkehrung materialistischer Ideen nicht dazu bei, ihre Wehrkraft zu stärken. Ich weiß, daß es fromme Wünsche sind, wenn ich zu versöhnlichem Einlenken, zur Hervorkehrung des vielen Gemeinschaftlichen, nicht aber des Trennenden ermahne, ebenso wie wenn man von der zunehmenden Entwaldung des schmalen Urwaldgürtels abrät; die Herren Jesuiten sollten aber doch bedenken, daß sie dauernde Werke bloß im Frieden schaffen können, daß die Eroberungspolitik ihrer Vorgänger einem Pombal unterlegen ist, während sie doch dem damals etwas faden Liberalismus gegenüber auch moralisch eine ganz andere Macht darstellten als heutzutage.

Während die katholische Geistlichkeit von der Regierung besoldet wird, herrscht für den Protestantismus die völligste Trennung zwischen Kirche und Staat. Die Wahl und natürlich auch die Besoldung eines Geistlichen ist reine Privatsache von so und so viel Personen, die sich, ohne daß die geringste Förmlichkeit dazu nötig wäre, als Gemeinde konstituieren. Und doch hat ein solchergestalt erwählter Geistlicher Zivilstandsbefugnisse, die von ihm vollzogenen Trauungen sind rechtsgültig und was dergleichen mehr. Daraus ergeben sich nun die verwickeltsten Rechtsstreite, zu deren Lösung die brasilische

Justiz noch nicht das Geringste beigetragen hat. Im allgemeinen hat ja, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, der protestantische Geistliche allen Grund, sich mit seiner Gemeinde auf so guten Fuß als möglich zu stellen. Nun aber ist doch einmal ein Teil der Gemeinde mit ihrem Seelsorger unzufrieden, sie wählt sich zum Pastor einen — Katholiken (frühern preußischen Offizier), und dieser hält allsonntäglich in der protestantischen Kirche Gottesdienst. Welcher Gemeinde gehört nun das Kirchenvermögen, welcher Geistliche hat Anrecht auf das Pfarrhaus? Füge ich hinzu, daß es viele Eltern gibt, die ihre Kinder nicht taufen lassen, daß die evangelische Pfarrstellen stellenweise gerade an solchen Orten mit beschränkten Köpfen oder jesuitischen Charakteren besetzt sind, wo liebenswürdige Gemüter und offene Geister am Platze wären, so mag man sich von den kirchlichen Verhältnissen Südbrasiliens ein Bild entwerfen. Die in Deutschland mit Unrecht so viel besprochene Frage der protestantischen Kirchtürme ist dagegen so unwesentlich als möglich; wo eine protestantische Kirche mit Turm und Glocken steht, wie z. B. in der Baumschneiz und an vielen anderen Orten, da wird niemand es wagen, Turm oder Glocken wieder herunterzureißen. Das größte Interesse und die größte Teilnahme verdienen die immer ziemlich traurigen Schulverhältnisse. Für den Elementarunterricht gibt es Regierungs- und Privatschulen, für den höheren die beiden oben erwähnten Jesuitenseminare, sowie eine erst kürzlich gegründete Privatschule von Dr. Aust in Porto Alegre. Die Regierungsschulen sollten der portugiesischen Sprache im Urwald das Feld ebnen, haben aber in diesem Punkte nicht viel erreicht; die aus Privatmitteln gegründeten Schulen — jedes Kind zahlt dem Lehrer monatlich zwei Mark — haben mit dem Mangel an tüchtigen Lehrkräften zu kämpfen. Wer auf andere Weise sein Brod nicht zu verdienen weiß, wird für kürzere oder längere Zeit Lehrer; wie die Kinder sich dabei stehen, mag der Leser sich selbst sagen. Noch wäre zu erwähnen, daß die Schulferien auf dem Lande mit

Aussaat (Anfang September) und Ernte (Weihnachten) der schwarzen Bohnen zusammenfallen.

Nach mehrtägiger Rast trabte ich abermals und zwar diesmal mutterseelenallein ins Land hinein: es galt einem Besuche der beiden Wasserfälle, des kleinen (Rio Feitoria) und des großen (Rio Cadea). In der Bergheimerschneiz machte ich in der Vende von Witwe Herzer Rast, um nach dem Mittagessen — im Urwald speist man punkt 12 Uhr — zum kleinen Wasserfall weiterzureiten. Der Sohn des Hauses begleitete mich auf herrlichem Tobiano- (braun und weiß geflecktem) Pferde und wir jagten in frohem Galopp durch ein waldbegrenztes Wiesenthal von unvergleichlicher Schönheit, als ich, die die Worte „sehr schön“ äußernd, mich plötzlich in allerinnigster Berührung des Erdbodens wiederfand. Mein Pferd steckte mit den Vorderfüßen bis zum Bauche im Sumpf und hatte mich in kühnem Bogen kopfüber geschleudert. Ich versuchte, wie das in solchen Fällen das klügste ist, so vergnügt als möglich zu lächeln, half dem Tiere und kletterte wieder hinauf. Ein Wassersturz mit hundert lieblichen Kaskaden, eine kühle Felswand, deren altmodisches Farnkleid an verschollene Erdepochen erinnert; was soll ich anders oder mehr sagen über eine Szenerie, die in allen Ländern doch immer die gleiche bleibt! Zur Bergheimerschneiz zurückgekehrt, mußte ich am Abend die schöne Brücke bewundern, die über den Bach führt und 160 000 Mark gekostet hat. Auch führte man mich durch verschiedene industrielle Anlagen — Ziegelei und Holzschneiderei — der Herren Sauter, die mit einer in St. Leopoldo gebauten Dampfmaschine arbeiten. Sonst gibt es noch Mahlmühle, Schnapsbrennereien, Achatschleifereien u. s. w. Industrie und Gewerbe würden schon weiter entwickelt sein, wenn nicht der Mangel an zuverlässigen und geschulten Arbeitern im Wege stände. Die arbeitsamsten und tüchtigsten Elemente wenden sich in einem Lande, wo es so leicht ist, Freibauer zu werden, doch stets dem Ackerbau zu. Und trotz des unverkennbaren Arbeitermangels kann man kaum einem

Fabrikarbeiter, falls er nicht auch etwa zum Landbau taugt, anraten, nach Brasilien zu gehen. Die industriellen Unternehmungen sind noch nicht zahlreich genug; in Brasilien hat der Arbeiter nicht wie in Europa, wenn an einem Orte alle Stellen besetzt sind, fünfzig andere Fabriken zur Hand, bei denen er sein Glück versuchen kann.

Interessanter noch als die Anfänge brasilischer Industrie war nur ein Pferdehandel, dem ich zuzusehen Gelegenheit hatte. Ein älterer Herr — er hatte bei unserer Kavallerie gedient — wollte ein blutjunges Roß kaufen, das kaum sechsmal einen Reiter getragen. Der deutsche Pferdehändler fing es mit dem Lasso — in der Kunst des „Lassens“ stehen die Deutschen den Brasiliern nicht nach —, schnallte den Domador-Sattel auf, der nach vorn und hinten stark in die Höhe biegend einen besonders festen Sitz verleiht, ließ das wilde Tier unter seiner eigenen Führung eine halbe Stunde lang austoben und brachte es dann dem ehemaligen Kavalleristen. Nicht ohne ein leises Gefühl der Beängstigung sahen die Umstehenden diesen aufsteigen. Es ging aber alles gut, für 28 Milreis (56 Mk.) wechselte eines der schönsten Pferde, die ich jemals gesehen, den Eigentümer. Die Roßtäuscher holen diese Tiere truppweise vom Hochplateau oder der Campanha, wo sie von den Estancieros den ganzen jungen Nachwuchs, gut und schlecht durcheinander, zu 30 bis 40 Mark das Stück erstehen.

Als ich, wiederum allein, zum großen Wasserfall weiterritt, mußte ich selbst vom Pferde herab die zahlreichen Pforten öffnen, welche hier auf wenig benutzten Seitenwegen als Ergänzung der Holz- oder Stein-Umzäunungen die einzelnen Besitzstücke abschließen — wenn man noch nicht darin geübt ist, ein nicht gerade leichtes Unterfangen. Nachdem am Abend des folgenden Tages einige Hunderttausend Kubikmeter Wasser vor meinen Augen in ununterbrochenem Sturze die 120 Meter hohe Felsenwand hinuntergesaust, ging ich an das schwere Werk, mir selbst vom obern Rande des Felsens aus seit-

wärts mit Axt und Fuchsschwanz (einer Stange, an der ein sichelförmiges Messer steckt) einen Weg nach unten zu bahnen. Weiter als etwa 500 Schritt gelangte ich jedoch nicht, obwohl ich durchaus keinen jungfräulichen Wald vor mir hatte — die schönsten Bäume waren schon herausgehauen —, denn meine Kleider litten stark unter den zahllosen Dornen, mit denen hier die meisten Gewächse ausgestattet sind. Die Dunkelheit brach herein, die Brüllaffen schienen in wildem Geheul meiner spotten zu wollen und Hunderte von Leuchtkäfern — ich sah sie hier zum erstenmal am 19. September, sie müssen also wohl in Rio Grande do Sul sehr viel später erscheinen als in Santa Katharina — schwirrten durch die Luft. Wie, dachte ich mir, muß es da wohl jenem frisch aus Europa herübergekommenen Musterreiter zu Mute gewesen sein, den sein Begleiter bei einem starken Gewitter unter dem Vorwande, er wolle eine Laterne holen, im Walde zurückgelassen hatte. Der arme Mensch soll, als er das Heulen der Affen hörte und zahllose kleine Tiere — Eichhörnchen und dergleichen — über den Weg laufen sah, aus Tigerfurcht auf einen Baum geklettert sein, während sein Maultier nach Hause lief.

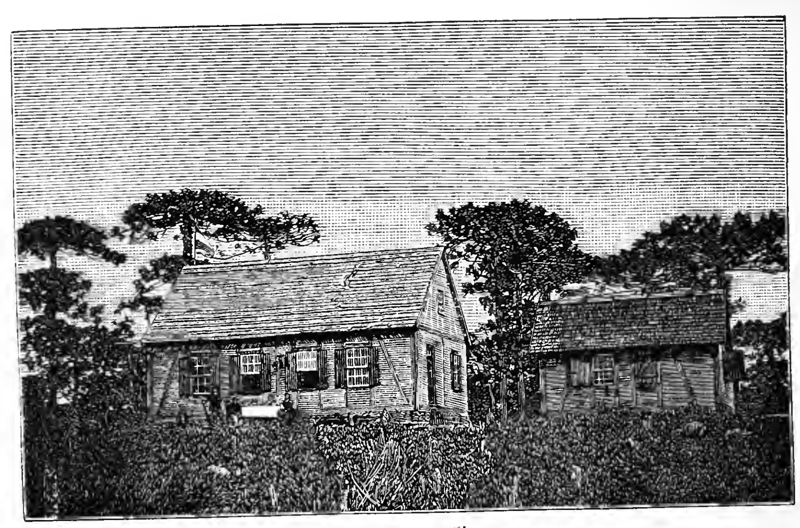
Die schlimmen Seiten des Landes, das ich zu schildern unternommen, glaube ich erschöpft zu haben, die guten schwerlich. Südbrasilien ist in der That ein Feld für friedliche Eroberungen durch Arbeit. Meine eigenen Beobachtungen haben in diesem Punkte bis ziemlich in alle Einzelheiten hinein die Urteile früherer Besucher und Berichterstatter — ich nenne aus der langen Liste bloß Blumenau, Dörffel, Gerstäcker, Tschudi, Lallemant, Wappäus, Schulz, Canstadt, Henry Lange, Sellin, v. Koseritz, Dilthey — bestätigt. Auch unsere beim brasilischen Hofe beglaubigten Gesandten sollten eine Reise zu den deutschen Kolonien — die künstliche Pflanze Petropolis kann man schwerlich dazu rechnen — als erste Pflicht betrachten. Von Rio de Janeiro aus mögen sie wohl dies oder jenes bei der brasilischen Zentralregierung vertreten, ein Urteil über die deutschen Kolonien vermögen sie von dort aus

nicht zu fällen. Und leider wird, glaube ich, das Urteil manches in einem der großen Verkehrszentren wohnenden Kaufmanns oder Konsuls bei dem Mangel eigener Anschauung durch die rein äußerliche und zufällige Thatsache ungünstig beeinflußt, daß sich alle unbemittelten Einwanderer, die durch Faulheit oder Mangel an Umsicht in Not geraten, in erster Linie an sie zu wenden pflegen. Die Frage nun, für welche Klassen von Auswanderern Südbrasilien sich eigne, würde ich dahin beantworten, daß es, wenn man so sagen darf, Ackerbau- aber nicht Handels-Kolonie, daß es ein Land für arme Leute, Tagelöhner und dergleichen sei; denn zu verhungern braucht dort niemand, der die geringste Lust und die Kraft zum Arbeiten besitzt. Auch Fabrikarbeiter finden dort, falls sie sich zuerst als Knechte verdingen und sich dem Landbau anbequemen, ein lohnendes Feld, ebenso Handwerker in gewissem Prozentsatz (bis zu einem Achtel), für die höheren Gesellschaftsklassen jedoch, gebildete Oekonomen und namentlich junge Kaufleute, ist Brasilien einstweilen noch kein Feld, im besten Falle entschädigt der Verdienst nicht für den Mangel an geistigen und künstlerischen Genüssen. Aerzte und Lehrer sind allerdings gesucht, die Privatleute aber, die sich ihrer Dienste bedienen würden, vermögen ihnen nur in den seltensten Fällen Garantien zu bieten.

Wer zur Auswanderung nach Südbrasilien entschlossen ist, sollte Werkzeuge und Kleider mitnehmen, aber keine europäischen Ackergeräte, die hier nicht am Platze sind; ferner zur Verpackung mehrere kleinere Kisten, anstatt weniger großen; sein Geld sollte er in englische Sovereigns umsetzen, die hier von allen fremdländischen Münzsorten am besten bezahlt werden; endlich und vor allem sollte er sich so wenig als möglich mit Agenten einlassen, auch wenn irgend möglich den Fahrpreis selbst bezahlen, und zwar direkt nach dem Süden. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft gibt beispielsweise direkte Billets von Hamburg nach Porto Alegre — von Rio de Janeiro Weiterbeför-

derung mit den englischen Küstendampfern — für erste Klasse 720 Mk., Zwischendeck 260 Mk. Löst man nicht von Haus aus solch direktes Billet, so kommt die Reise von Rio de Janeiro nach Porto Alegre ungefähr ebenso teuer zu stehen, wie diejenige von Europa nach einem brasilischen Hafen. Für ärmere Leute ist es aber vielleicht am vorteilhaftesten, sich trotz längerer Fahrt eines geradewegs von einem deutschen Hafen nach Südbrasilien abgehenden Seglers zu bedienen. Auf Unterstützung seitens der brasilischen Zentralregierung oder der Provinzialregierungen ist für den Augenblick wenig zu rechnen, mit Rat aber werden jedem Auswanderer der Zentralverein für Handelsgeographie in Berlin, ebenso wie dessen Zweigverein in Rio Grande und Porto Alegre zur Hand gehen. Im höchsten Grade wünschenswert wäre gewiß die Bildung von Kolonisationsgesellschaften, welche, sei es „devolutes“ Regierungsland, seien es größere Fazenden, ankaufen und parzellieren müßten. Daß zu solchen Dingen europäische Vernunft und europäische Gewissenhaftigkeit gehört, das beweist der gute Erfolg der mit so geringen Mitteln arbeitenden Hamburger Kolonisationsgesellschaft gegenüber dem Mißerfolg der brasilischen Regierung, die von 1875 bis 1879 51 584 000 Mark nutzlos für Kolonisationszwecke verausgabt (die blühenden Provinzialkolonien Santa Cruz, Santo Angelo, Neu-Petropolis und Mont Alverne haben dem gegenüber zusammen bloß 1 600 000 Mk. gekostet). Brasilien hat sich bisher keiner besonders großen Einwanderung erfreut (während der vier Jahre von 1877 bis 1880 betrug der Ueberschuß der Eingewanderten über die Ausgewanderten bloß 40 000), auf 60 000 beziffert sich die Gesamtsumme der aus Europa herübergewanderten Deutschen. Und doch sind es ihrer mit Nachkommen augenblicklich mindestens 200 000.

Leider hat sich in den letzten Jahren die Zuwanderung von Deutschen im Verhältnis zu den übrigen Nationen eher vermindert als verstärkt. Im Jahre 1881 landeten auf brasilischem Boden 28 532 Einwanderer,



Neu Petropolis.

von denen 1197 Staatsunterstützung erhielten. Der Nationalität nach waren 13 522 Portugiesen, 9059 Italiener, 3275 Deutsche, 2372 Spanier, 412 Polen, 350 Franzosen, 309 Oesterreicher, 77 Engländer, 14 Russen und 339 Angehörige anderer Nationen. Von diesen Einwanderern blieben 19 034 in der Hauptstadt Rio de Janeiro, der Rest verteilte sich auf die einzelnen Provinzen wie folgt: Rio Grande do Sul 3711, São Paulo 2885, Santa Katharina 1818, Espiritu Santo 1047, Paraná 628, Provinz Rio de Janeiro 442, Minaes Geraes 144 und Bahia 20.

Noch möchten wir für diejenigen, welche sich über die geographischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit einzelner Provinzen unterrichten wollen, bemerken, daß von den meisten Provinzen Spezialkarten, freilich nicht durchaus zuverlässige, im Buchhandel erschienen sind. Die beste Karte der Provinz Rio Grande do Sul ist von J. v. Niemeyer im Maßstab von 1 : 618 370 gezeichnet und 1876 bei Sisson in Rio de Janeiro erschienen.

Einige Tage vor meiner Abreise von Porto Alegre hatte ich noch Gelegenheit, Silveira Martins, den meist-

genannten, talentvollsten und ehrgeizigsten Staatsmann Südbrasiliens, kennen zu lernen. In einen braungestreiften Sommerponcho eingewickelt, empfing mich der brasilische Gambetta, um mir mit seinem mächtigen Advokatenorgan in längerer Rede — bald spanischer, bald französischer oder deutscher Worte sich bedienend — auseinanderzusetzen, wie er von der Durcheinanderwürfelung brasilischer und deutscher Volkselemente, deutschen Fleißes und romanischer Beweglichkeit ähnliche Kulturleistungen und ähnliche Staatenbildungen erwarte, wie seiner Zeit das Zusammenwirken von Franken und Galliern, von Goten und Celtiberern, von Vandalen und Lusitaniern sie zuletzt gebracht habe.

Am folgenden Morgen ging es auf dem „Rapido" südwärts nach Pelotas; voraussichtlich auf immer nahm ich Abschied von den unvergleichlich schönen Gebirgsszenerien Brasiliens, um einem äußerlich ganz verschieden gestalteten Teile der Erdoberfläche, den großen Pampa-Ländern mich zuzuwenden. Wie die Brasilier behaupten, müßte in politischer Hinsicht der Laplata-Strom die Südgrenze des Landes bilden, d. h. Uruguay müßte, wie dies früher der Fall war, eine brasilische Provinz sein. Anderseits erstreckt sich Brasilien in bezug auf die Bodengestaltung, Tier- und Pflanzenwelt nicht weiter als bis zum Jacuhy; der südliche Teil der Provinz Rio Grande do Sul weist schon alle Eigentümlichkeiten Uruguays und Argentiniens auf. Und einen größern Gegensatz als derjenige zwischen jenen beiden geographischen Gebieten, die am Jacuhy zusammenstoßen, vermag man sich kaum vorzustellen.

Pelotas, der große Markt- und Verschiffungsplatz für die Viehzuchtprodukte der Provinz, kann in bezug auf Anlage und Straßenbreite mit Mannheim verglichen werden, nur gibt es fast ausschließlich ein- oder höchstens zweistöckige, wenn auch wohlgebaute Häuser. Auch kenne ich mit Ausnahme von Rio de Janeiro keine einzige brasilische Stadt, die gleichviele Paläste in sich schlösse. Es heißt, daß durch den Einfluß der großen Schlächtereien

in Pelotas weit mehr Kapital stecke als in Porto Alegre, und der Augenschein lehrt, daß das wahr ist. Nur muten uns die betreffenden Bauwerke ebenso wie die plumpen Bronzestatuten auf dem Hauptplatze — wahre Ungeheuer der Skulptur — ein wenig fremdartig, fast möchte ich sagen, khedivisch-ägyptisch an. Man liebt es, die vornehmern Häuser in unsoliden Wasserfarben zartrosa oder himmelblau anzustreichen, und wie das aussieht, sobald der Kalkverputz schadhaft wird, braucht nicht erst beschrieben zu werden. Auch krönt man die über den Dachrand vorspringenden Umfassungsmauern mit jenen bunten spiegelartigen Glaskugeln, wie sie bei uns zuweilen in den Gärten aufgestellt werden.

Genug davon. Während eines gezwungenen Aufenthaltes von drei Tagen — der Dampfer nach Jaguarão schloß nicht direkt an denjenigen von Porto Alegre an — unternahm ich in der flachmorastigen, durch Hecken von Baumkakteen ganz fremdartig angehauchten Gegend eine Anzahl Ausflüge zu den hervorragendsten Schlächtereien. Und da diese Anstalten über einen Länderkomplex von der Größe halb Europas im großen und ganzen die gleiche Anlage aufweisen, so möge eine kurze Beschreibung hier folgen. „Xarqueadas“, oder in Spanisch „Saladeros“, nennt man jene ausgedehnten, meist an Flüssen belegenen Fabriken (ihre Besitzer heißen Xarqueadores oder Saladeristas), zu denen aus dem entferntesten Binnenlande, viele hundert Kilometer weit, das Schlachtvieh — Ochsen, Kühe und Stuten — getrieben wird. Uebrigens beschränkt sich die Schlachtsaison auf die drei bis vier heißesten Sommermonate, weil alsdann einesteils das in langen Lappen gleich trocknender Wäsche auf Latten gehängte Fleisch am leichtesten dörrt und weil anderseits, von den unpassierbaren Flüssen ganz abgesehen, das Vieh im futterarmen Winter zu mager sein würde. Aus einer Einfriedigung von Baumstämmen (Corral) werden die Tiere in einen engen Gang getrieben, wo der auf einer Art von Trittbrett über ihnen stehende „Desnucador“ — in Brasilien arbeiten in den Schlächtereien bloß gefühllose Neger-

sklaven — sein Opfer empfängt und ihm ein kurzes Messer ins Genick stößt. Ein kleiner Rollwagen nimmt das noch zuckende Tier auf, über das sich sofort eine Anzahl mit langen Messern bewaffneter Leute herstürzen, um es zu enthäuten, das zum Dörren bestimmte Fleisch in langen Streifen von den Rippen und Knochen loszulösen, die talghaltigen Eingeweide und Knochen in den Kochkessel zu werfen, und was dergleichen mehr ist. Das ganze Verfahren soll nicht länger als zehn Minuten in Anspruch nehmen. Ich selbst habe ihm in Brasilien niemals beigewohnt, auch kann ich nicht eben behaupten, daß mich sonderlich nach diesem häufig genug beschriebenen Schauspiel gelüstete, wenn auch die Töchter der Saladeristas, von Jugend auf daran gewöhnt, mit seidenen Kleidern und Atlasschuhen zwischen den übelriechenden Blutlachen umhertrippeln mögen.

In und um Pelotas werden zuweilen mehr, zuweilen weniger, durchschnittlich aber 350 000 Stück Vieh jährlich geschlachtet. Die Saladeros liegen des Schiffsverkehrs wegen am Ufer der dort sich vereinigenden Flüsse, des Rio Gonçalo, des Arroio de Pelotas u. s. w., und der Geruch derjenigen, die von Morästen umgeben sind, war im Oktober, also fünf bis sechs Monate nach der Schlachtsaison, unerträglich. Wenige Monate später, so sagte man mir, herrsche hier großes Leben, zur Zeit aber fand ich die Gegend nahezu verödet, denn die Sklaven pflegen während sieben bis acht Monaten als Ackerbauer in der nahe gelegenen Serra dos Taipes (jenem Gebirgszuge, wo die deutsche Kolonie S. Lourenço liegt) zu arbeiten. Fleischextraktfabriken existieren bloß am Laplata — die bekannteste ist jene von Fray Bentos am Uruguay-Fluß —, in Brasilien dagegen kennt man bloß das Konservieren des Fleisches durch Dörren an der Sonne ohne Zuhilfenahme von Salz oder Rauch. Das so gewonnene Produkt, die Xarque oder Carne Secca, dient, wie mehrfach erwähnt, in Brasilien und auf Kuba zur Speise der niedern Volksklassen und namentlich der Negersklaven. Die Häute, der wertvollste Gewinn der Viehzucht, werden in den Sala-

deros gesalzen, in den Schlachthäusern der großen Städte oder überhaupt dort, wo zum Salzen die nötigen Vorrichtungen fehlen, bloß auf Pflöcken, sei es in die Länge, sei es in die Breite, ausgereckt und gedörrt. Die Saladero-Häute dienen dann später als Sohlleder, die sogenannten Matadero-Häute vorwiegend als Oberleder. Die Carne Secca hat, obwohl sie jahrelang aufbewahrt werden kann, in Europa niemals recht munden wollen, von den übrigen Produkten aber nimmt nahezu alles seinen Weg über den Ozean. Und dieser Produkte sind in der That recht viele. Die Zungen werden als Leckerbissen eingekocht, aus den Zehen gewinnt man das Klauenöl, die Fußknochen wandern in die Werkstätten der Drechsler, die übrigen Knochen, soweit sie nicht zu Asche verbrannt werden, in die Zucker-Raffinerien, die Lebern aber, die Fleischabfälle und — man verzeihe mir die traurige Wahrheit — die Herzen werden zu Guano verarbeitet. Man zerkleinert sie, kocht sie, dörrt sie zuerst in der Sonne, dann durch Feuer und bringt sie pulverisiert in den Handel. Diese gewissenhaftere Ausnutzung auch der sogenannten Abfälle ist jedoch erst neuern Ursprungs — in Pelotas hat kürzlich Herr Elster die erste Fabrik künstlichen Guanos angelegt — und auch heute noch geht vieles verloren, was in Europa ganz gewiß Verwendung finden würde.

Die Strecke von Pelotas nach dem brasilischen Grenzort Jaguarão legte ich auf dem Dampfer „Mirim" in 18 Stunden und für 25 Milreis (50 Mark) zurück. Die Reisegesellschaft war bereits aus Spaniern (d. h. Hispano-Amerikanern) und Brasiliern bunt durcheinandergewürfelt, und unter den letztern befand sich auch eine Anzahl einflußreicher Leute, die es, wie das hierzulande Brauch ist, unter ihrer Würde hielten, Fahrbilletts zu lösen. Zunächst ging die abendliche Fahrt auf dem Rio S. Gonçalo dahin, einem Abfluß der Lagoa Mirim in die Lagoa dos Patos (oder nach wörtlicher Uebersetzung, den „Entensee"). Am Ufer gab es zuweilen kleine Buschdickichte, sonst aber bot die ganze Szenerie bloß ein Durcheinander von Wasser

und Naturwiesen, ähnlich wie in Holland, und eine durch heftige Regengüsse hervorgerufene Ueberschwemmung vermehrte die Fremdartigkeit dieses Landschaftsbildes. Allenthalben auf Festland und Inseln weideten Pferde und Kühe, auch gab es unendlich viel wilde Enten, Hühner, Tauben, Reiher, Taucher (sogenannte Pinguine), Aasgeier, Habichte u. s. w.; von menschlichen Wesen aber mußte die Gegend wohl sehr schwach bevölkert sein, denn außer den gehöftartigen Gebäulichkeiten einer Xarqueada sahen wir keine menschlichen Wohnsitze, und bloß ab und zu unterbrach die Silhouette eines in der Ferne dahingaloppierenden Reiters die Eintönigkeit dieser Landschaft. Zweimal begegneten uns Dampfer, die derselben Gesellschaft wie unser Mirim angehörten, sonst aber war auch von Schiffen oder Booten nichts zu sehen. Als es Morgen wurde, erinnerte uns ein bedenkliches Schaukeln daran, daß wir uns in der Lagoa Mirim befanden, die an der einen Seite einen bloß von Wasser begrenzten Horizont zeigte. Und wenige Stunden später ging es in den breiten noch zu Brasilien gehörigen Jaguarão=Fluß hinein, dessen rechtes Ufer jedoch die Grenze der orientalischen Republik des Uruguay darstellt. Mein zeitweiliger Reisegefährte, Herr Fabrikbesitzer Louis Scharf aus Brieg bei Breslau, ein großer Jäger vor dem Herrn, geriet in angenehme Aufregung, als man ihm zwei riesige Fischottern — fast so groß wie kleine Schafe — zeigte, die abwechselnd untertauchten und emporschnellend uns neugierig zu betrachten schienen. Unsere Aufmerksamkeit wurde jedoch bald darauf auf ein anderes Bild gelenkt, ein gewaltiges Wasserschwein, das am Uferrande weidete. Auf etwa hundert Schritt Entfernung erhielt das Tier aus gezogenem Büchsenlauf eine Kugel. Es warf den Kopf in die Höhe, taumelte, sank in die Hinterbeine, raffte sich wieder auf und stürzte mit einem tüchtigen Plumps in das Wasser. Der Kapitän versicherte uns, daß er zu andern Zeiten auf der gleichen Strecke viele Dutzende von Wasserschweinen gezählt habe, diesmal müsse das Austreten des Flusses über seine Ufer sie weiter landeinwärts gescheucht haben.

Von Jaguarão — einem kleinen Städtchen mit hübscher Kathedrale —, wo wir den nach der Lagoa Mirim zurückkehrenden Dampfer verließen, fuhren wir auf unsolidem lebensgefährlichem Boot über den reißenden Strom und gelangten, ohne daß sich eine obrigkeitliche Behörde am Ufer gezeigt hätte, nach Artigas, dem ersten orientalischen Orte, der sich mit Jaguarão in das einträgliche Geschäft des uruguayisch-brasilischen Schmuggelhandels teilt.

Bevor ich gänzlich von Brasilien und seinem Volke Abschied nehme, möchte ich noch ein paar Bemerkungen über den Charakter des Luso-Brasiliers hier anschließen. Im allgemeinen zeichnet sich derselbe durch ein ungeheures Selbstbewußtsein aus, welches, wenn auch nicht stets durch die Verhältnisse gerechtfertigt, darum doch einen nicht minder kräftigen Hebel im Kampfe des Lebens bildet. Jene Scheu, Verlegenheit, Zurückhaltung, welche sich in Deutschland so häufig bei den tüchtigsten jungen Leuten findet, ist in Brasilien unbekannt; mögen sie nun tüchtig oder nicht tüchtig sein, von Verlegenheit findet sich bei den jungen Brasiliern nicht die Spur. Auch im späteren Leben zeigen sie nicht die bei uns beliebte Zurückhaltung, jene Umstandskrämerei, welche so häufig unsre Initiative lahmlegt, und besitzen allein schon durch diesen Umstand eine ungeheure Ueberlegenheit über den Fremden. Im Umgange mit anderen bedienen sich die Brasilier, denen eine kalte, ihren Gleichmut durchaus nicht beeinträchtigende Höflichkeit geläufiger ist als uns, gewisser angenehmen Formen, die zum größern Teil angeboren, zum geringern erlernt sind. Sagt man z. B. etwas, was dem zuhörenden Brasilier besonders wichtig oder künstlerisch schön dünkt, so wird er mit einer Kußhand und einem langgezogenen „Ah“ antworten, indem er die Augen nach aufwärts richtet. In ihren Vergnügungen sind die Leute Kinder, ruhige, anständige Kinder vom Scheitel bis zur Zehe. Was die sonstigen Formen des Lebens anbelangt, so wird der Fremde am unangenehmsten von der raffinierten Unreinlichkeit berührt. In einem brasilischen Hotel

werden Fußböden und Wände meist schmutzig, Thüren und Möbel schadhaft und das Essen mehr als zweifelhaft sein. Dem gegenüber pflegen deutsch-brasilische Wirtshäuser, mögen sie auch im übrigen weit anspruchsloser sein, fast durchweg einen höhern Grad von Solidität, Ordnung und Reinlichkeit aufzuweisen. Nebenbei sucht der Brasilier, als besserer Kaufmann, so viel als möglich aus dem Fremden herauszuschlagen; in luso-brasilischen Orten stellen sich die Gasthauspreise durchschnittlich doppelt so hoch als in deutsch-brasilischen. Anderseits wird man im Gasthof zwar mangelnde Bedienung, aber niemals ein unangenehmes oder unverschämtes Auftreten zu erwarten haben. Die Leute verdienen gern, aber sie verdecken diesen Wunsch vor der Außenwelt, sie betragen sich stets anständig, ruhig, vernünftig, und es hält nicht schwer, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Die Brasilier sind schlaue, ruhig und kalt überlegende Diplomaten und geborene Geschäftsleute, wenn auch nicht so gute, wie ihre Vettern in Portugal. In Deutschland glauben wohl manche Leute, nach Ländern, die noch so wenig entwickelt sind wie Brasilien, brauche bloß ein kluger Kopf zu kommen, um unter beschränkten Geistern sein Glück zu machen. Das ist im großen und ganzen unrichtig. Hervorragende Fähigkeit bricht sich in der ganzen Welt Bahn; ob sie nun in entwickelten oder weniger entwickelten Ländern besser am Platze ist, hängt von den besonderen Verhältnissen ab. Jedenfalls sind brasilische Politiker in allen Intrigen, brasilische Kaufleute in allen Spitzfindigkeiten zum mindesten nicht weniger gut bewandert, als dies unter gleichen Verhältnissen in Europa der Fall zu sein pflegt. Das Land, wo die guten und dummen Leute wohnen, ist noch ebensowenig bekannt, wie dasjenige, wo junge Kaufleute ohne hervorragende Tüchtigkeit und ohne den Schweiß von Jahrzehnten ein Vermögen zusammenzulesen vermöchten. Im Kampf ums Dasein kommen dem Brasilier gegenüber dem Fremden seine bescheideneren Ansprüche an Lebensgenuß, seine einfachern Gewohnheiten zugute. Die Brasilier sind weit

sparsamer als die Deutschen, die sich, sobald einmal die Einnahmen besonders reichlich fließen, nicht selten den Anschein geben, als ob sie Geldeswert gar nicht mehr kennten. Die Brasilier der mittleren Klassen lebten früher nach unsern Begriffen sehr patriarchalisch, sehr bescheiden, sehr einfach, sehr glücklich; ihr Unglück ist es, daß sie sich von den Fremden allerlei neue Bedürfnisse, beispielsweise das Trinken fremder Biere, haben angewöhnen lassen. In bezug auf Getränke sind jedoch die Brasilier noch immer ein äußerst mäßiges Volk, weit häufiger ruinieren sich die jungen Leute durch eine allzugroße Vorliebe für das andere Geschlecht.

Was den Brasilier am meisten von dem Hispano-Amerikaner unterscheidet, ist ein gewisser weicher, sanfter, beinahe weibischer Zug, der sowohl in der Körperbildung, wie auch, und zwar ganz besonders, im Charakter hervortritt. Der Spanier ist großartiger, wenn man so sagen darf, in allem, was er thut und treibt: ist er liebenswürdig, so ist er es in höherem Grade als der Brasilier, ist er unangenehm, so übertrifft er den Brasilier auch nach dieser Richtung. Der Spanier verträgt weniger leicht Widerspruch, ist feuriger und jähzorniger. Hat man beispielsweise auf irgend einer Zollstation Brasiliens Unannehmlichkeiten oder Scherereien durchzumachen, so weiß ich nicht, ob es gerade klug sein würde, die Zollbeamten auszuschimpfen, ungestraft darf man es ganz gewiß thun. Unter Spaniern könnte einem das übel bekommen, der Brasilier würde sein Benehmen kaum deshalb ändern.

Mit der spanischen Rasse teilt die portugiesisch-brasilische den Drang, sich um öffentliche Aemter und eine politische Laufbahn zu bewerben; auch ist die Anlage zur Rhetorik, eine gewisse Oberflächlichkeit und die Hinneigung zu französischem Wesen beiden Rassen gemeinsam. Ein auffallender Unterschied aber zeigt sich in dem Verhalten derjenigen, die es nun wirklich zu einer politischen Karriere gebracht haben. Bei einem spanischen Staatsmanne wird der Fremde denn doch weit mehr gewissenhafte Arbeitslust, mehr Offenheit, mehr Adel der Gesinnung finden.

Die starke Seite der Brasilier liegt in ihrer diplomatischen Schlauheit, ihrer ruhigen, kühlen, vernünftigen Ueberlegung und bisweilen, so seltsam dies auch klingen mag, in ihrem Mangel an Impulsen, ihrem Mangel an Initiative. Kommt man zu einem brasilischen Staatsmanne, so wird er alles versprechen und es auch an einigen schablonenhaften Höflichkeitsphrasen nicht fehlen lassen, erfüllen aber wird er von seinen in zweideutiger Form gegebenen Versprechungen entweder gar nichts oder verschwindend wenig. Anderseits aber wird der Brasilier sich nur selten zu unüberlegten Schritten hinreißen lassen, auch in seiner Energie liegt etwas Weiches und Weibisches, das der Gaucho-Natur der Leute vom Laplata gänzlich fremd ist. In politischer Hinsicht kommt den Brasiliern ihre schlaue Vernünftigkeit im Verein mit ihrer monarchischen Staatsform sehr zugute. Mögen auch die Brasilier an Unternehmungsgeist, an Kühnheit, an Tapferkeit von den Hispano-Amerikanern weit übertroffen werden, so ist doch die zäh und konsequent durchgeführte Eroberungspolitik Brasiliens in manchen Fällen von Erfolg gekrönt gewesen. Seit den ersten Anfängen portugiesisch-spanischer Herrschaft können wir bis auf den heutigen Tag das Bestreben Brasiliens verfolgen, bei irgend einer schlau ausgewählten Gelegenheit seine Grenzen weiter vorwärtszuschieben.

Was nun die Stellung der Fremden anbelangt, so würde ich es vorziehen, als Durchreisender unter den reinlicheren und kavaliermäßigeren Spaniern zu leben, ob das Gleiche für den dauernd sich Ansiedelnden gilt, wage ich nicht zu entscheiden. Unter den Spaniern walten weit unumschränkter die Impulse, auch der Neid gegenüber den Fremden nimmt bisweilen eine leidenschaftliche Form an. Und sind erst einmal des Spaniers nationale oder sonstige Leidenschaften erregt, so glaube ich, daß ziemlich schwer mit ihm auszukommen sein würde; beim Brasilier darf man auf ein weit geringeres Maß guten Willens, aber auf weit mehr kaufmännische Ueberlegung rechnen. Das alles gilt denn auch für die Kolonisationsfrage. Durch die

Laplata-Staaten geht ein großartiger, ein wenig nordamerikanisch angehauchter Zug des Lebens. Falls aber nicht ganz besondere Gründe für ein noch nicht in größerem Maßstab von deutschen Kolonien besetztes Land sprechen, und das könnte betreffs Uruguays und Paraguays, aber keinesfalls betreffs Argentiniens der Fall sein, wird doch stets der Anschluß an schon bestehende und gut gedeihende Kolonien, wie beispielweise diejenigen Südbrasiliens, vorzuziehen sein.

Inhalt.


KARTE
von
SÜD-BRASILIEN
mit Angabe der von
DEUTSCHEN bewohnten COLONIEN.
Von
Dr. HENRY LANGE
KAISERREICH BRASILIEN
Mappa Geral
das Estradas de Ferro das Provincias de
Rio de Janeiro, S. Paulo e Minas Geraes.
Eisenbahn-Karte
der Provinzen
Von Henry Lange
Provincia de São Paulo
Prov. de Minas Geraes
Prov. do Rio de Janeiro
Oceano Atlantico
Atlantischer Ocean
S. PAULO
MINAS GERAES
SÃO PAULO
PARANÁ
S. CATHARINA
S. PEDRO do RIO GRANDE do SUL
PARAGUAY
URUGUAY
Rio de Janeiro
Porto Alegre
Deutsche Colonien
Westliche L. v. Greenwich
1881.

